

Denkwürdigkeiten
des Herrn von Falckenskiold,
Königl. Dänischen Generals

während des Ministeriums und der Katastrophe

des Grafen von Struensee;

enthaltend

eine treue und unpartheiische Darstellung der Ursachen und Umstände dieser Katastrophe, in welche der Verfasser mit verwickelt gewesen, so wie seiner fünfjährigen Gefangenschaft auf der Feste Munckholm,

nebst

einer Relation der Feldzüge desselben in der Russischen Armee gegen die Türken in den Jahren 1769—70,

und

Betrachtungen über den Militair-Etat Dänemark's 2c.

herausgegeben

von

Phil. Secretan,

Vice-Präsidenten des Waadtländischen Ober-Appellations-Hofes.

Aus dem Französischen;

von

L. A. Magnus.

Erster Theil.

Leipzig, 1826.

Bei C. H. F. Hartmann.

Einleitung.

Als man sich mit dem Drucke der letzten Blätter dieser Denkwürdigkeiten beschäftigte, wurde der Herausgeber und Hauptredakteur derselben, Herr Phil. Secretan, Oberrichter des Waadter Kantons, den Wissenschaften, der Philosophie und der Magistratur durch den Tod entrissen.

Der Graf von Falckenskiold, mit welchem er lange im vertrautesten Umgange gelebt, hat ihm sterbend die Materialien zu diesen Memoiren mit der ausdrücklichen [illegible] anvertraut, sie zu ordnen und zur öffentlichen Kenntniß zu bringen. Das Andenken seines, in einer 40 jährigen Verbannung verstorbenen Freundes, die letzten Worte desselben, dem seine Verfolger Schweigen zum Gesetze gemacht, erheischten diese Arbeit. Der Herausgeber unterzog sich derselben mit dem Fleiße eines Greises, der mit seinen Jahren geizt, wie mit der Energie der Talente und Anstrengungen, die einen jungen Mann auszeichnet. Ohne sein hohes Alter, seinen zarten körperlichen Zustand und die wichtigen Arbeiten seiner Funktionen zu berücksichtigen, begab er sich verwichenes Jahr nach Paris, um durch die Beschleunigung des Druckes dieses Werks sich einer Schuld der Freundschaft, der Ehre, und man kann sagen, auch der hohen Rechtlichkeit zu entledigen; denn man wird in der Folge sehen, daß der Graf von Falckenskiold weder von Eigenliebe noch Nachgefühl inspirirt war. Er erfüllte bloß eine religiöse Pflicht gegen erhabene Unglückliche, denen er nicht durch Ehrgeiz und Eigennutz, sondern durch Verfolgung, Gefängniß und Verbannung sich zugesellt fand.

Vor funfzig Jahren in ein höchst geheim gehaltenes gerichtliches Verfahren verwickelt, dessen Resultat die öffentliche Absetzung einer Königin, die Bestrafung eines Premier-Ministers und die des Günstlings des Königs war, liefert er sämmtliche Aktenstücke dazu. Entfernt von dem Vorsatze, die Wege des Skandals zu verfolgen, hat er keinen als Werkzeug dazu geeigneten Mann gewählt. Die tugendhafte Mäßigung, welche man in dieser Schilderung findet, zeigt von edlern Motiven.

Seine eigne Unschuld und die Kenntniß der Thatsachen, setzten ihn in den Stand, als Rechtfertiger seiner Königin und ihrer beiden andern Mitangeklagten aufzutreten: ein solches Vermächtniß konnte nicht würdiger als Herrn Secretan anvertraut werden. — Aus einer der geehrtesten Familien Lausanne's stammend, und frühzeitig den klassischen und moralischen Studien obliegend, vervollkommnete er seine erste wissenschaftliche Bildung durch Reisen und unablässige Arbeiten in der Geschichte und politischen Haushaltung. Nichts, es mogte die Justiz- oder Regierungsverwaltung betreffen, entging seinen Forschungen. Seine liebenswürdigen Sitten, sein Sinn für ruhige Lebensweise, verbunden mit unbegrenzter Arbeitsliebe, bestimmten seine Laufbahn als Richter. Führt man an, daß er schon frühzeitig zur ersten Würde gelangte, so hat man zugleich den Maßstab von der Weisheit der Regierung, die ihn dazu erhoben, wie von den Vortheilen, welche für das Waadtland in einer langen Reihe Jahre daraus erwachsen ist. Obschon seine Zeit zwischen Büchern und der Ausübung seiner Pflichten, als Mann in öffentlichem Amte, als Gemahl und Vater einer zahlreichen Familie, deren Glück er ausmachte und durch die er selbst sich glücklich fühlte, getheilt war, so blieb er gleichwohl den gesellschaftlichen Freuden nicht fremd, und erhöhete sie vielmehr durch die sich immer gleichbleibende Anmuth und Sanftmüthigkeit seines Karakters, wie durch die stets bescheidenen Schätze eines gebildeten Geistes.

Diese zwischen ihm und dem Grafen von Falckenskiold

schnell entstandene, und doch als dauernd sich bewährte Verbindung, bildet einen ziemlich sonderbaren Kontrast; denn daß Herr Secretan in der nachherigen Notiz sich nicht unter die ausgezeichneten Personen, aus welchen die Gesellschaft des Grafen bestand, mit zählt, liefert nur den Beweis von seiner beständigen Zurückhaltung, zumal ihn dieser Fremde zum Erben seiner Hinterlassenschaft und zum Vollzieher seiner letztwilligen Verfügungen ernannt hat. Diese beiden, von Karakter, Neigung und Stellung so sehr verschiedenen Männer hielten aber durch das Band der Ehre und Treuherzigkeit, wie durch gleiche Liebe für Humanität, Gerechtigkeit und öffentliche Freiheiten zusammen. Danach wogen sie beide die Begebenheiten des unversehenen, blutigen Drama's beim Hofe von Dänemark, wo man es sogar wagte, Liebe und Galanterie figuriren zu lassen; Falckenskiold war dabei Mitvertrauter und fiel als Opfer, der Souverain aber ist hier noch unter einer passiven Rolle.

Man sieht, wie da der erste Minister, Graf von Struensee, nützliche Reformen bewirkte, und noch andere einleitete. Falckenskiold, von der Russischen Armee, bei welcher er sich ausgezeichnet, zurückberufen, wurde zu Rathe gezogen und von Struensee für einige Zweige der Militair-Verwaltung gebraucht. Dieser Minister bewirkte Gutes, ging aber dabei zu einseitig zu Werke; als wenn er es in ruhiger Abgeschiedenheit des Privatlebens entworfen hätte *), traf nicht die geringsten Vorsichtsmaßregeln, und verließ sich bloß auf seine guten Absichten, indem er diese durch einen sogenannten absoluten Monarchen und die Gunst einer jungen Königin, Tochter und Schwester der Könige von England, hinlänglich unterstützt wähnte.

Allein die unumschränkte Gewalt wandelt durch Katastrophen; da wo der König alles gilt, genügt es, wenn man ihn überrascht und sich seines Namens bedient, um alles

*) Dieß erinnert an einen zarten Vers des Fürsten Belloselsky in seiner Ode auf den Tod Paul's I.:
Andre thaten Böses, Er that schlecht das Gute!

wagen zu können. Die Königin-Mutter und ihr zweiter Sohn, der jüngere Bruder des Königs, standen unter den Einflüsterungen eines ehrgeizigen Pfaffen *). Unversehens wird der erste Minister, wie auch der Günstling des Königs aufs Blutgerüst geschleppt, die junge Königin ins Gefängniß geworfen, und auf eine schmähliche Weise vertrieben, ihr königlicher Gemahl mit einem Brandmal, das die Geburt und die Rechte seines Sohnes zur Krone beeinträchtigt, verletzt; alles dieses geht unter Bällen, Festlichkeiten und Schauspielen bei Hofe vor. Der Kaplan wird erster Minister, die verwittwete Königin und ihr zweiter Sohn regieren unter dem Namen des Königs, der außerdem eben so unumschränkt als **vor** dem Familien- und Hof-Coup de main bleibt.

Dieß ist die Katastrophe, welche die Herren von Falckenskiold und Secretan mit allen derselben vorangegangenen Ereignissen, durch bloße Darstellung der Thatsachen und Aktenstücke mit Ruhe und unpartheiischer Gerechtigkeit geschildert haben.

Diesem historischen Stücke folgt *) eine Uebersicht der Feldzüge von 1769 und 70 zwischen den Russen und Türken in denselben Provinzen des Pruth's und der Donau, die gegenwärtig der Schauplatz eines neuen Kampfes zu werden scheinen, worauf Europa so aufmerksam hinblickt.

Der General Falckenskiold zeichnete sich dabei eben so sehr durch Tapferkeit als Talente aus. Er war mit den Plänen zur großen Strategie der Russischen Armee beauftragt, was ihn in Stand setzte, über die militairische Topo-

*) Guldbergs, anfänglichen Erziehers des Prinzen Friedrich.
D. Uebers.

**) Das Original beginnt mit den Russisch-Türkischen Feldzügen; es schien indeß bei dessen Uebertragung zweckmäßig, da der Zusammenhang es erlaubt, das Ganze in zwei Theile zu sondern, dergestalt, daß der erste Theil sämmtliche Struensee'sche Angelegenheiten nebst den darauf bezüglichen Mittheilungen enthält, und der zweite mit den Russischen Feldzügen anfangend, die Uebersicht des Schwedisch-Russischen Krieges von 1788 folgen läßt, und den Beschluß mit der den Militair-Etat Dänemarks betreffenden Denkschrift und den Nachträgen macht. D. Uebers.

graphie dieses Landes zu sprechen, die Operationen und Manövres der Streit-führenden Armeen zu beurtheilen, und als geistreicher Kritiker die von beiden Theilen begangenen großen Fehler anzudeuten.

Die gegenwärtigen Verhältnisse Rußlands werden auch für die Details von großem Interesse seyn, welche er über das Innere dieses Reichs, seine Hilfsquellen, Streitkräfte und ihre Zusammensetzung, über die Gesellschaft und ihre Sitten, den Zustand der Personen und Klassen, ihre Beziehungen unter einander, vom Hofe, den Großen und der Geistlichkeit an, bis zu den Kaufleuten, freien- und leibeignen Bauern herab, gibt. Bei Durchlesung dieser Arbeit mögte man behaupten, daß beide Verfasser im Voraus die Wichtigkeit eingesehen haben, die man später ihrem Werke beilegen werde.

Den Beschluß desselben macht ein Memoir über den Militair-Zustand Dänemarks, in welchem man nebst zahlreichen Thatsachen ausgezeichnete Reflexionen und Bemerkungen findet. Man wird daraus den richtigen Maßstab des Berufs, die Bestimmtheit der Lokal-Kenntnisse, und die eben so gesunden Einsichten als patriotischen Bestrebungen des Grafen entnehmen; Herr Secretan hat darin die Früchte seines Wissens als Oekonomist und Staatsmann dargelegt. Alles, Ackerbau-Fach, Industrie, Handel, Steuerwesen, Erziehung, Gemeingeist u. s. w. ist in diesem Gemälde auf eine didaktische Weise zusammengestellt, und wird die allgemeine Aufmerksamkeit fesseln. Man bemerkt darin klar die Verbindung des gesammten gesellschaftlichen Interesse mit dem Staate und der bewaffneten Macht, und eine scheinbar rein militairische und bloß Dänemark betreffende Frage wird zur Abhandlung politischer Oekonomie, für viele andere Länder anwendbar.

Diesen Reichthum an Gelehrsamkeit erlangte Herr Secretan durch anhaltende Gewohnheit des Studiums und der Beobachtung, deren Ergebnisse er jeden Tag bestimmte und niederschrieb. Seine außerordentliche Bescheidenheit verbot ihm selbst, denen Mittheilung davon zu machen, welche im

vertrautesten Umgang mit ihm lebten, und vielleicht sehen die Laharpe's, Staël, Stapfer, wie die Herren Struwe, Perdonnet, Ch. Lardy und andere seines Vertrauens werthen achtbaren Freunde hier zuerst die Versuche seiner Feder. Seine Papiere werden ohne Zweifel sorgfältig geordnet werden, und wir hoffen, daß gegenwärtiges Werk nicht das letzte seinem Andenken errichtete Monument seyn werde.

Dem Publikum wird sodann eine ausführlichere und bestimmtere Mittheilung über dessen Laufbahn vorgelegt werden.

Die Freunde der Tugend und der Wissenschaften werden es uns Dank wissen, daß wir im Voraus einige Wahrheiten über dem Grabe eines rechtschaffenen Mannes, erleuchteten Richters, einer unbescholtenen Magistratsperson ausgesprochen, der mit einem in öffentlichen Aemtern als Rechtsgelehrter, in dem Kirchen=, Militair= und höhern Handelssache schon ausgezeichneten Namen noch die Vorzüge seiner Tugenden und Einsichten vereinigte.

Sein Tod war sanft wie sein Leben; er verspürte keine Zeichen der Hinfälligkeit und kaum einige Symptome von einer Krankheit. Nach wenigen Tagen der Entkräftung entschlief er im Kreise seiner Familie, der Freundschaft und allgemeinen Achtung.

Notiz über des Herrn von Falckenskiold's Leben.

Der Verfasser dieser Denkwürdigkeiten, Seneca Otho von Falckenskiold, war den 15. April 1738 zu Slagelse auf der Insel Seeland geboren, und stammte aus einer adeligen Familie in Dänemark. Von seinem Vater, der eine hohe Militair-Stelle in der Dänischen Armee bekleidete, zum Waffenstande bestimmt, trat er von seinem 13. Jahre an in ein Regiment. Bei dieser so frühzeitigen Anstellung mußte die wissenschaftliche Ausbildung des jungen Falckenskiold leiden, und obschon er diesen Mangel zum Theil durch anhaltenden Fleiß ersetzte, so hörte man ihn noch in seinem vorgerückten Alter es bedauern, daß er des Unterrichts beraubt gewesen war, der ihn mit den gelehrten Sprachen und der alten Literatur vertrauter gemacht hätte, von denen er daher nur unvollkommene Kenntnisse erwerben konnte.

Seine Studien betrafen demnach bloß Geschichte, lebende Sprachen und Kriegswissenschaften, und da er diese Gegenstände nicht auf Anderer Antrieb, sondern aus Neigung wählte, so hörte er auch nicht auf, ihnen während seines ganzen Lebens obzuliegen.

Zu Anfange des siebenjährigen Krieges nahm er Dienste beim Französischen Regimente Elsas, und wurde in den Schlachten von Bergen und Klosterfeld, in ersterer nur leicht und in letzterer so verwundet, daß er zum Dienste unfähig war.

Während dieses Krieges legte er sich darauf, die Kenntniß von der Bewegung der Armeen zu erlangen, ihre Stellungen aufzunehmen und auf diese Weise die bisher aus Büchern geschöpften Theorien durch die Praxis zu berichtigen.

Nach dem Friedensschlusse von 1762 trat er wieder in Dänische Dienste, und erhielt eine Kompagnie bei dem damals in Norwegen stehenden Infanterie-Regimente Delmenhorst. Kurze Zeit nachher erhielt er den erbetenen Urlaub, bereiste Schweden, Deutschland, Frankreich, England, lernte die Sprachen dieser Länder, und machte sich mit deren Sitten und gesellschaftlichen Einrichtungen bekannt. Bei seiner Zurückkunft in Kopenhagen wurde er zum General-Adjutant des Königs von Dänemark ernannt, und erhielt den Kammerherrn-Schlüssel.

Da der Krieg zwischen Rußland und der Ottomanischen Pforte, im Jahre 1768, bereits ausgebrochen war, so übernahm er bei der Russischen Armee die Stelle eines Oberst-Lieutnants der Ingenieurs und erhielt den Auftrag, die Karten des Kriegesschauplatzes zu entwerfen. Er diente in der unter den Befehlen des Fürsten Gallitzin stehenden großen Armee und wirkte bei der Belagerung und Einnahme von Chotzin mit.

Das folgende Jahr bei derselben Armee, deren Ober-Befehl der Graf Rumanzoff übernommen hatte, gebraucht, zeichnete er sich bei Large aus, erhielt, weil er zuerst in das verschanzte Lager der Türken eingedrungen, das St. Georgen-Kreuz, und war sogar einer von den 12 Rittern dieses erst kurz vorher gestifteten Ordens. Auch zeichnete er sich in dem denkwürdigen Tage zu Kahul aus, und wurde zum effektiven Obersten mit dem Range eines Brigadiers ernannt.

Unterdessen hatten Hof-Intriguen die höchste Gewalt der Dänischen Regierung in die Hände Struensee's gebracht, und da dieser Minister weit aussehende Entwürfe zur Verbesserung des, seiner Sorfalt anvertrauten Staates machte, so berief er den Herrn von Falckenskiold nach Kopenhagen, um durch ihn das Dänische Heer nach einem neuen, zweckmäßigen Fuße umzugestalten. Ungern verließ von Falckenskiold den Russischen Dienst, wo er Hoffnung hatte, schnell befördert zu werden; zwar stellte man es ihm frei, sich bald wieder dahin zu begeben, doch waren es besonders die Rücksichten auf die Unterhandlungen wegen des Herzogthums Holsteins, wozu er hauptsächlich ge-

braucht wurde, welche ihn veranlaßten, nach Kopenhagen abzureisen.

Hier blieb er einige Monate, wurde dann wegen derselben Unterhandlungen mit einer diplomatischen Sendung an den Petersburger Hof beauftragt und begab sich neuerdings dahin.

Bei seiner Zurückkunft gewahrte er das Ungewitter, welches sich über Struensee und seine Parthei zusammenzog, und machte diesen Minister auf die Nothwendigkeit aufmerksam, Vorsichtsmaßregeln zu treffen, um es abzuwenden. Doch seine Winke blieben unbeachtet, der Sturm brach im Januar 1772 aus, und obgleich Herr von Falckenskiold fast allen Operationen Struensee's fremd geblieben, wurde er dennoch mit in seinen Fall hineingezogen, zu gleicher Zeit arretirt, in einen Kerker geworfen und ohne gerichtliche Form verurtheilt, Güter, Aemter, Würden zu verlieren, und lebenslänglich auf der unweit Drontheim im 64. Grade nördlicher Breite befindlichen Felsenfeste Munckholm als Gefangener zu bleiben.

Nach Verlauf von fünf Jahren erhielt er vom Dänischen Hofe die Erlaubniß, sich nach Languedoc zu begeben, und da von der ihm bewilligten Pension zu leben, jedoch unter der Bedingung, diesen Verbannungsort ohne Autorisation des Königs von Dänemark nicht zu verlassen, und vorzüglich bei keiner fremden Macht Dienste zu nehmen. Im Jahre 1780 erlangte er die Erlaubniß, sich in das Waadtland, wohin ihn sein Freund Reverdil berufen, zurückziehen zu dürfen, und nahm seinen Aufenthalt zu Lausanne.

Schon frühzeitig hatte er die Vorsicht gebraucht, jährlich einen Theil seines Einkommens zu ersparen und sich dadurch eine unabhängige Lage zu bereiten; diese Gewohnheit behielt er auch während seiner Verbannung bei; außerdem rettete er aus dem Schiffbruche seines Vermögens mehreres, das nämlich bei auswärtigen Banken untergebracht war, welches zur Vergrößerung seines Wohlstandes beitrug.

Der Petersburger Hof machte ihm im Jahre 1787 den Antrag, in seine Dienste zu treten, und bei seinem gegen die Türken bestimmten Heere die Geschäfte eines Chefs des Generalstabs zu

sehen. Allein durch die ihm früher auferlegten Bedingungen gebunden, antwortete er, daß er dieses Anerbieten ohne förmliche Zustimmung des Kopenhagener Hofes nicht annehmen könne, und dieser versagte sie ihm auch unter dem Vorwande, Falckenskiold's Dienste selbst zu bedürfen.

Zu gleicher Zeit erhielt er auch die Erlaubniß, nach Kopenhagen zurückzukommen, und der dasige Hof schien den gegen ihn erlassenen Verbannungs-Ausspruch zurücknehmen zu wollen.

Demnach begab er sich im Frühjahre 1788 nach Kopenhagen; allein die ihm daselbst zu Theil gewordene Aufnahme war der Art, daß er sich bald nach seinem ruhigen Aufenthalte zu Lausanne sehnte, man gestattete ihm auch dahin zurückzukehren, und nachdem er wieder zu einem Theile seines Vermögens, dessen der Staat sich bemächtigt hatte, gelangt war, legte er ihn als lebenslängliche Rente in Französische Fonds an.

Da es noch dasselbe Jahr zwischen Dänemark und Schweden zum Kriege kam, so berief die Dänische Regierung abermals den Herrn von Falckenskiold zu ihren Diensten, indem sie ihm Grad und Besoldung eines General-Majors bestimmte; als er sich zu dem Behufe reisefertig machte, erfuhr er, daß der Friede abgeschlossen und er seiner Reise überhoben sei.

Die Besoldungen, welche mit seinem Range verbunden waren, und seine eigenen Einkünfte, setzten ihn in die Lage, auf anständigem Fuße zu leben; in Lausanne hatte er sich ein Haus nebst einem Garten angeschafft, welche die Aussicht auf den Genfer-See und zum Theil auf dessen benachbarte Gegend gewährten. Hier verlebte er seine Zeit unter Karten, Planen und Büchern, studirte die Begebenheiten, welche um ihn her vorgingen, verglich sie mit denen vergangener Zeiten, und schrieb die Betrachtungen, zu welchen diese Vergleichungen veranlaßten, in seine Denkwürdigkeiten nieder.

Die Französische Revolution und die Erfolge dieser Armee flößten ihm die lebhafteste Theilnahme ein, obgleich er in den Französischen Fonds den größten Theil der aus dem Schiffbruche geretteten und erhaltenen Ersparnisse verloren. An Rußland hing er aus Dankbarkeit, Frankreich aber war er, als dem

Lande, woselbst er seine ersten Waffenthaten abgelegt, und seine Jugendjahre verlebt hatte, mit besonderer Vorliebe zugethan.

In Munckholm hatte er eine Eintheilung zur Anwendung seiner Zeit getroffen, und sich seitdem von diesem Plane wenig entfernt.

Studium und einsame Spaziergänge nahmen den größten Theil des Tages ein; einige Stunden widmete er der Unterhaltung und den Pflichten der Gesellschaft.

Seine Lage, fern vom Hofe und den Geschäften, hatte für ihn den meisten Reiz und er äußerte mit Vergnügen gegen seine vertrautesten Freunde, daß er, ohne die erlittenen Verfolgungen, nie zu dem Grade des Wohlbehagens, dessen er jetzt theilhaftig war, gelangt seyn würde.

Die Personen, mit welchen er besondere Verbindungen unterhielt, waren die Herren Reverdil, Tissot, Gibbon, Gorani. Seine Beziehungen erstreckten sich außerdem auf alles, was es unter den Landes-Einwohnern und den Fremden, welche auf ihren Reisen Lausanne berührten, beachtenswerthes gab; vorzüglich suchte er in ihrer Unterhaltung Befriedigung seiner Neigung, die Zeit-Ereignisse kennen zu lernen.

Als die Gebrechlichkeiten des Alters sich einstellten und ihn zu Hause fesselten, traf man in seinen Abendgesellschaften oft Personen von entgegengesetzten Partheien und Meinungen; er verstand es indessen, Eintracht unter ihnen zu unterhalten, indem er stets aufmerksam weitläufige Ideen entfernte und das Gespräch auf Thatsachen und positive Gegenstände zurückführte.

Der Vorrath von Anekdoten und Beobachtungen, welchen er besaß, machte seine Unterhaltung geistreich und abwechselnd, es widerfuhr ihm aber selten, selbst in den vertrautesten Gesprächen, von den Begebenheiten seines Lebens, von einem auf Religion Bezug habenden Gegenstand oder der Regierung, welche ihn verfolgt hatte, zu reden. Auch enthielt er sich sorgfältig jedes Urtheils über die Regierung, unter welcher er lebte.

Oft lud er seine Freunde und solche Fremde zu Mittage ein, von welchen er irgend einen Aufschluß über die Zeitgeschichte zu erhalten hoffte. Obgleich er übrigens nur mäßig

und mit Diät Wein genoß, so liebte er doch die Art fröhlicher Stimmung und Unterhaltung, welche man gewöhnlich nur an einer gut besetzten Tafel findet.

Von rüstigem Körperbau, verrieth sein Anblick den Kriegesmann; sein Wuchs von nahe an sechs Fuß war wohl proportionirt; seine männliche Gestalt athmete Freiheit, und er hatte selbst noch in seinem Alter diese Frische erhalten, die man an den nordischen Menschen bemerkt.

Er war von Natur unbefangenen Kopfes und feurigen Karakters; Studium und Geschäfte gewöhnten ihn schon frühzeitig an Nachdenken; das Unglück machte ihn zwar bedächtig und zurückhaltend, konnte aber seine Herzensgüte nicht verändern.

Bis zu seinen letzten Augenblicken verließen ihn sein treues Gedächtniß und seine Geistesfreiheit nicht. Während der beiden letzten Jahre seines Lebens aber erweckte ein gichtartiger Rheumatismus, zu welchem sein Gefängniß in Munckholm den Grund gelegt, bei ihm lebhaftere Erinnerungen an die erlittenen Verfolgungen; seine Gemüthsstimmung wurde dadurch zuweilen auffahrend und mürrisch, obgleich er sich Mühe gab, sie zu beherrschen. Wir übergehen seine Geistesfähigkeiten mit Schweigen; aus seinen Denkwürdigkeiten wird man dieselben beurtheilen können. Die Eigenschaften seines Herzens machten ihn seinen Freunden theuer.

Er starb den 30. September 1820 in einem Alter von zwei und achtzig Jahren und einigen Monaten.

Denkwürdigkeiten,

betreffend den Grafen von Struensee, die Hauptpersonen seiner Parthei, ihre Katastrophe und die Folgen, welche diese für den Verfasser gehabt.

Unterhandlung zwischen Dänemark und Rußland wegen Holstein.

Ich begleitete, wie man später sehen wird *), die Russische Armee an der Donau, als ich im October 1770 vom König von Dänemark Briefe erhielt, worin ich zu ihm berufen wurde. Diese Briefe schmeichelten einigermaßen meiner Eigenliebe, da sie die Versicherung enthielten, daß meine Entfernung von der Russischen Armee nur von kurzer Dauer seyn werde. Ich reiste indeß ungern nach meinem Vaterlande, so wie einer, der ohne zu wissen, wohin er geht, die gewählte Carriere verläßt. Ich hoffte aber in Petersburg, wo ich einige Zeit bleiben sollte, meine Zurückberufung hintertreiben zu können. Meine Erwartung wurde jedoch getäuscht. Die vorhin berührten Unterhandlungen wegen Holstein entschieden meine Abreise nach Kopenhagen. Einige Details werden dem Leser die nöthigen Aufschlüsse über diese Unterhandlungen und die Bewegungsgründe, die mich daran Theil nehmen ließen, geben, die ich daher anführen muß.

Karl Friedrich, Herzog zu Holstein-Gottorp wurde, da er sich an das Loos seines Verwandten, des Königs Karls XII., anschloß, in die Unglücksfälle dieses abenteuerlichen Monarchen mit hinein gezogen. Friedrich IV., König von Dänemark, nahm ihm einen Theil seiner Staaten weg, und ließ sich, durch den 1720 mit Schweden geschlossenen Traktat, den rechtmäßigen

*) 2r Theil.

Besitz derselben anerkennen; der Herzog von Holstein protestirte aber gegen diesen Theil des Traktats, welcher ihn beraubte, und obschon damals schwach, und ohne Stütze, wurden ihm doch vom König von Dänemark vergebens 1000000 Thaler geboten, wenn er auf sein Recht verzichtete. Das Haus Holstein-Gottorp erwarb sich in der Folge eine höchst beträchtliche Gewalt im Norden: ein jüngerer Zweig desselben bestieg den Schwedischen Thron, und das Haupt der ältern Linie wurde im Jahre 1762 unter dem Namen Peter III. Russischer Kaiser.

Dieser Kaiser hatte eine besondere Vorliebe für das alte Erbtheil seiner Familie, und in seinen Augen war der König von Dänemark der unrechtmäßige Erbe desselben. Daher war die erste Handlung bei seinem Regierungs-Antritt die Zurückforderung seiner Holsteinschen Staaten vom Kopenhagener Hofe, so wie eine Forderung von 30 Millionen Thaler Landesrevenüen, welche seine Vorfahren in den 50 Jahren während deren sie dieses Landes beraubt gewesen, einbüßten. Seine Ansprüche wurden mit allen Kräften Rußlands nachdrücklich geltend gemacht, so wie von dem damals mit dem Petersburger Hofe eng verbundenen Berliner Kabinet unterstützt. Es wäre, nach Büsching, leicht gewesen, einer so drohenden Forderung vorzubeugen, bevor der Souverain von Holstein den Thron der Czaren bestiegen hatte, und als er noch Großfürst von Rußland war. Lynar, ein geborner Sachse, damals Dänischer Minister am Petersburger Hofe, hatte bereits mit Erfolg die diesfällige Unterhandlung geleitet, und diesen Prinzen schon überredet, mit dem König von Dänemark einen Tausch wegen Holstein gegen die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst einzugehen, und für die Summe von 800000 Thalern baaren Geldes auf seine Rechte über das Herzogthum Schleswig zu verzichten, eine Lockspeise, welche den Großfürsten in seinen damaligen Geldverlegenheiten ohne Zweifel bestimmt hätte. Lynar verlangte für diesen wichtigen Dienst vom Kopenhagener Hofe die Stelle eines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten. Allein der Graf von Moltke, damaliger Günstling des Königs von Dänemark, hütete sich wohl, diesen geschickten und listigen Sachsen dem

Könige zu sehr zu nähern, und schob ihm lieber Bernstorff vor; indem er zugleich Schwierigkeiten erfand, welche die Unterhandlungen in die Länge zogen, und Lynar ferner in Petersburg fest hielten. Dadurch zerschlugen sich die Unterhandlungen; der günstige Augenblick verstrich, und als der Herzog von Holstein einmal auf dem Russischen Thron war, wollte er von seinen Ansprüchen nichts nachlassen. Diese Angelegenheit wäre beinahe durch die Gewalt der Waffen entschieden worden; Dänemark machte, um einen so unglückseligen Krieg bestehen zu können, eine Anleihe von beinahe 20 Millionen Thalern, weil ein Hofmann in der Gunst des Königs zu sinken befürchtete, wenn statt eines fremden Hanoveraners ein gleich fremder Sachse an die Regierung berufen worden wäre. Schon führte der ebenfalls fremde Graf von Saint-Germain die Dänische Armee nach Meklenburg, und traf Anstalten, diesen verhältnißmäßig ungleichen Kampf zu bestehen, als eine plötzlich ausgebrochene Revolution Peter III. in das Grab stürzte, die Feindseligkeiten einstellte und Hoffnung gab, die Unterhandlungen wieder anzuknüpfen.

Rußland konnte damals in Holstein kostbare Vortheile finden: ging es damit um, eine mächtige Marine zu gründen, so mußte ihm daran liegen, sichere und bequeme Häfen zu haben, denn in dem Hafen von Kronstadt waren seine Flotten immer ein halbes Jahr vom Eise blokirt. An der ganzen Küste von Liefland und Russisch-Finnland hatte es keine weitern Quellen dieser Art. Dagegen boten ihm die Holsteinschen Seehäfen einen sichern Schutz für seine Schiffe, Etablissements für seine Marine, einen Stapelplatz für seine Produkte, einen Ausweg für seinen Handel dar; Holstein war für Rußland ein Brückenkopf, über welchen es in Deutschland eindringen konnte, und so lange es in dessen Besitz war, würde es unfehlbar einen mächtigen Einfluß auf Dänemark ausgeübt haben. Man sollte nicht glauben, daß diese Betrachtungen dem Scharfblick der Russischen Regierung hätten entgehen können. Herr von Lynar repräsentirte den Dänischen Hof nicht mehr in Petersburg, da Herr von Bernstorff an dessen Stelle den Herrn

von Assenburg angestellt hatte, welcher schon, vermöge seiner Geburt, und besonders wegen seiner Besitzungen in Preußen, diesem Staate zugethan war.

Herr von Assenburg schien, vermöge seiner engen Verbindungen mit dem Grafen Panin, Russischem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, ganz geeignet, für den Dänischen Hof nützlich zu wirken; er war indeß den Interessen des Königs von Preußen zugethaner als denen seines Hofes. Er machte nicht einmal das geringste Geheimniß daraus, sondern sagte gerade heraus, daß alles, was diesen Fürsten beträfe, in seinen Augen allem andern vorangehen müsse. Statt also, seinem Berufe gemäß, für Dänemark zu wirken, bestrebte er sich, die Angelegenheiten Polens zu verwirren, in der Hoffnung, einen guten Fang für den König von Preußen zu machen. Die Holsteinschen Unterhandlungen wären also in solchen Händen wenig gefördert worden, ohne Dazwischenkunft Saldern's. Ich habe bereits erwähnt, daß er sich auf eine geschickte Art vom Petersburger Hofe die Leitung dieser Sache zu verschaffen wußte. Er schloß daher 1768 mit den, den Kopenhagener Hof repräsentirenden Herrn von Bernstorff und von Assenburg einen Traktat, zufolge dessen ganz Holstein, so wie die Ansprüche auf das Herzogthum Schleswig dem Könige von Dänemark abgetreten wurden, gegen die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst, welche als Apanage für den jüngern Zweig des Hauses Hollstein bestimmt waren. Der Petersburger Hof mochte wohl überwiegende Gründe gehabt haben, dem Könige von Dänemark so beträchtliche Vortheile zuzugestehen. Ohne Zweifel hat ihm Saldern begreiflich gemacht, daß sein Fürst als Zweig des regierenden Russischen Herrscherstamms, mit Großmuth von ihm behandelt werden müsse, damit er, unter dem wohlthätigen Einflusse der kaiserlichen Familie, welcher er vermöge des Bluts angehörte, sich ihr ganz hingebe. Es scheint, daß Bernstorf in diese Ansichten einging, und dem Russischen Hofe Vertrauen einzuflößen wußte.

Die kurz darauf eingetretenen Ereignisse hatten alles wieder verwirrt, und der Dänische Hof stand im Begriff, einen

so erwünschten, für ihn so wichtigen Traktat wieder zu vernichten, der so geeignet war, die Rückkehr der Unglücksfälle, von denen der Staat selbst einige Jahre vorher bedroht war, zu verhindern. Dieß hing folgendermaßen zusammen: man hatte im Jahre 1768 die bizarre Idee, den jungen König von Dänemark, Christian VII. ins Ausland reisen zu lassen. War es etwa zweckmäßig und gut, diesen Fürsten fremden Höfen zu zeigen, und wurden die dazu bestimmten Summen weise verwendet? Konnte das Haupt des Staatsraths, Herr von Bernstorff, den ich den I. nenne — denn 3 dieses Namens haben nach und nach an der Regierung von Dänemark Theil genommen — sollte und konnte er diese Reise hintertreiben? Das will ich hier nicht untersuchen. Der König reiste mit seinem Günstling Stolk und einem zahlreichen Gefolge ab. Er brauchte einen Arzt, man bestimmte dazu Struensee, einen Altonaer Arzt, den Sohn eines Bischofs und Holsteinschen Superintendenten. Struensee nahm keinen Theil an den Vergnügungen und leichtfertigen Spielen dieses jungen Hofes; er wußte aber den König mit angenehmen Lektüren und abwechselnden Gesprächen zu unterhalten, indem er zuweilen in ernste Betrachtungen frivole Redensarten hineinbrachte; bald wurde er daher dem Fürsten wesentlich und unentbehrlich. Der Hof kehrte zu Anfange des Jahres 1769 von seinen Reisen zurück, und da Struensee zu derselben Zeit zum wirklichen Staatsrath und Konferenz-Minister ernannt wurde, so fing er an der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit zu werden; und man zweifelte vollends nicht mehr an seinem Kredit, als man seinen Bruder mit der Würde eines Justizraths bekleidet sah.

Seine Gunst befestigte sich und wuchs immer mehr durch den Erfolg, womit ihm die Beilegung der zwischen dem König und der Königin entstandenen Zwistigkeiten, welche Stolk erregt und unterhalten hatte, gelungen war. Die Aussöhnung des Königlichen Paars hatte daher die Ungnade dieses alten Günstlings zu Folge, welcher den Posten eines Oberlandrichters, weit von der Hauptstadt entfernt, annahm. An seiner Statt wurde Brandt, ein vertrauter Freund Struensee's und durch

diesen aus seinem Exil zurück berufen, bei der Person des Königs angestellt; eben so der Graf von Rantzau-Ascheburg, welcher nach Glückstadt verbannt gewesen war. Struensee hatte sich das Vertrauen der Königin erworben, indem er ihr dazu verholfen, die Liebe ihres Gemahls und das damit nothwendig verbundene Reich wieder zu erlangen. Brandt hatte er beim Könige und im Innern des Schlosses angestellt, für die Vergnügungen und Festlichkeiten zu sorgen; und Rantzau diente ihm als Rath und Haupt-Agent für die Staatsgeschäfte und die auswärtige Politik.

Rantzau's Einfluß bei der Dänischen Regierung mußte bald Argwohn bei dem Petersburger Hofe erwecken, da ersterer ein erklärter Feind des Letztern war. Man hielt ihn überhaupt für einen jener eifrigen Männer von Genie, welche geborne Revolutions-Künstler, und dazu geschaffen schienen, um alles, was sich ihrer Gewalt untergeordnet, mit in ihren eignen Ruin hineinzuziehen.

Im Jahre 1762 ging Rantzau in Folge verschiedener Abenteuer nach Petersburg, wurde da aber sehr schlecht aufgenommen. Kurze Zeit nachher in völliger Entblößung in Altona angelangt, erhielt er die nöthige Unterstützung von Struensee, der damals Arzt in dieser Stadt war, und beide arbeiteten zusammen an ein öffentliches Blatt. Vier Jahre später, 1766, wo bekanntlich Friedrich V. starb, verhalf ihm Struensee wieder zur Rückkehr nach Kopenhagen. Salbern arbeitete damals an dem Holsteinschen Traktat. Rantzau durchschaute diese Unterhandlung, und schmiedete mit Gortz und dem Preußischen Minister am Dänischen Hofe, Borck, eine Verschwörung, die vornehmsten Regierungshäupter daselbst zu stürzen und an deren Stelle eine gegen Rußland feindselige Parthei an's Ruder zu bringen. Dieses Komplott wurde durch Saldern vereitelt, und Rantzau nach Glückstadt verwiesen. Man denke daher, welche Ahnungen bei dem Petersburger Hofe entstehen mußten, als derselbe Mann aus seiner Verbannung zurückkehrte, um Theil an der Staatsverwaltung zu nehmen. Als man aber Bernstorff und die Russische Parthei entfernt, so

wie das Ministerium des Auswärtigen einem andern Feinde dieser Macht, an Osten, übergeben hatte; als der Geheimerath des Königs aufgehoben wurde und man alle Angelegenheiten Dänemarks nur nach den Verordnungen des Kabinets leiten sah; da äußerte sich laut die Unzufriedenheit des Russischen Hofes; die Ausführung des Holsteiner Vertrages wurde verschoben, man glaubte sogar, er werde gänzlich vernichtet werden, und es darauf zum offenen Bruch kommen.

So standen die Sachen, als ich nach Petersburg kam. Der Graf Panin war außer sich, daß man ihn in dieser Angelegenheit so zum besten gehabt, und Saldern noch betrübter, daß durch die Vernichtung jenes Vertrages es mit seinem Ansehen und Glück ein Ende hatte. Beide richteten ihr Augenmerk auf mich, den Hof von Dänemark zu veranlassen, von seinen Fehlern zurück zu kommen. Vergebens machte ich ihnen begreiflich, daß ich in Geschäften dieser Art nicht Erfahrung genug besäße, daß ich keinen Beruf in mir fühlte, mich denselben zu widmen, daß der Krieg das einzige Handwerk sey, welches ich verstände, und daß ich sie daher inständig bäte, mich wieder zur Armee zu schicken, wo ich von ersprießlicherm Nutzen, als in Hof-Intriguen, seyn könnte: alle meine Vorstellungen fruchteten nichts; Herr von Scheel, Dänischer Minister in Petersburg, gesellte sich zu ihnen, und alle drangen in mich, ich möchte doch ja eine Gelegenheit nicht vernachlässigen, meinem Lande einen so wesentlichen Dienst zu leisten; man verhieß mir außerdem, wie in solchen Fällen gewöhnlich geschieht, glänzende Belohnungen, und gab mir die Versicherung mächtigen Schutzes, wenn ich dessen benöthigt seyn sollte.

Ich reiste demnach mit Instruktionen versehen, ab, und langte im Februar 1771 in Kopenhagen an. Die Hauptmitglieder der damaligen königlichen Familie waren:

Der König Christian VII., schwach an Körper und Geist, 22 Jahr alt;

seine Gemahlin, die Königin Karoline Mathilde, eine Schwester des Königs von England: sie war die schönste Frau am Hofe, sanften und sittsamen Karakters, die gewiß sehr

glücklich gelebt hätte, wäre ihr das Loos beschieden gewesen, mit einem guten und rechtschaffenen Gebieter verbunden zu werden;

ihr Sohn, der Kronprinz, war ein Kind von 3 Jahren; die 42 Jahr alte verwittwete Königin, Maria Julie von Braunschweig, Stiefmutter des Königs;

ihr Sohn, Prinz Friedrich, Bruder des Königs, 17 Jahr alt.

Unter den Personen des Hofes waren:

Struensee, welcher damals unter dem Titel eines Kabinet-Sekretairs an der Spitze der Verwaltung stand, ein junger Mann, blond, vollkommen schön gewachsen, von regelmäßiger Gesichtsbildung, außer einer etwas länglich scheinenden Nase, von liebenswürdig gefälliger Gestalt ohne weibisches Wesen, angenehmen Lächeln, Augen voller Lebhaftigkeit, Gewandtheit in körperlichen Uebungen, doch ohne Anspruch damit zu glänzen, von angenehmen und freien Manieren, feinem Benehmen in der Gesellschaft. Mit diesen äußern Vorzügen vereinigte Struensee einen großen Schatz von Kenntnissen, beharrlichen Fleiß und das Verlangen, sich zu belehren; alles das konnten nur Früchte einer höchst sorgfältigen Erziehung seyn.

Der Graf Osten, welcher Minister des Auswärtigen geworden war, hatte eine hämische, kein Vertrauen einflößende Gesichtsbildung. In Leipzig, wo er zusammen mit dem Grafen Poniatowski studirt hatte, schlossen sich beide näher an einander: später in Petersburg als Dänischer Minister und Geschäftsträger der Familie Czartorinski, trug er viel dazu bei, diesen jungen Polen bei der Großfürstin Katharine, nachherigen Kaiserin, in Gunst zu setzen. Doch als später die Rede davon war, die Krone Polens an Poniatowski zu übertragen, bestand hauptsächlich dieser Osten darauf, daß sie einem andern Polen, der gerade bei ihm in Gunst stand, zugetheilt werde. Nächstdem wurde ihm zur Zeit vom Dänischen, damals sehr bigotten Minister des Auswärtigen, der Auftrag, sich zu bemühen, die Polnische Krone einem ächten Lutheraner zuzuwenden. Obgleich ihm dieß mißlungen, blieb er doch noch einige Zeit in Ansehen und wurde beim Russischen Hofe zu Rathe gezogen.

Da er aber, aus mir unbekannten Ursachen, bei der Kaiserin in Ungnade gefallen, war er genöthigt, sich zu entfernen, und verließ Petersburg förmlich mit diesem Hofe entzweit, gegen den er auch ferner einen tiefen Haß nährte. Daher bewirkte er auch bald nach seinem Eintritt ins Dänische Ministerium, daß dem Herrn von Assenburg, einem Freunde des Grafen Panin und erklärtem Anhänger Rußlands, so wie einem der Unterhändler des Holsteiner Vertrages, die ihm früher bewilligte Pension gestrichen wurde.

Ich habe bereits Rantzau's erwähnt, welcher nächst Struensee eine Hauptrolle am Dänischen Hofe zu spielen schien. Verschiedene andere Personnagen gehörten zu ihm, z. B. Köller, Lieutenant unter den Hessischen Truppen, welcher schnell bis zu dem Rang eines Obersten befördert wurde, ohne andere als Friedensdienste gethan zu haben; Beringskiold, welcher früher unter der Regierung Peter III. daselbst den Dänischen Spion, später aber in Dänemark den Russischen Spion machte, hatte vom Petersburger Hofe Geld, und von dem zu Kopenhagen Adelsbriefe erhalten; Oberst Sames, damals Commandant der Hauptstadt und einige Andere geringere. Rantzau gab außerdem täglich einer großen Anzahl Personen Audienzen, selbst denen aus der niedrigsten Volksklasse; er sprach mit jedem in seiner Landessprache und gebrauchte einige dazu, Gelder für ihn zu erborgen, andere, seinen Absichten angemessene Gerüchte zu verbreiten und die öffentliche Meinung zu bearbeiten.

Rantzau war gewissermaßen die Seele der gegen Rußland feindselig gestimmten Parthei: bei ihm wurden die Berathungen gehalten, und der Schwedische Gesandte zu Kopenhagen schien lebhaften Antheil daran zu nehmen; es handelte sich um nichts Geringeres als davon, die Russen aus Finnland und die Kaiserin aus ihrer Hauptstadt zu vertreiben, und bereits waren die Rollen zu diesem glänzenden Entwurf vertheilt. Brandt, welcher seine Erbschaft während seines Aufenthalts in Paris daselbst durchgebracht hatte, schmeichelte sich mit der Hoffnung, den Hof zu Versailles dafür zu gewinnen; Sames, der früher als General-Adjutant unter den Befehlen des Herrn von Bel-

tisle gedient hatte, war dazu bestimmt nach Frankreich geschickt zu werden; zu derselben Bestimmung sollte Plessen der jüngere in Schweden gebraucht werden; Rantzau sollte zugleich außerordentlicher Gesandter in Stockholm und Oberbefehlshaber der Armee, in welcher Köller einen wichtigen Posten bekleidete, seyn. Da es Struensee verdroß, daß die Russische Regierung die Vollziehung des Holsteiner Vergleichs ablehnte, obgleich derselbe schon vor 2 Jahren unterzeichnet und ratifizirt war, so hörte er mit Vergnügen auf Rantzau's Vorschläge und war nicht ungeneigt, in alle seine Absichten einzugehen. Gleich nach meiner Ankunft in Kopenhagen wurde ich berufen, Theil an den Verhandlungen wegen der Russischen Angelegenheit zu nehmen; man bestimmte mich zu Angriffsplänen gegen diese Macht; auch war die Rede davon, mich nach Petersburg zurückzuschicken, woselbst ich die Vertreibung Panins und Salderns von ihren Posten bewirken oder andere Intriguen einleiten sollte. Ich war der Meinung, daß es nicht so leicht sey als in Dänemark, Minister aus der Russischen Regierung zu verdrängen, und daß ich gar nicht einsähe, welchen Vortheil man aus dem beabsichtigten Krieg zu erwarten hätte. Meine kalten Antworten mißfielen Rantzau'n und seinen Freunden; allein Struensee, der mich mit mehr Ruhe anhörte, wollte sich erst näher mit mir besprechen. Er bemerkte gegen mich, daß er einen Krieg mit Rußland gar nicht für so gefährlich hielte, und daß er der Meinung wäre, man könne dieselben unter dem vorigen Ministerium zum Gebrauch gegen Algier gebauten Bombenschiffe mit Nutzen gegen Kronstadt verwenden. Ich stellte ihm vor, welche Kosten eine solche Ausrüstung verursachen würde, wogegen er einwand, daß der König keinen Anstand nehmen würde, sein ganzes Silberzeug dazu herzugeben. Ich brachte sodann in Erinnerung, daß ein von Ludwig XIV., während des Erbfolge-Krieges in Anwendung gebrachtes Hülfsmittel dieser Art höchstens 450,000 Livres eingebracht hätte, und ging weiter ins Einzelne mit ihm, wegen der Kosten, die ein einziger Feldzug gegen Rußland erfordert hat. Diese Kosten verglich ich gegen Dänemarks Hülfsquellen, dem gegen-

wärtigen Zustand der militairischen Hülfsmittel und mit denen, welche man von außen her erwarten könnte. Wenn ich voraussetzte, was ich jedoch nicht im mindesten zugeben konnte, daß der König stark genug sey, einen so mächtigen Feind mit Erfolg anzugreifen, war es wohl zu erwarten, daß die Seemächte und namentlich England, zugeben werden, daß ihre Verwandten im Baltischen Meere beunruhigt und die für ihren Handel so vortheilhaften Häfen der Zerstörung Preis gegeben werden, aus welchen sie einen großen Theil ihrer Schiffsbedürfnisse zogen, und die überdieß einem befreundeten, oder ihm doch wenigstens kein Hinderniß in den Weg legenden, Volke angehörten? Stand nicht auch zu befürchten, daß der König von Preußen, zum Nachtheil für Dänemark, ins Mittel treten werde, um seine Anschläge gegen Polen in Ausführung zu bringen?

Diese in mehrern Unterredungen untersuchten und aus einander gesetzten Betrachtungen machten Struensee'n stutzig; allein man kann wohl denken, daß Rantzau und seine Genossen nichts verabsäumten, den Eindruck davon wieder zu verwischen. Sie führten unverhohlen eine so drohende und beleidigende Sprache, wenn von Rußland die Rede war, und brachten diesen Ton so sehr in Aufnahme zu Kopenhagen, daß der Russische Minister mir mehrere Mal erklärte, er wäre schon abgereist, wenn ich ihm nicht noch Hoffnungen gemacht hätte. Dieser unzeitige Trotz der Rantzauischen Parthei, mißfiel auch Struensee sehr und gab meinen Vorstellungen Gewicht; außerdem trugen verschiedene Umstände dazu bei, daß er Vertrauen zu mir faßte, was ich mir gar nicht, mindestens nicht so schnell, vermuthend war.

Brandt, sey es, weil er mich prüfen wollte, oder aus redlicher Absicht, bot mir die Stelle eines Hofmarschalls an; ich lehnte sein Anerbieten, als meinen Neigungen, Gewohnheiten und dem mich von Jugend auf gewidmeten Stande wenig zusagend, ab. Einige Zeit später machte mir derselbe Brandt, dem es nicht mehr behagte, einen Posten zu bekleiden, wo er ausschließlich bloß für die Vergnügungen des Fürsten zu sorgen hatte, den förmlichen Antrag, seine Stelle mit

20,000 Thalern zu übernehmen; auf seine Versicherung, daß Struensee diesen Vorschlag gut hieß, verwarf ich diesen ebenfalls. Struensee glaubte vielleicht, daß ein solches Anerbieten aus seinem Munde gewichtiger seyn werde; da ich ihm aber gelegentlich meinen Wunsch äußerte, zur Russischen Armee zurückzukehren, bemerkte er, daß ich, wenn Brandt, wie es den Anschein habe, sich zurückzöge, in meinem Lande eine weit vortheilhaftere Anstellung finden würde, als ich je in der Fremde zu hoffen hätte; allein ich bezeigte ihm meinen unwiderstehlichen Widerwillen für Hof-Geschäfte. Kurz vorher hatte ich das Commando der Fuß-Garden ausgeschlagen, indem ich erklärte, daß ich niemand verdrängen wollte, und daß ich, wenn ich in Dänemark bliebe, mich mit dem eines erledigten Infanterie-Regiments und mit dem Posten eines Abgeordneten beim Kriegs-Departement begnügen würde; das hatte man mir auch, als ich die Russische Armee verließ, versprochen. Diese Mäßigung überzeugte Struensee'n, daß ich gleich frei von Ehrgeiz, bei Hofe mein Glück zu machen, wie von der Begierde bin, mich in die Intriguen, deren Schauplatz der Hof war, zu mischen, ihm nur mit solchen Rathschlägen an die Hand gehen würde, die keineswegs von persönlichem Eigennutz ausgingen; überdieß fand er, daß ich über vieles eben so dachte, wie er selbst. Er theilte meine Meinung, daß Dänemark, vermöge seiner Lage und natürlichen Hülfsmittel eine wenig beträchtliche Macht sey, und auf eine jährliche Einnahme von höchstens 6,000,000 Thalern beschränkt wäre, obschon es sehr drückende Auflagen habe; dabei habe es eine Schuldenlast von beinahe 20,000,000 Thalern, und im Frieden einen Militair-Etat außer Verhältniß zu seinen Hilfsquellen; nicht minder beträchtlich sey die Anzahl seiner Civil-Beamten und der auf Pension gesetzten Personen; auch würde seine, dem Ackerbau angehörende Bevölkerung, durch die Dienstbarkeit in der Entwikkelung ihrer Industrie zu sehr behindert.

Struensee ging damit um, viele Mißbräuche zu verbessern, und Dänemark ganz in eine Macht und in ein Ansehen zu versetzen, deren es fähig war. Ich bemerkte, daß es, sollen

diese Verbesserungs-Entwürfe gelingen, keinesweges rathsam wäre, sich in einen so gefahrvollen Krieg einzulassen, um nichts weiter anzuführen; und da der König von Dänemark ein dem regierenden Hause von Rußland anverwandter Fürst sey, und folglich als solcher behandelt werden müsse; so würde es sehr befremdend seyn, wenn man diesen Umstand nicht benutzte, nicht allein die Vollziehung des Holsteiner Vergleichs zu sichern, sondern auch einen so mächtigen Schutz für Dänemark, und für ihn selbst (Struensee), der dessen Staatsruder führt, zu erwerben.

Um aber so große Vortheile zu erlangen, müsse man sofort jedes ungerechte Mißtrauen gegen den Petersburger Hof schwinden lassen, und sich ihm vielmehr dankbar zeigen, was sein großmüthiges Benehmen in Betreff Holsteins allerdings verdiente; und indem man sich auf diese Weise unter den Schutz Rußlands stellte, würde es leicht seyn, ohne Hinderniß den übermäßigen Militair-Etat in Friedenszeiten zu vermindern, und die beabsichtigten Verbesserungen in's Werk zu setzen. Ich suchte ihm ferner beizubringen, man zweifle zu Petersburg nicht im geringsten daran, daß Rantzau ihn beherrsche, da man sich schwerlich die Aufopferung seines eignen und des Staates Interesse auf eine andere Weise erklären könne, als dadurch, daß er die Rache-Entwürfe dieses Mannes befördere.

Ich glaube, daß die letztere Betrachtung am meisten Eindruck auf ihn machte; denn obschon Struensee's Macht sich nicht von langer Zeit herschrieb, so war er doch höchst eifersüchtig darauf, fürchtete sehr, sich von andern leiten zu lassen, noch mehr aber, das Ansehen zu haben, als würde er wirklich beherrscht. Ich hatte mehr als Einmal Gelegenheit, wahrzunehmen, daß es bei ihm ein sehr schlecht angewandtes Mittel war, wenn man die Personen empfahl, welche auf ihn Einfluß zu haben schienen; das übertriebene Mißtrauen, welche Rathschläge und Vorstellungen bei ihm erzeugten, hat nicht wenig zu den, von ihm geschaffenen falschen Maßregeln beigetragen.

Seine vorgefaßten Meinungen gegen den Petersburger Hof waren sicherlich noch nicht gehoben, so viel ich auch da-

gegen einwenden mochte: doch entschied er sich dafür, jede feindselige Maßregel gegen diese Macht aufzugeben, und Schritte zu thun, um ihre Freundschaft wieder zu erlangen. Es waren kaum drei Monate vorbei, seit ich in Kopenhagen angelangt war, und schon hatte Rußlands feindselige Parthei ihr ganzes Ansehen verloren; die Idee eines Krieges mit diesem Reich schien nur noch eine Träumerei, und da man mich für den Urheber dieser Veränderung hielt, so erntete ich auch bald die Frucht davon in dem Hasse, welchen mir Ranzau und seine Genossen geschworen. Wenn man sie anhörte, so vergalt ich ihnen ihren Eifer, mir ein vortheilhaftes Loos in Dänemark zu bereiten, mit Undank: das war wohl in der That ein großer Dienst, mich von der Russischen Armee zu entfernen, damit ich in ihre Intriguen hineingerathe, und das verdiente wohl, daß ich, vereint mit ihnen, dahin wirkte, mein Land in einen unsinnigen Krieg zu stürzen!

Ich blieb ihnen indeß wo möglich nichts schuldig. Ich sagte Struensee'n oft, daß man keine halbe Maßregeln ergreifen müsse, und daß er das völlige Vertrauen Rußlands nur gewinnen könne, in so fern er solche Personen, wie Bernstorff, welche bei diesem Hofe beliebt waren, ins Ministerium berufen, und vor allem aber Leute wie Ranzau und Osten entfernen werde, welche man als seine Feinde betrachtet.

Struensee wäre vielleicht Bernstorffen nicht abgeneigt gewesen, da dieser von sanftem Karakter, und übrigens gewohnt war, sich unter der Gewalt der Günstlinge zu fügen. Was aber Ranzau betraf, so schützte er alte mit ihm gepflogene Verbindungen, so wie angeblich von ihm erhaltene wesentliche Dienste vor, erklärte mir endlich, daß er sich nicht entschließen könne, ihn fortzuschicken und ganz mit ihm zu brechen. Gegen Ende Mai's beschloß er, daß ich nach Petersburg abreisen sollte, mit Instructionen und Beglaubigungsschreiben versehen, die von des Königs eigner Hand ausgefertigt seyn sollten, eine Vorsicht, welche nöthig schien, um dem, was ich sagen würde, mehr Gewicht zu geben. Man beauftragte mich, dem Russischen Hofe zu erklären, daß der König durchaus nicht den ge-

ringsten Zweifel über seine aufrichtige Anhänglichkeit fortbestehen lassen wolle, und um hievon einen klaren Beweis zu geben, sey die Dänische Flotte von nun an bereit, die Waffen Rußlands zu unterstützen. Man hoffte, daß diese Erklärung genügen werde, den Hof von Petersburg zu bewegen, daß er den Holsteiner Vertrag vollziehe. Ich theilte diese Hoffnung keineswegs, und versicherte Struensee, daß nicht der geringste Erfolg zu erwarten wäre, so lange Rantzau und Osten bei der Verwaltung blieben: doch meine Einwendungen waren nutzlos; ich reiste also ab, ohne das mindeste bewirkt zu haben.

Was ich im voraus gesehen, traf ein; der Russische Hof hatte zu viel gegen diese beiden Männer einzuwenden, besonders gegen Rantzau, um den Versprechungen einer Regierung, auf welche dieselben von Einfluß seyn konnten, zu trauen. Man erklärte mir, daß deren Entfernung die erste unerläßliche Bedingung zur Ausführung des Holsteiner Vertrages seyn müsse, sonst fügte man dieser Erklärung Freundschaftsversicherungen an die Dänische Regierung hinzu, und ich wähnte schon alle dem Struensee ungünstige Gesinnungen beseitigt.

Mein Aufenthalt in Petersburg zog sich bis Ende Juli hin. Während dieser Zwischenzeit wurden verschiedene Manövres angewandt, mir zu schaden. Man schrieb mir eine Satire auf den damals in Gunst stehenden Grafen Gregoir Orloff zu; glücklicher Weise sprach dieser mit dem Artillerie-Lieutnant Brugman, dem ich seit langer Zeit bekannt war, welcher ihm seinen Irrthum benahm, indem er ihn versicherte, daß ich niemals Verse gemacht hätte, und unfähig wäre, Satiren zu schreiben.

Der König von Preußen, welcher augenscheinlich die zwischen den Höfen zu Petersburg und Kopenhagen bestehende Zwietracht verlängert wünschte, fand es nicht unter seiner Würde, sich auch mit mir zu beschäftigen; er schilderte mich in Petersburg als einen gefährlichen Ränkemacher, der es versucht hätte, das gute Einverständniß des Russischen und Berliner Hofes zu stören, womit ich mich jedoch nicht beschäftigt hatte.

Als meine diplomatische Sendung beendigt war, reiste ich

wieder nach Kopenhagen, woselbst ich im August ankam. Ich erneuerte meine Vorstellungen bei Struensee, um ihn zu bestimmen, daß er Leute entferne, welche dem Russischen Hofe so gerechtes Mißtrauen einflößten, und die Wirkung der guten Gesinnungen, die er zu hegen schien, verhinderten; vergebens. Der Minister hatte Zweifelsohne Einsicht genug, um sich zu überzeugen, wie wichtig es sey, sich Rußland aufrichtig zu nähern, und sich dessen Stütze zu verschaffen; allein dieser Schritt hätte das Gepräge eines Benehmens gehabt, welches mit seinen früher geäußerten Gesinnungen in Widerspruch stand, und den Anschein gehabt, als gäbe man fremdem Einflusse nach: hieraus entstand seine Abneigung, diese Unterhandlung zu beendigen. Vielleicht wäre ich glücklicher in meinen Bemühungen bei diesem mißtrauischen Manne gewesen, wenn ich ihn hätte überzeugen können, daß er in der ganzen Sache nichts finde, was nicht sein eignes Werk wäre.

Seine Abneigung, den Wünschen der Russischen Regierung zu entsprechen, schien um so befremdender, da er es vor kurzem Rantzau abgeschlagen hatte, den Lauf der Gerechtigkeit zu unterbrechen, um ihn gegen die Verfolgungen seiner Gläubiger in Schutz zu nehmen, welcher Mensch daher sein Feind geworden und seitdem nur daran dachte, ihm böse Händel zu bereiten.

Allein Struensee war zu sehr beschäftigt mit allen den Verbesserungen, welche er theils schon begonnen, theils noch im Sinne hatte, und daher machten auch die Komplotte seiner Feinde, die Stürme, welche sich gegen ihn erhoben, und die ihm gegebenen Winke wenig, oder gar keinen Eindruck auf seinen Geist.

Betrachten wir jetzt das Gemälde seiner bereits in Ausführung gebrachten, oder erst unternommenen Verbesserungen, so wie die Folgen, welche diese Versuche für ihn und seine Anhänger hatten, unter deren Zahl auch ich gehörte.

Folgen, welche die von Struensee unternommenen Reformen für ihn und seine Anhänger hatten.

Um einen richtigen Begriff von den, durch Struensee eingeführten Verbesserungen zu haben, muß man den Zustand Dänemarks

zur Zeit, als Struensee zu der Staatsverwaltung gelangte, kennen lernen. Vor dem Kriege mit dem Schwedischen König Karl Gustav war die Dänische Regierung eine wahre Oligarchie, und fast der Polnischen gleich. Die Hauptgewalt ruhete in den Händen der Adeligen, oder in denen eines Senats, der aus ihren Repräsentanten zusammengesetzt, und für deren Interessen eingenommen war; die Krone war wählbar, und der König hatte weiter keine Macht als die, welche er vom Senate erhielt. Die Geistlichkeit hatte durch die Reformation Macht und Reichthum verloren. Ein fast unumschränkter Despotismus lastete auf den Bürgern der Hauptstadt, wie auf denen der andern Städte, obgleich ihre Abgeordneten als eine Art dritten Standes, auf den Landtagen der Nation figurirten; die Bewohner des platten Landes, dem Frohndienst unterworfen, waren wie Viehheerden unter den adeligen Gutsbesitzern vertheilt, welche sie zur Bearbeitung ihrer Ländereien gebrauchten.

Als die Bürger zu Kopenhagen im Jahre 1660 die Schweden eben von ihren Mauern zurückgeschlagen hatten, benutzten sie ihre augenblickliche Macht dazu, die Staatsverwaltung umzugestalten; sie setzten den Senat ab, machten die Krone zu einer erblichen, und übertrugen durch einen feierlichen Traktat ohne Vorbehalt, alle Gewalt ihrem Könige Friedrich III. auf immer, sowohl für ihn als auch für seine Nachfolger, ohne Zweifel in der Hoffnung, daß das Joch eines einzigen Gebieters weniger drückend, als das einer Kaste von Adeligen seyn werde.

Friedrich III. regelte die absolute Gewalt, mit der er bekleidet wurde, und um den Adel für das, was er verloren, einigermaßen schadlos zu halten, berief er die Angesehnsten aus seinen Mitgliedern, um einen geheimen Rath daraus zu bilden; dieser war beinahe das Bild des Senats, durch welchen die Nation so lange Zeit regiert worden war. Allein sein Nachfolger Christian V. schenkte sein ganzes Vertrauen an Schuhmacher, den Sohn eines Weinhändlers, welcher damals, unter dem Namen eines Grafen von Griffenfeld, Dänemark mit Geschicklichkeit regiert und wirksam sich bestrebt hatte, die Ade-

ligen zu erniedrigen; dieses System wurde selbst noch einige Zeit nach dem Falle dieses Günstlings fortgesetzt.

Da die Herrscher der nachfolgenden Regierungen fortfuhren, gegen den Adel ihres Landes mißtrauisch zu seyn, so beriefen sie Fremde an ihren Dienst, und da man in dieser Politik beharrte, so bemächtigten sich die Ausländer nach und nach nicht nur aller innern und äußern Stellen des Ministeriums, sondern auch der vornehmsten Civil- und Militair-Aemter.

Oft hatten indeß diese Fremden im Lande weder Verwandte, noch Freunde, noch alte Verbindungen, und da sie die unter ihren Befehlen stehenden Beamten nicht immer vom Auslande ziehen konnten; so wählten sie aus den Domestiken, welche ihnen an ergebensten waren, ihre vertrauten Agenten, verschafften diesen vortheilhafte Anstellungen, um sie zu belohnen und sich dadurch Anhänger zu verschaffen. Es dauerte daher nicht lange, so wurde dies Beispiel von den Einheimischen selbst nachgeahmt. Und wie man in dem alten Rom die Gewalt in die Hände der Freigelassenen übergehen sah, eben so geschah es auch in Dänemark: aus Bedienten wurden da einflußreiche Männer, deren Ehrgeiz sich nicht mit untergeordneten Aemtern begnügte.

Je nachdem nun die Fremden und die zu ihnen gehörenden Menschen immer mehr Antheil an der Regierung nahmen, vermehrten sich auch die Aemter, Besoldungen und Pensionen, und man sah unter mancherlei Vorwänden des Staats- und Volks-Interesse eine Menge Etablissements entstehen, nebst den dazu erforderlichen Angestellten, sie zu leiten und die verschiedenen Funktionen darin auszufüllen. Einige waren zu den Vergnügungen und der Ehre des Fürsten, andere für die Finanzen, Domänen der Krone, die Polizei und die Justizverwaltung erforderlich; andere wieder dienten zur Unterstützung der Armen, zur Aufmunterung der Bevölkerung, zur Beförderung der Künste, Wissenschaften, der Erziehung, des Ackerbaus und Handels, der Manufacturen und verschiedenen Industrie-Zweige, — überall brauchte man welche.

Wie der Staat seinen Luxus in der Land- und See-

macht, bei Vorstellungen an fremden Höfen wie an dem seines eignen Königs hatte, so fand man auch in jedem Verwaltungszweige Aufwand an Büreaus, Registraturen und Kommis. — Da man indeß bei der Besoldung neuer Aemter über gewisse Grenzen nicht hinausgehen konnte, ohne zugleich die Gehalte der alten zu kürzen, so geschah es, daß, indem man die Beamten auf eine übertriebene Weise vermehrt, die Gehalte der meisten zugleich auf einen sehr geringen Belauf reduzirt wurden.

Da es an Geld fehlte, sich öffentliche Aemter zu erkaufen, und um die Gunstvertheilungen zu unterhalten, nahm man seine Zuflucht zu Titeln und ehrenbringenden Auszeichnungen. Man setzte bis auf die kleinsten Details die Etikette eines jeden Ranges und die für jedes Verhältniß im Leben fest, so wie den damit verbundenen Grad von Achtung und Ehrerbietung.

Als beschlossen wurde, daß dem, welcher Rang und Titel von der Regierung erhalten, dieselben Ehrenbezeigungen und Rücksichten, wie dem wirklichen Verdienst, gezollt werden sollen, da drängte sich alles dazu. Der Kaufmann gab seinen Handel auf, der Künstler verließ seine Werkstätte, der schlichte Bürger entsagte den anspruchlosen Sitten seines Standes, um einen Titel zu erlangen und eine wichtige Person zu werden. Diese in alle Klassen eingeschlichene Eitelkeit gab dem Luxus und Prunke einen noch größern Aufschwung.

Die Regierung geizte keineswegs mit Schenkungen, die ihr so wenig kosteten. Sie ertheilte Titel nach Gunst, bezahlte mit denselben ihr geleistete Dienste, und verkaufte sie für Geld.

Bald hörte der Rang auf, ausschließlich mit dem Amte verbunden zu seyn, und trotzte sogar den Prinzipien der militairischen Subordination. So mancher Offizier in der Armee stellte sich auf gleichen Fuß mit seinem Kommandeur, und formte die Regeln der Disciplin nach denen der Etikette. Uebrigens schien das Uebermaß an Titeln, weit entfernt, abgeschmackt zu werden, nur die Sucht danach noch zu steigern; man schämte sich das nicht zu besitzen, was so viele Leute erlangt hatten.

Die hohen Titel, wie z. B. Grafen und Barone, hatten einen Theil ihrer alten Vorrechte behalten: man konnte die damit bekleideten nicht Schulden halber arretiren; in ihren Behausungen waren sie, bei verbrecherischen Vergehungen wegen der deshalb über sie verhängten Untersuchungen bis zur richterlichen Entscheidung geschützt. Ihre zum Theil Abgabenfreie Ländereien konnten selbst bei hochverrätherischen Verbrechen nicht eingezogen werden, und durften mittelst unveräußerlicher Succession nach dem Alter übertragen werden; die adeligen Eigenthümer übten auf ihren Besitzungen die Patronats-Rechte, so wie die hohe und niedere Gerichtsbarkeit aus. Diese Bevorrechtungen erinnerten an die alten Zeiten der Adelsherrschaft. Aber nichts brachte diese mehr in Erinnerung, als der Frohndienst, welcher auf der Kaste der Ackersleute oder Bauern lastete, eine Dienstbarkeit, welche die Lasten der Miliz noch mehr zu erschweren schienen. Indeß muß man es anerkennen, daß dieser zahlreiche und interessante Theil der Bevölkerung nicht ganz unbeachtet geblieben war. In jedem Distrikte zählte der, für Rechnung des Königs zur Verwaltung theils der der Geistlichkeit zur Reformationszeit genommenen Güter, theils der erledigten Lehns- und anderer Güter des öffentlichen Schatzes, eingesetzte Amtmann zu seinen Amtsverrichtungen auch die, den Beschwerden der Bauern gegen ihre Lehnsherrn Recht zu verschaffen, und sie gegen Bedrückung in Schutz zu nehmen. Allein man fand den Amtmann nicht immer in dem Orte seiner Residenz, auch war er nicht immer bereit, seinen Vortheil hinanzusetzen, um die der Bauern zu berücksichtigen.

Ein Theil der Leiden in Dänemark schrieb sich noch offenbar aus seinen alten Einrichtungen her, und mehrere Mißbräuche, welche statt fanden, hätten da entstehen können, ohne daß die Fremden die Hände mit im Spiele zu haben brauchten. Auch ist nicht in Abrede zu stellen, daß sich unter den zur Verwaltung des Landes berufenen Fremden auch Leute von Verdienst befanden; allein die besten Absichten hatten fast alle den Fehler, daß man Sachen, welche in andern Gegenden mit Nutzen angewendet wurden, auch solchen anpassen wollte, die

weder mit den Bedürfnissen in Dänemark, noch mit dessen Hülfsmitteln in Verhältniß standen; daher ging es damit wie mit dem Ackerbauer, welcher aufs Gerathewohl ausländische Pflanzen auf seinem Felde einsetzen wollte, statt solcher, welche dem Boden und dem Klima angemessen sind.

Auf diese Weise hatte man zu Kopenhagen Academieen der Wissenschaften und schönen Künste nach dem Beispiele anderer, in der Bildung schon weiter vorgerückter Völker, gegründet. Man hatte unter dem Ministerium vor Struensee sogar Gelehrte auf königliche Kosten nach dem Orient geschickt, um da die Monumente und Alterthümer zu studiren, als wenn Dänemark in der Lage gewesen wäre, zur Befriedigung dergleichen Gegenstände der Neugierde, Aufopferungen zu machen; eben daher hatten auch neueingeführte Handelszweige, neu unternommene Manufakturen, ohne die Hülfsquellen des Staates und seiner Kaufleute in Erwägung zu ziehen, keinen andern Erfolg, als den, die Staats-Kassen zu erschöpfen. Auf gleiche Weise verwendete man mit eben so wenig Ueberlegung als Nutzen, Gelder, Unterhändler abzuschicken, um an solchen dem Staate ganz fremden Interessen Theil zu nehmen; und nach dem Beispiel mächtiger Nationen unternahm man Ausrüstungen, welche imponiren sollten, aber ohne Verhältniß zu den realen Kräften Dänemarks, nur dazu dienten, seine Schwäche erst recht zu zeigen.

Obschon der Staat seit 1720 eines ununterbrochenen Friedens theilhaftig geworden war, so waren doch die Wirkungen der fehlerhaften Verwaltung so nachtheilig, als wäre es von einem grausamen Krieg heimgesucht gewesen; seine Staatsschuld von 20 Millionen Thalern schien eher anzuwachsen als kleiner zu werden. Die Lasten, welche das Land zu tragen hatte, verhinderten es, nicht nur seine Kräfte zu entwickeln, sondern schienen es sogar immer mehr zu schwächen. Es schwand dahin wie ein rüstiger Körper, welcher aus Mangel an freier, körperlicher Bewegung, bedroht ist, von der Auszehrung befallen zu werden. Eine gewisse Unbehaglichkeit zeigte sich am Throne,

wie unter den letzten Klassen des Volks, und die Reformen schienen laut von der öffentlichen Meinung gefordert zu werden.

Das war der Zustand Dänemarks als Struensee das Staatsruder übernahm. Dieser Mann, welcher ganz für die Grundsätze der neuern Philosophie in Bezug auf die politische Haushaltung eingenommen war, nahm sich daher vor, große Veränderungen in diesem Staate ins Werk zu setzen. Damit ihm dieß glücke, mußte er mächtig seyn, mußte fest dastehen. Er dachte indeß weniger daran, sich Macht und Bestand zu sichern, sondern suchte diejenigen zu entfernen, welche seinen Entwürfen hinderlich seyn konnten.

Von diesem Gesichtspunkt ausgehend, bewirkte er auch, nachdem er den vorigen Günstling des Königs, Stolk, entfernt hatte, die Verabschiedung des Ministers des Auswärtigen, des Grafen von Bernstorff, welcher als die Hauptperson bei der Regierung anzusehen war, so wie die seines Neffen, des jungen Bernstorff, der zur Zeit Deputirter beim Finanz-Collegium und dazu bestimmt war, dereinst seinen Onkel zu ersetzen.

Eben so veranlaßte er, um Hindernisse aus dem Wege zu schaffen, daß der Geheimerath des Königs aufgelöst wurde, indem er jedem Departement zur Pflicht machte, von den Geschäften seiner Verwaltung dem Kabinette Bericht abzustatten, und von diesem die Entscheidung des Königs zu erwarten.

Vormals konnten sie unmittelbar mit einander korrespondiren, und viele Sachen entscheiden; der Secretär eines Departements hatte ganz allein die Berichte zu machen; oft stattete er solche bloß mündlich an den König ab, erhielt von ihm auch nur mündliche Bescheide, und konnte diese daher nach seinem Gefallen abändern.

Struensee traf die Einrichtung, daß in jedem Departement ein Abgeordneter, nachdem die Reihe an ihm ist, die Weisung erhalte, dem Kabinette einen die Berathungen betreffenden schriftlichen Bericht zu überreichen, mit der Befugniß, seine eignen Bemerkungen dazu setzen zu dürfen, und daß die Entscheidung des Kabinetts, ebenfalls schriftlich und mit der

Unterschrift des Königs versehen, dem Minister wieder zugestellt werde. Außerdem wurde den Departements untersagt, sich mit einander anders, als mittelst des Kabinetts in Verbindung zu setzen.

Diese, von der Preußischen Regierung nachgeahmten Einrichtungen, konzentrirten alle Geschäfte in das Ministerium, nämlich in die Hände Struensee's, der dessen Sekretair war; die Verantwortlichkeit der Administration fiel aber auch auf seine Person zurück.

Andere Anordnungen verringerten sehr die Macht derer, welche die Departements leiteten und die gleichsam kleine Könige waren: man konnte daher auf ihre Rache rechnen.

Die Aufhebung des geheimen Raths des Königs, welcher ersterer so alt, als die unumschränkte Monarchie selbst war, hieß zugleich das Ehrgefühl der angesehnsten Familien vernichten, hieß außerdem mit Eins alle Ueberlieferungen abschaffen, die zwar vielleicht nicht für immer zu bestehen brauchten, wovon es aber wichtig war, Ursprung und Zweck zu kennen.

Das Bestehen dieses Rathes behinderte keineswegs die Dekrete des Kabinetts geradezu; da man solche als Befehle eines Herrn betrachtete, welcher weder nöthig hat, dem gewöhnlichen Gange der Berathungen zu folgen, noch irgend ein Gutachten deshalb einzuholen. Die Aufhebung des geheimen Raths schien dem Struensee jedoch das sicherste Mittel, um ohne Widerspruch alle seine beabsichtigten Anordnungen durchsetzen zu können. Einige davon, welche er in Ausführung gebracht hatte, waren entschieden schlecht, andere von geringem Belang, die meisten aber bezweckten Abschaffung großer Mißbräuche.

Die Verordnung, welche die Preßfreiheit betraf, hatte das Ansehen einer Gefährdung von Seiten der Regierung, die allen Schweigen gebietet. Man bedurfte dieser vorgeblichen Freiheit keinesweges, um unter dem Volke Schriften über Gegenstände von allgemeinem Interesse zu verbreiten; vielmehr mußte man befürchten, daß dadurch Spottschriften und Kritiken in Umlauf kommen werden, was auch der Fall war, die man nicht wird unterdrücken können.

Das Verbot, im Königreiche auswärtige Lotterie-Loose abzusetzen, war weise; wie will man aber die Einführung des Lotto's zu Kopenhagen (1) rechtfertigen? Durfte die Einnahme, welche der öffentliche Schatz daraus zog, wohl gegen den Scandal blind machen, ein betrügliches Spiel im Namen und für Rechnung des Fürsten zu dulden, der in seinen Staaten das lebendige Gesetz und ein Muster der Gerechtigkeit und des guten Glaubens vorstellen sollte? Sah man denn nicht ein, daß indem man die Tagelöhner, Knechte und Dienstmädchen der Hauptstadt zu diesem Spiele verleitete, man sie zugleich tausend Versuchungen bloß stellte, sich die dazu erforderlichen Mittel zu verschaffen?

Ein anderer bedeutender Fehler, in welchen Struensee verfiel, waren seine Ansichten in Betreff der Bevölkerung. Da er ihre Zu- oder Abnahme für bestimmte Kennzeichen des Gedeihens oder Verfalls eines Staates hielt, so redete er sich ein, daß die Vervielfältigung der Anzahl der Kinder das wirksamste Mittel zur Vermehrung der öffentlichen Wohlfahrt sei, statt daß er diese mittelbar dadurch hätte begründen sollen, wenn er eine gute Ordnung einführte und die Hindernisse beseitigte, welche die Betriebsamkeit der Einzelnen hemmten und es ihnen unmöglich machten, zu einem gemächlichen Zustande zu gelangen: das hieß die Wirkung für die Ursache nehmen (2). Um daher die Zunahme der Bevölkerung zu befördern, verminderte man bedeutend die verschiedenen Abstufungen, wo Verheirathungen unter Verwandten gesetzlich verboten waren, und erlaubte den ehelich geschiedenen Personen sich wieder zu heirathen.

Vielleicht hatte man dadurch blos allgemein angenommene, und auf religiöse Zucht Bezug habende Meinungen aufgeregt; allein außerdem alle gegen Unzucht eingeführt gewesenen Strafgesetze vernichten; die Soldaten regulärer Truppen zum Heirathen aufmuntern; die Zahl der Findelhäuser vergrößern und dadurch ein Depot errichten, woselbst alle dahin gebrachten Kinder, ohne Unterschied, Aufnahme fanden; immer neue Auflagen schaffen und selbst das Privilegium einer Pharaobank zu Gunsten jener Anstalten ertheilen — das hieß doch wohl Liederlich-

keit und Faulheit begünstigen, den Ehestand herabwürdigen, den Nutzen und die Rechte, welche ihn aufmuntern sollten, schwächen; das hieß ferner auf Unkosten der betriebsamen Klassen einen Schlag elender Menschen aufkommen lassen, durch welche der Polizei neue Beschwerlichkeiten, und den öffentlichen Hilfsanstalten neue Lasten aufgebürdet wurden; das hieß endlich dem vorgesetzten Ziele geradezu im entgegengesetzten Sinne sich nähern.

Sich der verlassenen Kinder anzunehmen, ist eine Pflicht, welche die Regierung nicht vernachlässigen kann, ohne die Gesetze der Humanität zu verletzen; allein die Gerechtigkeit legt ihr von der andern Seite nicht minder die Verbindlichkeit auf, diejenigen Eltern auszumitteln und zu bestrafen, welche ihre Kinder verlassen haben.

War es etwa auch zum Vortheil der Bevölkerung, daß man das Gesetz aufhob, welches den Familienvätern gestattete, ihre Kinder ohne gerichtliche Befugniß ins Gefängniß zu schikken? ich weiß es nicht; dieß Privilegium schien aber mit der absoluten Monarchie in Beziehung zu stehen; war es übrigens für die Sitten günstig es abzuschaffen? Struensee war ohne Zweifel nicht fehlerfrei; es war ihm aber Ernst, das Wohl des Staates zu befördern, und mehrere seiner Reformen gereichen seiner Verwaltung zur Ehre und sollten ihm für die Erkenntlichkeit seines Landes bürgen.

Um den Einfluß der Titel zu schmälern, begnügte man sich mit der Bekanntmachung, daß man solche hinführo mit mehr Auswahl und nur auf den Bericht eines Departemental-Raths ertheilen werde: man verbannte sie auch aus der Korrespondenz der Dikasterien; man setzte fest, daß nur Dienstalter und nicht Titel den Vorsitz im Rathe bestimmen soll; daß der durch den Titel erworbene Rang nur noch bei Hofe gelten solle. Man griff den Mißbrauch noch tiefer an, indem man die Privilegien widerrief, welche nicht allein Grafen und Barone vor den Verfolgungen ihrer Gläubiger in Schutz nahmen, sondern auch viele Beamten, welche sich gleiche Freiheiten herausnahmen.

Die Vervielfältigung der Gerichtszweige erschwerte und ver-

wickelte der Gang der Gerichtspflege, man beschäftigte sich demnach damit, diese zu vereinfachen. Verschiedene Ressorts waren mit gewissen Etablissements der Hauptstadt und Umgegend verbunden; sie wurden sämmtlich abgeschafft, und mit dem eines einzigen Tribunals vereinigt, dessen Vorrechte nicht blos das Urtheil über Verbrechen, sondern auch die Untersuchung besonderer Klagen umfaßte.

Die zur Zeit noch angewandte Tortur, um den Angeklagten Geständnisse abzupressen, wurde abgeschafft. Man verlangte, daß bei allen Rechtssprüchen zugleich die Gründe davon angegeben werden sollten.

Oeffentlich angeschlagene Verzeichnisse der Gefangenen, Verbrecher, Angeklagten und der Verurtheilungen oder Befreiungen gaben zu gewissen Zeiten Nachricht über den Zustand dieses Theils der öffentlichen Ordnung. Andere öffentliche Tafeln machten zu gewissen, auf einander folgenden Zeitabschnitten, die Todesfälle, Zahlungseinstellungen, Liquidationen, Vormundschaften, und im allgemeinen die Geschäfte der Güter-Verwaltung bekannt, welche letztere unter der Oberaufsicht der Tribunale stand.

Eine Kontrole sollte den möglichen Mißbräuchen und selbst Betrügereien vorbeugen.

Man beschäftigte sich zu dieser Zeit mit der Vervollkommnung der bei der Kanzelei üblichen Prozeduren (3) und bewirkte dadurch ansehnliche Kosten-Ersparnisse für den Staat.

Oft hatten sich Polizei-Lieutnants erlaubt, unter dem Vorwande die Sitten zu beaufsichtigen, Privat-Familien mit ihren Besuchen zu belästigen; dieser Gebrauch, welcher viel Skandal und Bedrückung mit sich führte, hörte auf, und man gab auf diese Weise der Behausung ihre Freiheit wieder, welche ihr nie hätte streitig gemacht werden sollen.

Das vorige Ministerium hatte in Vorschlag gewesene Pläne zur allmähligen Befreiung des Dänischen Bauers von der Dienstbarkeit der Frohnen verworfen. Struensee nahm diese Pläne wieder vor, und um deren Ausführung stufenweise vorzubereiten, bewirkte er die Erlassung eines Befehls, welcher den Frohn-

dienst näher bestimmte, und somit die bisher in dieser Hinsicht vom Grundherrn ausgeübte Gewalt einschränkte.

Die Amtleute hatten die Verpflichtung, die Bauern zu schützen, und ein wachsames Auge auf das Wohl ihrer Kreise zu haben. Allein mehrere unter ihnen entfernten sich aus denselben unter mancherlei Vorwänden; ein Befehl schärfte ihnen ein, ununterbrochen in ihren Wirkungskreisen zu bleiben.

Die Verwickelung, welche damals in den Finanzen herrschte, machte deren Verwaltung beschwerlich und unzuverlässig; man bemühte sich daher, sie dadurch zu vereinfachen, daß man alle Einnahmen in Eine Kasse fließen und alle Zahlungen aus einem gemeinschaftlichen Mittelpunkt ausgehen ließ, indem man mehrere für sich bestehende Verwaltungen aufhob und drei Kammern errichtete, um alle Theile der Finanzen zu kontrolliren.

Auch verbesserte man durch neue Einrichtungen den Dienst und die Ergebnisse der Zölle und Posten; alle Befreiungen der Art, welche man zu Gunsten einer gewissen Anzahl Bevorrechteter gestattet hatte, wurden aufgehoben.

Um dem nachtheiligen Luxus bei Leichenbegängnissen zu begegnen, wurde verordnet, daß diese des Nachts statt finden sollten.

Die Ausgaben des Staates zum Behufe mehr kostspieliger als nützlicher Bauten waren sehr beträchtlich gewesen, und man arbeitete zur Zeit noch an der Friedrichskirche, einem Gebäude, welches vor langer Zeit nach einem sehr kostspieligen Plane begonnen worden war, so, daß es zur Ruine hätte werden sollen, bevor es beendigt wurde. Struensee ließ die Arbeiten daran einstellen, und eine Kommission wurde ernannt, um über die nöthigen Einschränkungen von dergleichen Gegenständen zu berathen.

Norwegen hatte wichtige Glashütten; man zeigte sich geneigt, die bis dahin nur zu sehr vernachlässigten Interessen dieses Landestheils zu begünstigen, indem man verbot, fremde Glaswaaren da einzuführen. Auch beschäftigte man sich mit der Vervollkommnung seiner Forstverwaltung und der Verbesserung einiger seiner bürgerlichen Gesetze; man erlaubte sogar, daß es

Getreide vom Auslande beziehen konnte, da es früher seine diesfälligen Bedürfnisse nur von Dänemark nehmen mußte.

Der Winter von 1771 war rauh, das Volk zu Kopenhagen litt Noth, man murrte; alte Beschwerden wurden von neuem laut, man bemühte sich, sie durch Brodaustheilungen zu stillen. Struensee benutzte diese Gelegenheit, um Vorrathskammern zu errichten, und die Brantwein-Fabrikation aus Getreide zu verbieten, ein Getränk, dessen Mißbrauch damals eben so allgemein als verderblich war. Nur wenige Einsichtsvolle zollten diesen Maßregeln Beifall; aber die Gutsbesitzer betrachteten sie als Eingriffe in ihre Revenüen.

Der gesetzliche Geld-Zinsfuß war von 5 auf 4 Prozent herabgesetzt worden; dieser wurde wieder auf 5 bestimmt, da es nicht vernünftig schien, daß Partikuliers nicht zu demselben Zinsfuß wie die Regierung, Gelder sollten aufnehmen können; vielleicht wäre es sogar zweckmäßig gewesen, den Zins für die Kapitalien, welche der Handel erheischte, noch weniger zu beschränken.

Die vorigen Minister hatten sich viel mit dem Handel und den Manufakturen beschäftigt; Struensee folgte gleich Anfangs ihrem Beispiele, zog viele Erkundigungen deshalb ein, ging damit um, der Bank eine andere Einrichtung zu geben, die Handwerkszünfte aufzuheben, und verschiedene andre Entwürfe auszuführen. Allein nach so manchen Versuchen und Verhandlungen, überzeugte er sich, daß das einzig anzurathene Verhalten, in Bezug auf den Handel, darin bestehe, Sicherheit und guten Glauben zu handhaben, sonst aber alles in seinem Gang zu lassen.

Das Kommerz-Kollegium wurde als eine gefährliche Anstalt der Verführung aufgehoben, und was man von dessen Funktionen beizubehalten für nöthig fand, mit dem Departement der Finanzen vereinigt.

Die Dänische Geistlichkeit, ohne gerade weder unduldsam noch verfolgerisch zu seyn, war doch nicht minder als die anderer Länder geneigt, jeden andern als ihren Kultus auszuschließen, so wie sie auch nicht frei von Eifersucht gegen

die Neuerungen waren, welche ihren Einfluß zu beeinträchtigen schienen. Ohne Zweifel hatte Struensee sie beleidigt; nicht nur weil er die Festtage vermindert, sondern auch dadurch, daß er die freie Ausübung des Kultus den Reformirten, der Evangelischen Gemeinde, den Katholiken und den Mährischen Brüdern erlaubt hatte; die Letztern erhielten sogar Vergünstigungen für ihre Etablissements.

Die Spitäler und andere mildthätigen Anstalten, welche zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Umständen in der Hauptstadt und Umgegend begründet wurden, hatten alle ihre besondern Verwaltungen; daher auch die vielen Veruntreuungen und Mißbräuche, welche der Aufmerksamkeit der Regierung entgingen; daher auch der Mangel des Zusammenhanges des Theils der öffentlichen Ordnung, in Betreff der Hilfsleistungen. Um diesem abzuhelfen, schaffte man diese kleinen unabhängigen Administrationen ab, und ersetzte sie durch eine allgemeine Behörde.

Man hatte sich in Dänemark wenig damit beschäftigt, den Unordnungen, welche die Armuth verursacht, Einhalt zu thun; doch hatte man wieder sehr viel für die Unterstützung der Armen gethan; es wäre sogar vielleicht von Nutzen gewesen, den Staat von einigen dieser Etablissements zu befreien, welche geeigneter waren die Unvorsichtigkeit zu begünstigen, als etwas wahrhaft Gutes zu stiften; ich würde davon nicht einmal die Wittwen-Kasse ausgeschlossen haben, deren Gelder damals großentheils verloren, oder doch in Gefahr waren, verloren zu gehen, durch Anlagen, die keine Sicherheit und Solidität gewährten.

Wollte man aber solche Einrichtungen verbessern, so mußte man langsam, mit Tilgungen, zu Werke gehen, mußte aufhören neue Ankömmlinge darin aufzunehmen; nicht aber plötzliche Einstellungen eintreten lassen, wie man es mit dem Waisenhause machte, an dessen Stelle man eine deutsche Schule zum gewöhnlichen Unterrichte einführte; eine schonungslose Veränderung an und für sich, aber noch besonders beleidigend für die Dänen, und wenig übereinstimmend mit den Grundsätzen

Struensee's, welche dahin gingen, die Fremden nicht zu begünstigen, außer die Einländer.

Zudem hätte die Regierung mehr Aufmerksamkeit auf die öffentliche Erziehung verwenden sollen; und man hätte in der bessern Anwendung der zu dem Behufe bestimmten Gelder das Mittel gefunden, wahrhaft zweckmäßige Anstalten zu gründen.

So unterhielt man z. B. bei der Universität zu Kiel dreißig Professoren, und konnte dennoch nur durch Hoffnung und Lockung zu öffentlichen Aemtern, Studenten dahin ziehen. Die Akademie zu Saroe, welche mit einer jährlichen Einnahme von 15 bis 20,000 Thalern dotirt war, hatte fast durchaus keine Zöglinge; und man zählte deren nur 11 im Jahre 1786, so wie 7 im Jahre 1790. Man hätte dafür recht gut eine Akademie oder Universität, und außerdem noch eine gewisse Anzahl Landschulen in Norwegen errichten können, woran es da fehlte.

Struensee nahm sich vor, große Veränderungen in der öffentlichen Erziehung auszuführen, man ließ ihm nur nicht Zeit dazu. Seine Arbeiten in der Hinsicht betrafen nur noch die deutsche Schule, welcher ich vorhin erwähnt, einige Verbesserungen in den Akademien der schönen Künste, und die Gründung einer Thierarznei-Schule.

Aufgebracht über den Einfluß, welche die Domestiken auf die öffentlichen Angelegenheiten erlangt hatten, erließ er den Befehl, welcher jene für die Zukunft von öffentlichen Anstellungen ausschloß. Dieser Ordonnanz, welche einen schmählichen, und folglich einen ungerechten Karakter hatte, war vorzüglich beleidigend für die Menschen, welche aus diesem Stande herausgetreten, sich in öffentlichen Aemtern befanden: und gewiß, ihre Zahl war nicht klein.

Man hätte das Uebel auf eine schonende Weise beseitigen können, wenn man für die Bestellung erledigter Aemter weise Gesetze erlassen hätte, welche ungeschickte oder unwürdige Subjekte davon entfernte.

Struensee's Bemerkung, daß viele Bedienten in die Munizipalität zu Kopenhagen aufgenommen worden, war es vielleicht, welche ihn bestimmte, die Gesammtheit der Letztern anders zu

gestalten, und dafür eine ganz anders eingerichtete zu bestellen. Die Organisation dieser neuen Munizipalität, war ohne Zweifel, in mehr als Einer Hinsicht weniger fehlerhaft als die vorige; allein die alte Einrichtung schrieb sich auch von dem Zeitpunkte her, wo die uneingeschränkte Monarchie begonnen hatte; daher betrachtete man sie auch als eine gesellschaftliche Anstalt, welche man nicht angreifen konnte, ohne zugleich auch die Konstitutionen des Staates mit zu erschüttern.

Jeder vernünftige Mensch hätte einsehen sollen, daß der Dänische Staat eine Verbesserung in Bezug auf die Verwaltung bedurfte; nur solche, welche aus den Mißbräuchen Nutzen zogen, konnten den Gedanken nicht ertragen, ihn einzubüßen, und diese zeigten sich daher um so zahlreicher und interessirter, sich den Reformen zu widersetzen, als die Mißbräuche größer und vervielfältigt waren.

Man hätte auch bedenken sollen, daß es ungerecht und unklug sei, einen Menschen, ohne ihn schadlos zu halten, seines einträglichen Amtes zu berauben, welcher bei seinem bisherigen Gewerbe geblieben wäre, wenn die Regierung ihn nicht davon abgebracht hätte, um ihn an ihren Dienst zu fesseln.

Struensee verdiente übrigens nur Lob, daß er das Gesetz, welches Anwartschaften duldete, widerrufen ließ; daß er den Chef verantwortlich für die Aufführung des Subjekts machte, welches von ihm zu einem erledigten Posten vorgeschlagen worden; daß er festsetzte, daß der Offizier nur Urlaub erhalten könne, wenn er ein Jahr auf seinem Posten geblieben; daß er die von Pensionen lebenden verpflichtete, in den Provinzen zu bleiben, und daß er die Vorlegung umständlich verfaßter Etats über die Pensionnairs verlangte, nebst Angaben ihres Alters, ihres Vermögens und ihrer Dienste.

Man hätte es ohne Zweifel gebilligt, wenn er eine große Anzahl unnützer Stellen, nach und nach durch Entlassungen oder das Ableben derer, welche sie ausfüllten, hätte eingehen lassen. Durch dieß umsichtige Benehmen hätte er vermieden, die politische Maschine einiger vielleicht nöthigen Räderwerke zu berauben, und besonders einige Privat-Interessen zu verletzen

Allein er konnte sich nicht gedulden, bis die von ihm begriffenen Pläne zu Ausführung kamen.

Das ist noch nicht alles: da er den Hofstaat zu ansehnlich und die den Pagen daselbst ertheilte Erziehung zu schlecht fand, so hob er den kleinen, für den einzigen Sohn des Königs eingerichteten Hof auf, ließ denselben, wie das Kind eines gewöhnlichen Bürgers erziehen, und auf einmal alle Pagen fortschicken. *)

Der Etat der Armee war ebenfalls, wie bereits erwähnt, übertrieben. Er beschloß die Landmacht wenigstens auf die Hälfte zu reduziren; und um mit den kostspieligsten Korps, welche sich in seinem Bereich befanden, anzufangen, ließ er erst die Garde zu Pferde, und später die Fußgarde verabschieden. Diese Reform war, nach meiner Ansicht, um so inkonsequenter, da man zu gleicher mit großem Kosten-Aufwande Bombenschiffe bauen ließ, und eine See-Ausrüstung, welche zu einer Unternehmung gegen die Barbaresken im mittelländischen Meere bestimmt war, vorbereitete: eine Rüstung, welche nur Verdacht bei Rußland erwecken mußte.

Jeder Tag sah neue Projekte aufkeimen; Struensee berief solche Personen um sich, welche geeignet waren, sich mit Untersuchungen zu befassen, Pläne zu entwerfen und ihm als Arbeiter zu dienen. Unter andern bemerkte man den Rath Wildebrandt; den Leibarzt Berger; Oeder, ebenfalls Arzt, einen Mann von Verdienst und Gelehrsamkeit; Reverdil, welcher zuerst vernünftige Pläne zur Freimachung der Bauern vorgeschlagen hatte; Klassen und Sturtz, welche beide zu den Arbeiten, in Betreff des Handels und verschiedener Gegenstände des politischen Haushalts, gebraucht wurden. Ich selbst wurde zu allem, was auf den militairischen Zustand Bezug hatte, gebraucht: ich arbeitete über diesen Gegenstand eine Abhandlung aus, deren Ideen den Beifall des Grafen von Saint-Germain hatten, der zur Befehligung der Armee berufen wurde; und da Struensee

*) Mit Ausnahme der in dem Gemache des Königs angestellten Pagen.

Vertrauen zu mir zeigte, und man mich oft mit ihm berathen sah, so ermangelte man auch nicht, mir einen Theil der bewirkten Veränderungen, und besonders die Verabschiedung der Fußgarden, zuzuschreiben.

Gewiß, ich war entfernt ihn zu seinen scharfen Maßregeln aufzumuntern, und bemühte mich im Gegentheil, ihn davon abzubringen; es gelang mir auch zuweilen, die Verabschiedung derer, welche er eben entlassen wollte, zu verschieben, und den durch ihn verabschiedeten Angestellten Schadloshaltungen zu bewirken.

Ein großer Theil dieser Reformen war vor meiner Ankunft zu Kopenhagen im Jahre 1771 erlassen worden, oder fand während meiner Sendung nach Petersburg statt; aber bei meiner Zurückkunft wäre es nicht unmöglich gewesen, den sich bildenden Sturm zu beschwören.

Ich stellte Struenseen lebhaft vor, daß man zu geschwind und zu weit gehe; daß man Mittel gegen die Aufregung der Gemüther ausfindig machen und auf jede Neuerung verzichten müsse, bis man die, in allen Klassen der Gesellschaft sich zeigende Unzufriedenheit und Ungeduld hat austoben lassen. Ich bemerkte gegen ihn, daß er nicht fest auf der Gunst des Königs fußen könne, welcher immer bereit ist, dem nachzugeben, welcher bis zu ihm gelangt; daß von der andern Seite, da man die Königin nicht im mindesten Theil an der Regierung nehmen lasse, ihr auch nichts, was darin vorgeht, zugeschrieben werden könne; daß sie wenig Einfluß auf ihren Gemahl ausübe, da sie sich ihm nicht unentbehrlich zu machen verstanden; obschon sie sich aufrichtig bestrebte, ihm zu gefallen; daß sie nur durch England einige Gewalt besäße und daß man die Freundschaft dieser Macht so sehr vernachlässigt habe, daß ihr Gesandter, der Ritter Keith, bei Hofe weder das Ansehen, noch das Vertrauen, welche seinem Posten gebühren, erlangt hätte; daß man auch den Schutz Rußlands zu verschmähen scheine, der so leicht zu erwerben war, und dessen Wichtigkeit zum Behufe der Vollziehung des Holsteiner Traktats so einleuchtend sei.

Ich hätte Struensee eben so gern überredet, einige Schritte zu thun, um die verwittwete Königin Julia Maria und ihren Sohn, den Prinzen Friedrich, wieder zu besänftigen, deren offener Zwist mit dem Hofe eine sehr verdrießliche Wirkung auf das Publikum machte, und den Unzufriedenen zum Vereinigungspunkte dienen konnte. Ich veranlaßte ihn noch zu einigen Vorkehrungen zu dieser Aussöhnung, und er schien auch auf dem Wege sie zu Stande zu bringen; doch er wurde es bald überdrüssig, und sagte mir auf meine ihm deshalb gemachten Vorstellungen, daß ihn dieses Verfahren zu sehr langweile, als wenn die Langweile in einer so hohen Stellung im mindesten in Anschlag zu bringen wäre. Man kann sich indeß vorstellen, daß so viele Reformen, von denen ich einen Schattenriß entworfen, ungemein viel Unruhe und Haß hervorbrachten. Die Adeligen, und die mit Titeln bekleideten Leute, verletzt an dem, was sie die ihrem Range gebührenden Rücksichten nannten, oder der ihnen wesentlich Nutzen- bringenden Bevorrechtungen beraubt, sahen auch sich bedroht, die Herrschaft über die Leibeignen einzubüßen, welche ihre Ländereien bearbeiteten.

Eine Menge bürgerlicher- und Militair-Beamten, die ihre Anstellungen verloren hatten, athmete nur Rache und verbreitete überall Klagen.

Die, welche noch auf ihrem Posten waren, glaubten sich jeden Tag auf dem Punkte, ihre Stelle durch eine Ordonnanz zu verlieren.

Die Geistlichkeit hielt Rechnung über die Eingriffe, welche die Verwaltung sich gegen verschiedene Punkte ihrer Lehre und Kirchenzucht erlaubte; sie sah, wie diese Administration fremde Religionsbekenntnisse, oder, um noch besser zu sagen, den Ihrigen feindliche, schützte, und erwartete demnach nur Ungunst von einem Ministerium, auf welches sie keinen Einfluß ausüben konnte. Daher wurde Struensee auch bald für einen freisinnigen Atheisten ausgegeben.

Das Volk der Hauptstadt würde, selbst wenn es unmittelbar aus den Operationen der Regierung Vortheil gezogen hätte, Mühe gehabt haben, den nachtheiligen Eindrücken, welch

ein großer Theil der Unzufriedenen sich bestrebte hervorzubringen, zu widerstehen. Da diese Verbesserungen ihm aber keine Verminderung seiner Lasten gewährten, so war es geneigt, sie nur als einen Zuwachs der Leiden zu betrachten, und gesellte sein Murren zu dem der Feinde der Administration.

Man bemerkte boshafterweise, daß Struensee, der sich doch so laut gegen den Mißbrauch der Titel ausgesprochen, sich selbst mit dem Ritter-Orden schmückte, den die Königin am Geburtstage ihres Gemals, des Königs, gegründet hatte.

Als er sich aber zum Geheimen Kabinets-Minister ernennen ließ, mit der Befugniß, Befehle zu erlassen und in Ausführung zu bringen, ohne des Königs Unterschrift dazu zu bedürfen, sondern solche bloß zu Ende jeder Woche vom Könige gutheißen und unterzeichnen zu lassen: da wurde er schon vom Volke für einen Usurpator, einen Kromwell, gehalten, welcher nur danoch strebte, sich der Krone zu bemächtigen, und der öffentliche Unwille wuchs noch mehr, als er kurz nachher den Grafentitel erhielt, und ihn auch seinem Freunde Brandt verschaffte. Er war fast der Einzige, welcher den Sturm nicht zu bemerken schien, der jeden Tag größer wurde; man hätte behaupten können, daß das Vertrauen, welches er in seine Ansichten zum Wohl des Standes setzte, ihn verblendete. So oft ich Gelegenheit dazu fand, bemühte ich mich, ihn wegen seiner Stellung in Unruhe zu versetzen, noch öfter aber gab er mir zur Antwort, daß ich, seitdem ich in Rußland gelebt, mich gewöhnt hätte, überall nichts als Verschwörungen zu gewahren.

Da ich mich über diesen zarten Punkt nicht weiter gegen ihn erklären konnte, so gebrauchte ich Brandt dazu, mit welchem ich von früher her verbunden war, und der auf vertrautem Fuß mit Struensee stand; aber Brandt bewirkte auch nichts bei ihm.

Indessen wurde Struensee doch eines Tages in einige Unruhe versetzt, als er erfuhr, daß die vor kurzem nach Kopenhagen berufenen Norwegischen Matrosen sich versammelt hätten, und sich anschickten, in Masse nach Hirschholm zu gehen, woselbst der Hof residirte. Er stand im Begriff, ihnen ein Ka-

vallerie=Korps entgegen zu schicken, als ich ankam und ihn versicherte, daß es bei ihnen so Gebrauch wäre, vereint ihre Beschwerden vorzubringen, und sie weiter keine bösen Absichten hätten, und daß es hinreiche, einen Offizier zu beauftragen, ihre Bitten entgegen zu nehmen und sie fortgehen zu heißen; in der That kehrten diese Matrosen auch friedlich nach Kopenhagen zurück, als man die Zahlung ihres rückständigen Soldes versprach.

Vier oder fünf Wochen später wollte die Regierung den See=Zimmerleuten ein Fest geben, und das Gerücht, daß Struensee dabei insultirt würde, gelangte zu seiner Kenntniß, und verursachte Besorgniß zu Hirschholm; man zog mich zu Rathe, und Struensee, welcher ermordet zu werden befürchtete, sagte zu mir: „mir könnte wohl dasselbe Schicksal, wie Concini, bevorstehen." Ich rieth ihm auf dem Feste zu erscheinen und da Zuversicht zu zeigen; zugleich benutzte ich diese Gelegenheit, um mit ihm über seine Unbesonnenheiten zu sprechen, zeigte ihm die Nothwendigkeit, vorsichtiger zu handeln, und die Beschwerden der Unzufriedenen zu beschwichtigen; die Unterredung wurde lebhafter, und ich ließ ihn wahrnehmen, daß die Unzufriedenheit selbst seine Freunde ergriffe; ich brachte sogar die Beispiele des Kanzlers von Uhlfeld und von Griffenfeld in Erinnerung, welche beide Personen der Hof der Rache ihrer Feinde geopfert hatte. „Das ist das Loos," fügte ich hinzu, „welches Ihnen droht, und man wird Sie, wo irgend möglich, aufs Blutgerüst bringen; seyn Sie daher wenigstens darauf bedacht, Ihre Papiere in Ordnung zu halten." — „Meine Papiere sind es," sagte er kalt, „und ich habe nichts von dieser Seite zu befürchten, wenn man anders gerecht seyn will."

Brandt, welcher bei dieser Unterredung zugegen war, bat ihn ebenfalls, nicht so viel Unbiegsamkeit zu zeigen, und den Umständen nachzugeben. „Nein," sagte Struensee mit einiger Hitze, „nein ich werde nichts, was mir zum Wohl des Staats scheint, aufgeben." — „Die Zeit wird kommen, wo wir gezwungen seyn werden nachzugeben," bemerkte Brandt. Struensee ging fort, ohne etwas hierauf zu entgegnen, und kurz

nachher erhielt ich von ihm ein Billet, worin er mich nochmals fragte, ob er ohne Gefahr auf dem Feste der Zimmerleute erscheinen könne. Ich antwortete ihm, daß, wenn er sich fürchte, so hänge es ja von ihm ab, nicht hinzugehen. Er ging auch nicht hin, der Hof erschien ebenfalls nicht daselbst.

Wir lebten damals in einer so lästigen Unruhe, daß Brandt mir eines Tages sagte: „ich wollte, daß alles dieß zu Ende wäre, und sehne mich danach, diese Regierung umgestoßen zu sehen." — „Sie würden schlecht dabei wegkommen," sagte ich. — „Pah, ich habe die Gesetze studirt, und werde gut antworten können," meinte er.

Oft wurde Struensee von seinem Freunde ersucht, Vorsichtsmaßregeln zu nehmen, wenn er ein für allemal sein Betragen nicht ändern wolle. Struensee antwortete darauf gewöhnlich: „Ihre Zurechtweisungen ermüden mich, ich mag von meinen Entwürfen nicht abgezogen werden." Oft sagte er zu mir mit Wohlgefallen: „Es bringt mehr Ruhm, wenn man Mißbräuche abschafft, als wenn man Schlachten gewinnt." — Ich bewunderte die Ruhe dieses Mannes, oder vielmehr den Eigensinn, womit er in einer Lage beharrte, in welcher er sich doch nicht behaupten und deren Gefahr er sich nicht verhehlen konnte. Und ich, dem doch im Grunde nichts Gutes aus diesem Zustande erwachsen konnte, wie konnte ich zögern, mich davon herauszuziehen? Ich fand mich durch den Gewissensvorwurf, mich zu einer Zeit der Gefahr entfernen zu wollen, daselbst zurückgehalten, als wenn es eine Schande wäre, Leute zu verlassen, die durchaus Schiffbruch leiden wollen. Ich hatte außerdem die einfältige Ansicht, daß ich, wenn ein Umsturz erfolgen sollte, frei meiner Neigung werde folgen können, zur Russischen Armee zurückzukehren.

Es war gegen Ende des Jahres 1771, als man beschloß, die Bataillone der Fußgarden aufzulösen, und sie unter die fünf Regimenter der Koppenhagener Garnison zu vertheilen: eine sehr unbesonnene Maßregel unter den Umständen, worin man sich befand; das hieß geradezu die Unzufriedenen an ein

Korps, dessen Zuneigung man sich hätte sichern sollen, schicken, damit sie gegen die Regierung tadelnde Reden führen.

Diese Garden verhöhnten ihre Vorgesetzten, verweigerten es, sich unterstecken zu lassen und verursachten dadurch eine Meuterei unter dem Pöpel zu Kopenhagen; sie verlangten trotzig und unter Drohungen ihre Verabschiedung. Die Regierung wurde nicht allein dadurch in Schrecken gesetzt, sie zeigte auch in so ferne Furcht, indem sie den Meutrern ihr Begehren gewährte, und keine Untersuchung gegen sie erließ. Man erkannte also ihre Schwäche, sah daß sie keinem Armee-Korps traute, und fürchtete sich daher nicht, sie mit offener Gewalt anzugreifen.

Rantzau und seine vornehmsten Anhänger, Köller, Sames und Beringskiold, hatten keine Gelegenheit verabsäumt, die Zahl und die Aufregung der Unzufriedenen zu vermehren; die Häupter dieser Parthei waren dermaßen zu Grunde gerichtet, oder verschuldet, daß ihnen kein anderes Mittel übrig blieb, als ihr Heil in dem Umsturz der Regierung zu suchen, um an deren Stelle eine andere zu ihrem Vortheil einzuführen.

Ich habe später erfahren, daß Rantzau seine Gläubiger dadurch in ihren gegen ihn unternommenen Maßregeln aufgehalten, indem er ihnen eine bevorstehende Staatsumwälzung ankündigte, die ihn in den Stand setzen werde, sie zu befriedigen.

Indessen würde die Rantzau'sche Parthei keineswegs Festigkeit genug gehabt haben, eine solche Unternehmung zu Stande zu bringen; sie konnte nicht auf Osten rechnen, obschon dieser Minister sie insgeheim begünstigte; es fehlte ihr an einer Hilfsmacht, die, sei es durch ihren Einfluß auf die Nation, oder durch ihre Verbindungen mit auswärtigen Staaten imponirte. Doch durch besondere Umstände, die mir unbekannt sind, gelang es ihr, Guldberg, und durch diesen auch die verwittwete Königin Julia Maria und ihren Sohn, den Prinzen Friedrich, zu sich zu gesellen.

Guldberg, der Sohn eines Müllers, war zum geistlichen Stande bestimmt, legte sich anfangs auf die Studien seines Berufs, und machte sich durch theologische Schriften bekannt.

Die Gunst einiger angesehenen Personen bewirkte, daß er zum Erzieher des Prinzen Friedrich gewählt wurde, was ihm die Gelegenheit verschaffte, sich bei der Königin Julia Maria einzuschmeicheln, deren Vertrauen er auch gewann. Guldberg nährte, unter einem gottesfürchtigen Deckmantel und der demüthigen Sprache eines Geistlichen, einen tiefen Ehrgeiz. Aus dem Innern seiner bescheidenen Unbedeutenheit erspähte er den günstigen Augenblick, um Rautzau und seinen Anhang zu dem, von ihm ausgebrüteten Entwurf zu gebrauchen, die Zügel des Staates in die schwachen Hände des Prinzen Friedrich und seiner Mutter zu spielen, von welchen er sie leicht in seine Hände zu erhalten hoffte.

Wahrscheinlich bestand die Verbindung Guldberg's mit der Rantzau'schen Faktion schon im Oktober 1771; denn um diese Zeit hatte Struensee Nachricht, daß Prinz Friedrich sich an der Spitze einer Parthei befände, welche den Minister auf die Seite schaffen, und damit anfangen wollte, sich der Personen des Königs und der Königin zu bemächtigen. Struensee legte auf diesen Wink eben so wenig Gewicht, als auf die Rathschläge seiner Freunde. „Die Reinheit seiner Absichten müsse ihm zur Schutzwache dienen," meinte er. Er gebrauchte nicht einmal die geringste Vorsicht in Bezug auf das Innere des Schlosses, sondern begnügte sich den König und die Königin bloß durch eine Abtheilung Reiter geleiten zu lassen, und hielt sich gern im Bereich derselben.

Ich vermuthe, daß es Guldberg war, der, da er unter den Häuptern der Parthei gern einen Menschen von seiner Hand eingesetzt wünschte, Eichstedt dazu wählte. Diese neue Personnage war ein Kavallerie-Offizier, welcher Güter in Pacht genommen, und durch seine Oekonomie und seinen Verstand sich die gehörigen Mittel erworben hatte, ein Regiment kaufen zu können. Da ihn Struensee im Jahr 1771 verabschieden wollte, so redete ich ihn davon ab und fand mich veranlaßt, diesen Offizier, wegen seiner Einsicht in alles, was die ökonomische Verwaltung der Reiterei betraf, bei der Regierung anzustellen. Eines Tages bat er mich, ich mögte ihm doch vom

Minister die Stelle eines Kommandanten von Kopenhagen zu verschaffen suchen; diese konnte man ihm indeß nicht geben, ohne eine Menge Offiziere von höherm Grade zu übergehen. Wäre diese Stelle wohl genügend gewesen, ihn an das Interesse Struensee's zu fesseln? Ich weiß es nicht; er wußte aber andere Mittel ausfindig zu machen, um zu seinem Zwecke zu gelangen: ich habe diese nicht im entferntesten muthmaßen können. Doch mußte Rantzau bald einsehen, daß indem er die verwittwete Königin Julia und den Prinzen Friedrich für seine Absichten gewann, er sich nicht blos von Guldberg, sondern auch von den Freunden und Geschöpfen dieses Günstlings abhängig machte.

Ich glaube wohl, daß der Unwille, sich bei seiner eigenen Parthei in einer untergeordneten Rolle zu sehen, und vielleicht auch ein Rest von Freundschaft für Struensee, gegen den er so viele Verbindlichkeiten hatte, schuld sind, daß er in dem Augenblick, wo er Letzteren den Stoß versetzen sollte, damit zögerte. Ich traf ihn auf dem Kriegskollegium; er zog mich bei Seite und sprach mit mir im Vertrauen von den sich verbreiteten Gerüchten eines, gegen Struensee geschmiedeten, Komplots, und über die Nothwendigkeit, auf der Stelle eine gerichtliche Untersuchung anzustellen; er schien sogar seine guten Hilfsleistungen dazu anzutragen. Ich nahm seine Mittheilung, als von einem Manne kommend, der mir verdächtig war, kalt auf, und sagte ihm bloß, daß er sich damit geradezu an Struensee selbst wenden müßte. „Er will nicht auf mich hören," sagte er, indem er wegging.

Zwei Tage später, in der Nacht vom 16 und 17. Januar 1772, dringt man auf eine ungestüme Weise in das Gemach des Königs ein, und bemächtigt sich seiner Person: man schützt vor, dies geschähe, ihn aus einer Verschwörung, welche sein Leben in Gefahr setzt, zu retten. Von Schrecken ergriffen, willigt der König drein, die Königin, seine Gemahlin, so wie Struensee, Brandt und die Personen sämmtlich sofort verhaften lassen, welche dem Verderben geweiht waren, unter deren Zahl auch ich mitbegriffen war.

Die Rollen waren vertheilt, die Ordre im Voraus erlassen; es scheint sogar, daß man die dazu nöthige Unterschrift des Königs nicht einmal abgewartet habe. Rantzau, von drei Offizieren begleitet, eilte, den Degen in der Hand, nach dem Zimmer der Königin, befahl ihr aus dem Bette zu steigen, überhäufte sie mit Schmähungen, und so wurde sie, halb angekleidet, in einen nahe bereit gehaltenen Wagen gebracht; ein Offizier des Regiments Eichstedt nimmt darin, ihr gegenüber, Platz und bringt sie nach der Festung Kronenburg (4).

Zu gleicher Zeit begiebt sich Köller zu Struensee, nimmt ihn fest und läßt ihm Ketten anlegen. Brandt hat dasselbe Schicksal; alle übrigen Geächteten werden auf einmal verhaftet. Man ernennet eine Kommission, um eine Untersuchung gegen dieselben einzuleiten, und sie zu richten; diese Kommission, zu welcher auch Guldberg gehört, wird von diesem geleitet, und besteht aus Feinden der Verhafteten, oder aus Leuten, die den Erstern ergeben sind.

Die Nacht, wo dieses Komplot ausgeführt wurde, ist kaum zu Ende, als die Kunde von Struensee's Sturz in der Hauptstadt sich verbreitet; man läßt den König in einem mit acht weißen Pferden bespannten Wagen in der Stadt herumfahren, gleichsam als hätte man eben einen Sieg erfochten, der den Staat gerettet; man läßt die Glocken läuten, die Kirchen öffnen sich, von den Kanzeln herab ertönen Verwünschungen gegen die Ueberwundenen, und Dankgebete für die glückliche Beendigung der Revolution. Die Nacht darauf werden alle Straßen erleuchtet, und der Pöbel, Sieges-trunken, plündert 60 Häuser und wirft alles da übern Haufen (5). Inzwischen vertheilen die Häupter der siegenden Parthei unter einander die Regierung als Beute und beginnen ihre neue Verwaltung.

Guldberg begnügt sich mit dem Titel eines Kabinets-Sekretairs; ergreift aber die Zügel des Staates unter dem Namen des Prinzen Friedrich, seines Zöglings, und dem der verwittweten Königin Julia.

Der Monarch, für den alles zu geschehen scheint, ist zu einem gänzlichen Nichts verdammt, seine Rolle ist dahin be-

schränkt, die ihm vorgelegten Akten zu unterzeichnen, ohne sie zu untersuchen.

Eichstedt wird zum General-en-Chef, zum Mitgliede des geheimen Raths, zum Ritter des Danebrog-Ordens, znm Deputirten beim Kriegs-Kollegium, zum Chef der berittenen Garden und zum Kommandanten von Kopenhagen ernannt; außerdem bestimmt man ihn, Gouverneur des Kronprinzen und Ritter des Elephanten-Ordens zu werden. Er ist nunmehr der Vertraute des Günstlings; er erhält daher den Auftrag, den Vorsitz bei dem Gerichte über den nämlichen Struensee zu führen, dem er vormals so sehr den Hof gemacht und von welchem er Wohlthaten erhalten hatte. Er war es, so wie der General Gude, Kommandant von Kopenhagen, und der Oberst-Lieutnant meines Regiments, Hesselberg, welche mich verhafteten. Rantzau erhielt den Elephanten-Orden, die Stelle eines Staatsraths und die als Mitglied des geheimen Raths, so wie den Rang als General-en-Chef.

Osten behielt das Ministerium des Auswärtigen, und bemühte sich, allen Höfen von Europa die Gerechtigkeit des eben ausgeführten Streichs darzustellen; aber weder Osten, noch Rantzau sollten sich lange ihres Erfolges freuen. Gar nicht lange nachher nahm man, auf die Einflüsterungen des Petersburger Hofes, keinen Anstand, sie fortzuschicken, um sich die Vollziehung des Holsteiner Traktats zu sichern. Köller, Beringskiold und Sames hingegen hatten wesentliche Dienste genug geleistet, als daß man sie hätte vergessen können: Köller wurde zum General-Lieutnant, zum Ritter des Danebrog-Ordens und Deputirten beim Kriegs-Kollegium befördert, woselbst er von nun an großen Einfluß ausübte.

Eine Summa von 10,000 Thalern wurde Sames gegeben. Beringskiold erhielt den Kammerherrn-Schlüssel und ein Jahrgehalt von 2000 Thalern.

Noch andere Summen wurden unter geringere Agenten vertheilt oder in Bereitschaft gehalten, die Dienste zum Behufe der, gegen die Ueberwundenen begonnenen Prozesse zu belohnen.

Ich werde zuerst von den in den Prozessen Vorkommen-

den handeln, welche mir Aufmerksamkeit zu verdienen scheinen, indem ich auszugsweise die darauf bezüglichen Original-Aktenstücke mittheilen werde, so wie dann einige Anmerkungen dazu liefern, und den Beschluß mit dem, was mich betrifft, machen.

Noten zu den vorigen Denkwürdigkeiten.

(1) Seite 24. Jedes Hazard-Spiel, und folglich jede Lotterie, wobei die Wechselfälle zwischen dem Bankier und dem Pointeur nicht ganz, oder doch nur wenig gleich, sind betrügliche Spiele. Man wird hiegegen vergebens einwenden, daß der Bankier weder die möglichen Chancen, noch die sich vorbehaltenden Vortheile verheimlicht, wodurch doch dem Pointeur die Nachtheile seiner Stellung klar dargestellt sind; die Frage bleibt immer dieselbe: ist es erlaubt, ein blendendes Spiel unwissenden, oder wenig verständigen Menschen vorzustellen?

(2) Seite 24. Diese Meinung war vom König Friedrich II. von Preußen anerkannt, welcher in dem Menschengeschlechte nichts weiter, als eine Soldaten-Pflanzschule, so wie in den Individuen eine Anstalt für eine mehr oder minder zu erhebende Kopfsteuer sah.

Ausländer ins Land berufen, und ihnen Ländereien geben; Soldaten und Arme zum Heirathen aufmuntern; die, welche heirathen, mit Aussteuern versehen; in den Spitälern die Kinder aufnehmen, deren Eltern sich ihrer entledigen wollen: das sind die Mittel, zu welchen die Menschen-verschlingenden Regierungen, wie Homer sie nennt, ihre Zuflucht nehmen können. Hingegen muß eine Regierung, der es wahrhaft um das Volkswohl zu thun ist, sich hüten, die Vervielfältigung der Armen und Elenden geradezu zu begünstigen, wodurch nur Verlegenheiten sich mehren.

Es ist außerdem zweifelhaft, ob Findelhäuser (wenigstens solche, wie man sie in mehrern Staaten findet) der Bevölkerung wirklich nützlich sind.

Die Zahl der von 1764 bis 1775 in die Anstalt zu Moskau gebrachten Kinder betrug 11,238, davon blieben im Jahre 1775 nur 1825 am Leben, und von 4071, welche man auf dem Lande untergebracht hatte, blieben nicht mehr als 935 leben. Von 10,229 Kindern welche man der Anstalt zu Wien von 1772 bis 1781 anvertraut hatte, starben 8445.

(3) Seite 26. Es wäre wohl nöthig gewesen, den Ausdruck des Gesetzes bestimmter zu geben.

Der Mangel der Deutlichkeit des Gesetzes öffnet der Schikane und der Verfolgung Thür und Thor.

Ein Gesetz in China lautet: wer es an Hochachtung für den Kaiser hat fehlen lassen, wird mit dem Tode bestraft.

Der 5 Artikel im 4 Kapitel des 6 Buches des Dänischen Gesetzes besagt: wer den König so weit blamirt, daß er ihn beleidigt, wird geviertheilt. Der 2 Artikel desselben Gesetzes lautet: wer einen Eingriff in die unumschränkte Macht des Königs thut, wird als des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig, mit dem Tode bestraft.

Welcher einzelne Mensch wird sich unter solchen Gesetzen vor der höchsten Strafe geschützt glauben?

(4) Seite 41. Man erlaubte ihr die Prinzessin Louise Auguste, ihre 6 Monat alte Tochter, mit sich zu nehmen, ohne Zweifel nur aus der Rücksicht, daß ihre Majestät ihre Kinder selbst stillte. (Man sehe die Belgischen Annalen, Februar 1772 Amsterdam, bei Changuion, Seite 121—122).

(5) Seite 41. Diese Thatsache ist aus einer kurzen Darstellung der Struenseeschen Verwaltung genommen; sie wurde zur Zeit, als Struensee im Gefängniß saß, im Dänischen gedruckt und bekannt gemacht; man findet darin nur bloße Thatsachen in chronologischer Ordnung angeführt.

In den Belgischen Annalen, April 1772, Seite 282 findet man hierüber folgendes: „In der Nacht nach der zwischen den 16 und 17 Januar beging der Pöbel Excesse in einigen Häusern........ Jetzt verlangen die Eigenthümer dieser Häuser wegen ihrer erlittenen Verluste, die man auf 38000 angeschlagen hatte, entschädigt zu werden. Man wird sich bemühen, sagte man, dazu zu verhelfen, mittelst einer Kollekte bei allen Bürgern zu Kopenhagen, zu welcher der König 6000 Thaler beigetragen hat.

Kurze Darstellung einer Denkschrift des Grafen von Struensee.

Ich habe auf alle Fragen geantwortet, welche die Kommission an mich gerichtet; man verlangt nun noch, daß ich in einer Denkschrift Rechnung von meinem Benehmen ablege. Ich werde dieß thun, obschon in meiner Lage mir diese Arbeit nicht leicht wird (1).

Ich habe mich empor geschwungen, indem ich Gelegenheiten benutzte, welche ich nicht herbei geführt, noch voraus gesehen haben konnte. Was man sein Glück machen nennt, war von jeher in meinen Augen nur eine untergeordnete Nebensache, die von selbst aus den Diensten entstehen sollte, welche ich der Gesellschaft, deren Mitglied ich war, gern geleistet hätte.

Ich lebte in Altona, als ich nach dem Hofe von Dänemark als Arzt berufen wurde.

Auf den Reisen des Königs in der Fremde, beschäftigte ich mich vorzüglich mit der Gesundheit dieses Fürsten; außerdem

bestrebte ich mich ihm angenehm zu werden, durch Lektüren und Unterhaltungen, woran die Politik nicht im mindesten Theil hatte.

Gleichwohl suchte ich Stolck's, des damaligen Günstlings (2), Einfluß in so fern zu schwächen, daß ich den König überredete, selbst über das nachzudenken, was ihm tauglich sei, statt sich in der Hinsicht bloß auf andere zu verlassen.

Während der sechs Monate nach der Zurückkunft des Königs in seine Staaten, betrug ich mich auf gleiche Weise. Ich bemühte mich auch, gewisse Angewohnheiten an ihm zu verbessern, welche er beim Austritte aus seinem Kindesalter durch vorzeitige Genüsse angenommen, und deren Folgen bereits seinem Temperamente Nachtheil gebracht hatten.

Meine Verbindungen mit Warnstedt (3) nützten mir dazu, Beobachtungen an den König gelangen zu lassen, die mir für das Interesse seiner Majestät von Nutzen schienen. Nach und nach fing ich an, Theil an den Geschäften zu nehmen. Drei Partheien theilten damals den Hof:

Die Stolck'sche, diese hatte die Minister (4) für sich;

Die Moltke'sche, (5) welche an den Interessen der Königin hing, und sich auf das Ansehen des Russischen Ministers stützte; und die der Frau von Gabel (6), welche gern Stolck entfernen, und Einfluß auf den König gewinnen wollte.

Meine Neigung zog mich zur Frau von Gabel, ich hätte aber gewünscht, daß Stolck beibehalten würde, da mir die Stütze eines Günstlings vorzüglicher schien, als die ungewissen Wechselfälle, welche für mich entstünden, wenn dieser durch einen andern ersetzt würde; besonders lag es mir am Herzen, den König der Königin näher zu bringen.

Diese Fürstin hatte mir ihre Bekümmernisse, welche ihr die Abneigung des Königs verursachte, mitgetheilt; eine Abneigung, die sie Stolck zuschrieb.

Ich hatte das Glück dieses königliche Paar gegenseitig zu versöhnen, und erlangte zum Lohn dieses Dienstes die Zurückberufung des Rantzau und Brandt. Um diese Zeit war ich Konferenz-Minister und hatte 1500 Thaler Gehalt; da mir überdieß der König während der Reisen des Hofes nur Ein

Pferd und 500 Thaler gegeben hatte, so waren meine Schulden, welche ich in Altona gemacht, noch mehr angewachsen, und beliefen sich auf 4 bis 5000 Thaler: so waren meine Vermögensumstände beschaffen. Für meine Freunde habe ich nichts verlangt außer ein Jahrgehalt von 400 Thalern für Brandt; Stolck hatte auf meine Verwendung zweimal Gratificationen von 10,000 Thalern erhalten.

Bevor ich bei Hofe angestellt war, hatte ich schon folgende ernstliche Klagen gegen die, welche den Staat (7) verwalteten, entstehen sehen; man beschuldigte sie:

1. daß sie den König zu sehr von den Geschäften entfernten, indem sie ihn, wenn er sich beschäftigen wolle, durch eine Menge Einzelnheiten zu verirren suchten, und ihm die Fragen auf eine Weise vorlegten, daß ihm keine Freiheit bliebe, sich zu entschließen;
2. daß sie dem Könige durchaus keine Autorität ließen, nicht einmal in dem, was sein Privatleben betrifft;
3. daß sie Gunst und Intrigue zu einem grenzenlosen Einfluß gelangen ließen; daß die wichtigsten Stellen Leuten anvertraut würden, deren einziges Verdienst darin bestehe, beim Könige als Pagen oder Edelleute gedient zu haben, und daß die untern Stellen bloß Geschöpfen und Bedienten derer, welche Ansehen haben, überlassen würden;
4. daß man sich nicht getraute, den Unordnungen welche in dem Staate einrissen, Einhalt zu thun, aus Furcht, denen zu mißfallen, die von den Mißbräuchen Nutzen zögen;
5. daß die Finanzen zu Grunde gingen, durch Etablissements fremder Kolonisten, durch Unternehmungen in Handel und Fabrikwesen für Rechnung des Königs, durch einen übertriebenen Militair-Etat und Verschwendung in den Ausgaben;
6. daß man zu viel Geld zu den auswärtigen Verbindungen brauchte, und dennoch verschiedene Höfe einen für den Staat erniedrigenden und nachtheiligen Einfluß gewinnen ließe;
7. daß man bis zum Uebermaß Aemter, Gehalte, Titel und Ehren-Auszeichnungen, so wie Gnaden-Gehalte vermehrte.

Der König war unzufrieden mit der, wegen Holstein gepflogenen Unterhandlung (8), welche ihm persönliche Unannehmlichkeiten zugezogen hatte. Er hatte die Expedition gegen Algier gemißbilligt. Es war ihm verdrießlich, daß er zwei Mal in der Woche dem geheimen Rathe beisitzen mußte, in welchem seine Meinung ohne Gewicht war. Schon von seiner Kindheit her war er gegen diesen Rath eingenommen; und die, welche um ihn waren, bemühten sich nicht, ihn davon abzubringen.

Da Bernstorff eine Bittschrift eingereicht und darin dargethan hatte, daß die Zurückberufung Rantzau's dem Petersburger Hofe mißfallen mögte, so verursachte diese Schrift die Verabschiedung dieses Ministers. Der König zog bei der Entschließung niemanden zu Rathe.

Oft schrieb der König eigenhändig die ertheilten Befehle nieder, änderte auch manchmal das Konzept, welches ich entworfen hatte, ich habe diese Entwürfe bloß Rantzau und Brandt mitgetheilt.

Ich habe mir vorgenommen, folgende Regeln in der Staatsverwaltung einzuführen:

1. Dem Könige die schließliche Entscheidung der Geschäfte vorzubehalten;
2. darauf zu sehen, daß die Gesuche an ihn schriftlich geschähen, und die Antworten darauf auf gleiche Weise erlassen würden;
3. den Departements die Verwaltung der laufenden Geschäfte zu lassen, bei außerordentlichen Maßregeln aber Kommissionen dazu zu bestellen;
4. Die Departements mit der Ausführung der Regierungs-Entscheidungen zu beauftragen, indem ich Jedem einen festgesetzten und gleichförmigen Gang in seinem Verwaltungszweige vorschrieb; daß sie auf einander, nnr durch Dazwischenkunft des Königs, Gewalt ausüben könnten, und daß ich ihre Zahl auf die beschränkte, welche das Bedürfniß der Geschäfte erforderte.

Der König hielt für zweckmäßig, daß man folgendes als Grundsätze der Verwaltung beobachte:

Für die auswärtigen Geschäfte:

1. die diplomatischen Berichte und Unterhandlungen auf das zu beschränken, was die Interessen des Staates und des Handels erheischen;
2. in diesem Sinne auch die Anzahl der bei fremden Höfen angestellten Minister zu beschränken;
3. den Ausländern keinen Theil an der Staatsverwaltung zu gewähren;
4. der Verbindung mit Rußland ferner getreu zu bleiben;
5. eine Dazwischenkunft in den innern Angelegenheiten Schwedens zu vermeiden, und außer den für diesen Gegenstand durch Traktaten festgesetzten Summen keine weiter dazu zu verwenden;

Für die Finanzen:

1. alles was die Finanzen betrifft, einem einzigen Kollegium zu übertragen;
2. alle Einkünfte in eine allgemeine Kasse fließen zu lassen, und auf diese die Zahlung aller Ausgaben der Departements zu überweisen;
3. die Auflagen in Geld festzusetzen, und deren Eintreibung zu vereinfachen;
4. die Rechnung über die Ausgaben des königlichen Hauses von der, der Staatsausgaben zu sondern;
5. Gratifikationen zur Aufmunterung der Fabriken nur solchen angedeihen zu lassen, welche zur Befriedigung der unentbehrlichsten Bedürfnisse dienen, sich aber mit keinen andern zu befassen, und durchaus keine kaufmännische Unternehmung für des Königs Rechnung zu machen;
6. die Güter der Krone zu verpachten;
7. zu Anfange jedes Jahres das Budget der im Laufe desselben erforderlichen Ausgaben festzusetzen, und nicht darüber hinaus zu gehen;
8. die mißbräuchlichen Pensionen zu verbessern;

Für die Justiz:

1. nach gesetzlichen Formen jede Streitsache entscheiden, jede

Anklage aussprechen, so wie jede Untersuchung betreiben zu lassen;

2. die Tribunále auf die nöthige Anzahl zu beschränken, um Ordnung darin zu erhalten, und alle Gegenstände, ohne Ausnahme, den gewöhnlichen Gerichtsregeln zu unterwerfen.
3. die Sporteln der Richter gehörig zu ordnen, und die Formen bei der Prozedur abzukürzen;

für die Landmacht:

(man sehe diesen Theil in der, unter meinen Schriften befindlichen Denkschrift nach.)

für die Seemacht:

1. daß man sich begnüge, die gegenwärtig vorhandene Anzahl Schiffe in einem guten, zum Dienst geeigneten Zustande zu halten;
2. die Hilfsmittel zum Behufe eines Bombardements zu vervollkommnen;

für den Hof:

1. die Ausgaben zu vermindern, welche bloß zum Prunke dienen;
2. was die Vergnügungen betrifft, alles nach dem Geschmacke des Königs und der Königin einzurichten.

Außerdem waren seine Majestät auf meine diesfälligen Vorstellungen dafür:

1. daß wenn man viele Menschen durch die Hoffnung, daselbst ihr Glück zu machen, an den Hof ziehe, man nur dem allgemeinen Besten und dem der Einzelnen Nachtheil bringe, und daß man die Adeligen veranlassen müsse, auf ihren Gütern zu bleiben;
2. daß diejenigen, welche nach hohen Aemtern streben, erst in untergeordneten, gleichsam zur Probe, dienen müßten; daß man sich von diesem Wege bei Ernennungen nur selten, und aus hinlänglich wichtigen Gründen entfernen müsse; da der Aufenthalt bei Hofe, Intrigue und Gunst nicht statt des Verdienstes und der Talente geltend gemacht werden können;

3. daß die erledigten Stellen nicht auf Hof-Empfehlungen, sondern nur auf den Vorschlag der Departements zu vergeben seyen;
4. daß man keine Anwartschaften und keine ausschließliche Vorrechte mehr ertheile;
5. daß man keine Gnaden-Gehalte andern, als solchen, welche deren wirklich bedürftig sind, bewilligen müsse, und daß man bei den vertheilten Almosen-Spenden, eine feste Summe zu Hilfsleistungen mit einschieben müsse;
6. daß man es vermeiden müsse, die Hauptstadt mit einer Menge unnütz Besoldeter zu überladen;
7. daß man die Titel auf die zu beschränken habe, welche wirkliche Aemter bezeichnen;
8. daß man endlich sich bestrebe, die Sitten durch Erziehung und durch den Einfluß der Religion zu verbessern; nicht aber durch eine Inquisitions-Polizei, welche der Freiheit, deren die Menschen im Schooße ihrer Familien genießen sollten, zuwider liefe.

Das sind die Grundsätze, nach welchen ich meine Verwaltung einzurichten suchte, als der geheime Rath aufgehoben wurde.

Trug es sich dennoch zu, daß man seitdem von diesen üblichen Formen einigermaßen abgewichen, so geschah es auf Verlangen des Königs.

Ich sorgte dafür, mit jedem Beamten nur über das, was zu seiner Verrichtung gehörte, zu sprechen.

In meinem Verhalten habe ich mich von den Formen nicht entfernt, welche für die Geschäfte des Kabinets bestimmt waren.

Dieser Gang war nützlich, hatte aber das Ansehen von Mißtrauen, das mir schadete.

Brandt allein besaß mein Vertrauen; doch habe ich ihm in den letzten sechs Monaten keineswegs die Geschäfte übertragen: übrigens hatte ich kein Geheimniß, was die Verwaltung betraf.

Ich habe geglaubt, daß meine Ernennung als Minister zum Wohl des Dienstes nützlich seyn könnte; aber weit ent-

fernt, mir eine unabhängige Gewalt anmaßen zu wollen, habe ich mich im Gegentheil bestrebt, alles der königlichen Autorität zuzuwenden. Und da ich bemerkt, daß alle, die um den König waren, Befehle in seinem Namen erlassen hatten, nachdem sie bloß eine mündliche Unterredung mit ihm gehabt, was Mißbräuche nach sich zog; so sorgte ich dafür, daß jede unmittelbare in ein Register eingeschriebene Ordre, welches Register im Kabinet aufbewahrt war, mehreremal dem Könige zur Ansicht vorgelegt wurde.

Wenn einige dieser Befehle nicht mit der Unterschrift des Königs versehen waren, so muß man mir deshalb keinen Vorwurf machen; mehrere Personen und hauptsächlich Schuhmacher, vormaliger Kabinets-Sekretair, wissen was der König hievon denkt.

Die Befehle des Königs waren an die Departements adressirt, diese hatten die Befugniß, Einwendungen dagegen zu machen, wenn sie etwas dawider hatten; jeder Beisitzer konnte sogar seine besondere Meinung der Ausarbeitung hinzufügen, welche zur Einsicht des Königs gebracht wurde.

Ich glaubte, daß man unter einer jeden absoluten Regierung die Verwaltung vereinfachen müsse, und daß die Verwickelung der Geschäftszweige nur die Mißbräuche der Untergeordneten begünstige, ohne die Last der Autorität des Monarchen zu erleichtern.

Das Tagebuch des Kabinets beweist, daß meine Absichten nur auf das Wohl des Staates hinzielten.

Aus der Verwaltung der Hof-Ausgaben müssen sich Ersparnisse ergeben.

Die Finanzen sind nach richtigen Grundsätzen geordnet.

Die Getreide-Preise für diesen Winter beweisen die Wirksamkeit der zu diesem Behufe getroffenen Maßregeln.

Die Rechnung des eben beendigten Jahres ist getilgt.

Man hat die außergewöhnlichen Bedürfnisse bestritten, ohne lästige Hilfsmittel dazu angewandt zu haben.

Die den Kanzeleien und Tribunälen gegebenen Einrichtungen können nur nützlich seyn.

Die Personen, welche ich angestellt, sind, höchstens zwei oder drei ausgenommen, Leute von Fähigkeit.

Die Geschäfte sind mit Thätigkeit und Wachsamkeit betrieben worden.

Ich habe ohne Zweifel Versehen begangen; kann man sich aber immer davor bewahren?

Der König kann mir bezeugen, ob meine Rathschläge sein Glück zum Zwecke hatten, und die Zeit wird darthun, ob meine Verwaltung wahrhaft gut und nützlich war.

Da ich den Haß des Publikums nicht zu verdienen glaubte, so habe ich die Gerüchte, welche man zu meinem Nachtheil verbreitet, verachtet; ich wüßte auch nicht, daß der König mich je hätte entfernen wollen; dadurch daß ich mich ihm gefällig zu machen suchte, dachte ich mich zu behaupten.

Außerdem war die Königin die einzige Person, auf deren Hilfe ich Ursache hatte zu rechnen. Brandt hatte nur einen mittelmäßigen Theil an der Gunst des Königs. Ich stand in keiner persönlichen Verbindung mit dem Rathe Reverdil (9), welcher mich sicherlich auf schlechten Wegen nicht unterstützt hätte. Ich habe den Schack (10) vor seiner Anstellung bei Hofe kaum gekannt.

Der Arzt Berger sah den König nur selten.

Die Bedienten seiner Majestät sind keineswegs durch mich angestellt worden, und hatten durchaus keine Verbindlichkeit gegen mich. Nie habe ich sie zu irgend einem Dienst für mich gebraucht, auch niemals nach dem gefragt, was der König thäte oder sagte.

Ich hatte nicht die geringste Absicht, den Einflüsterungen zu begegnen, welche man bei diesem Fürsten gegen mich anbringen mögte.

Man hatte mich beim Volk angeschwärzt, und meine Freunde wurden verdächtig.

Man klagt mich indessen heute eines gegen die Person des Königs unternommenen Anschlages an.

Welche Mittel konnte ich wohl zu einem solchen sträflichen Vergehen gebrauchen? wo waren meine Kräfte und Hilfsquellen?

Welche obere Gewalt hätte ich an die Stelle des Königs eingeführt? Wo war mein Anhang? Wo sind meine Mitverschwornen? Wo die Spuren dieses Verbrechens? War ich beschränkten Verstandes genug, ein solches Projekt zu schmieden und dabei so schwache Maßregeln zu ergreifen?

Unbegreifliche Beschuldigung! so ungereimt als verläumderisch! Ich hätte mich gegen den König verschworen! der ich ohne Gewalt war, der ich mich nur durch ihn behaupten konnte!

Meine Sicherheit ging soweit, daß der König nicht einmal Truppen genug bei der Hand hatte, um eine Meuterei des Volks zu dämpfen.

Wohl verdiene ich den ernstlichen Vorwurf, daß ich versucht, Mißbräuche im Staat (11) anzutasten, ohne mich einer hinlänglichen Stütze zu versichern.

Habe ich etwa diese Reformen gegen den Willen des Königs bewirkt? Hat er nicht meine Unternehmungen sanktionirt?

Es ist falsch, daß ich den Adel aus der Hauptstadt oder von der Person des Monarchen entfernt habe. Bloß dem Grafen von Laurwig ist verboten worden, bei Hofe zu erscheinen.

Weit entfernt, jemand zu verfolgen, hat man diejenigen in Freiheit gesetzt, oder zurückberufen, welche das alte Ministerium verbannt hatte, oder wegen deren Verbindungen mit dem Könige gefangen setzen ließ.

Der Schutz des Gesetzes ist niemanden versagt worden. Die Gerechtigkeit hat sich regelmäßig und frei bewegt. Die Vorstellungen haben, ohne Hinderniß bis zum Throne gelangen können. Ich habe keiner gerichtlichen Wege zu bedürfen geglaubt, um unnütze Beamten oder solche, über welche die Regierung sich zu beklagen hatte, verabschieden zu können; ich beabsichtigte überdieß sie zu entschädigen.

Man macht mir sogar den Plan, welchen ich bei der Erziehung des Kronprinzen befolgt habe, zum Vorwurf!

Hierauf könnte ich antworten, daß ich bei diesem Gegenstande nach dem Willen des Königs und der Königin mich gerichtet habe; ich fürchte mich indeß nicht, Aufschlüsse über mein Benehmen in dem, was diese Erziehung betrifft, zu geben.

Der Kronprinz hatte eine schwächliche Konstitution, und war verwachsen; außerdem war er sehr eigensinnig, er schrie, wollte nicht gehen, sondern getragen seyn; er fürchtete sich, wenn er allein war, verlangte, daß man sich unaufhörlich mit ihm beschäftige; man mußte vor ihm tanzen, singen, schreien. Er entfernte sich von seiner Mutter, und hatte schon Günstlinge.

Folgende Methode hatte man bei ihm angewandt:

Man nährte ihn mit kalten Speisen, mit Früchten, Brode, Reis, Milch, Kartoffeln; er bekam kein anderes Getränk, als reines Wasser. Nachdem er zwei oder dreimal in der Woche in kaltem Wasser gebadet worden, hatte er sich gewöhnt, sich täglich selbst zu baden. Während der letztern beiden Winter wohnte er in einem ungeheizten Zimmer, wenn er nicht bei der Königin war. Er trug nur leichte Kleidung und blieb am häufigsten ohne Schuhe und Strümpfe. Man ließ ihn alles selbst machen, was er mit seinen Kräften vermochte; gab aber seinen Kapricen in nichts nach. Er wurde nie bestraft, man drohte ihm und tröstete ihn niemals. Fiel er, so ließ man darüber keinen Schreck wahrnehmen, er stand von selbst wieder auf. Er spielte mit seinem Kamerad, ohne daß irgend ein Vorzug dabei statt fand, und sie halfen sich einander ankleiden. Der Prinz kletterte, mühete sich ab, und that was er wollte. Man beschränkte sich darauf, alles was ihm schaden könnte, von ihm zu entfernen. Gewöhnlich blieb er allein mit seinem Stubengesellschafter und sehr oft im Finstern. Kein Bedienter durfte mit ihm sprechen, oder gar scherzen. Stritt er mit seinem Gesellschafter, so stellte man sich, als achte man nicht darauf. Der Unterricht des Prinzen sollte anfangen, wenn er das Alter von sechs oder sieben Jahren erreicht haben würde. Bis dahin sollte man ihn seine Ideen durch Gewohnheit und Erfahrung entwickeln lassen.

Sein körperlicher Zustand ist jetzt stark und wohl; er ist selbst, nachdem ihm die Blattern eingeimpft waren, nicht erkrankt Er weiß seine Hände und Beine zu gebrauchen, kleidet sich selbst an und aus, steigt die Treppe hinauf und herunter, und kennt die nöthige Vorsicht, sich vor üblen Zufällen

zu bewahren. Man bestraft ihn auf keine andere Weise, wenn er sich schlecht beträgt, als dadurch, daß man ihn auf seinem Zimmer allein läßt, oder ihn seines Frühstückes beraubt. Man bemerkt an ihm nicht das scheue Wesen eines verzärtelten Kindes. Er ist keinesweges tückisch und besitzt alle die guten Eigenschaften, die man bei einem Kinde von vier Jahren antreffen kann.

Die erste Erziehung eines Prinzen sollte dieselbe, wie bei jedem andern Menschen seyn. Man muß sein Temperament stärken, und ihn nicht zu früh mit den, seinem Stande gebührenden, äußerlichen Auszeichnungen bekannt machen.

Man klagt mich an, eine Verfälschung begangen zu haben, indem ich eine Summe von 6000 Thalern in eine von 60,000 Thalern verwandelt hätte, womit mich der König beschenkt haben sollte. Diese Beschuldigung ist eben so unwahr als unvernünftig. Ich habe die ganze Rechnung in Gegenwart des Königs niedergeschrieben, bevor er sie mit seiner Unterschrift versehen; die Thatsache ist diese: ich habe 50,000 Thaler für mich, und eben soviel für Brandt verlangt. Der König hat uns diese Vergütungen ohne Widerwillen gewährt. Hätte ich nach Gelde verlangt, so würden mir meine Auszeichnungen und meine Lage leicht Mittel an die Hand gegeben haben, es zu bekommen, ohne mich dazu eines Betruges bedienen zu müssen.

Man wird in meinem politischen Benehmen Fehler finden, aber ich fühle mich keines Verbrechens schuldig, ein einziges (12) ausgenommen, dessen ich nicht erwähne.

Obgleich ich beim Beginn meiner Verwaltung nicht von der Nützlichkeit der, wegen Holstein gepflogenen Unterhandlungen überzeugt war, so habe ich immer dafür gehalten, daß der König die Freundschaft Rußlands (13) nicht verscherzen müsse, wie auch die Einflüsterungen einiger Personen, und namentlich Rantzau's, dagegen waren.

Auch war ich der Meinung, daß es der Nutzen des Staates erheischte, an den Angelegenheiten Schwedens nur in so fern Theil zu nehmen, als man durch Traktate dazu verpflichtet ist. Das waren die Grundsätze, welche mich in dieser Hin-

sicht geleitet, obschon ich oft äußerte, Rußland sey nicht die einzige Stütze Dänemarks, und man müsse nicht alles der Freundschaft dieser Macht opfern.

den 14. April 1772.

unterzeichnet Struensee.

Noten zu der Denkschrift des Grafen von Struensee.

(1) Seite 44. Diese Denkschrift hat Struensee in einem Kerker und in Fesseln an Händen und Füßen, den Hals in einen eisernen Ring eingezwängt, dessen Kette in die Mauer befestigt war, niedergeschrieben, und das wenige Tage bevor er aufs Blutgerüst geschleppt wurde.

Man hat hier bloß einige lange Stellen, Wiederholungen ausgelassen, und gewisse fremde Redensarten und Wendungen verbessert.

(2) Seite 45. Graf Reventlau hatte bei Christian VII., dessen Hofmeister er war, seinen Neffen Sperling angestellt, dieser wurde der erste Günstling des Fürsten. Der Russische Minister verdrängte ihn und ließ ihn durch Stolck ersetzen.

(3) Seite 45. Warnstedt war Page des Königs und konnte vielleicht bei der Verabschiedung Stolcks, die Hand dazu hergegeben haben, um dessen Stelle zu bekommen.

(4) Seite 45. Den König langweilten die Minister; sie konnten daher dieser Partei wenig Kraft geben.

(5) Seite 45. Moltke, ältester Sohn des Günstlings des Königs Friedrich V. hatte wenig Ehrgeiz; er ließ sich aber von dem Fräulein von Eyben, erster Ehrendame der Königin, beherrschen, und dieser fehlte es weder an Ehrgeiz, noch an Geist und Anlage zur Intrigue. Moltke starb plötzlich, was diese Parthei außer Fassung brachte, denn das Fräulein von Eyben konnte, da sie häßlich war, ihn nicht leicht ersetzen.

(6) Seite 45. Madame von Gabel war hübsch, geistreich und ränkevoll, fesselte Struensee an sich, und hätte ohne Zweifel bei ihm ein ganz anderes Benehmen bewirkt, wenn sie länger am Leben geblieben wäre.

(7) Seite 46. Rantzau, welcher den Struensee zu seinen Zwecken zu gebrauchen hoffte, hatte ihn, während er auf Kosten desselben Struensee in Altona lebte, sehr gegen die Regierung gestimmt.

(8) Seite 47. Es ist wahr, daß der Russische Minister Philosophoff den König bei diesem Gegenstande sehr hart begegnet, und daß Saldern die Dänische Regierung übermüthig behandelt hatte. Glichen aber die, aus dem Vergleich für Dänemark entspringenden Vortheile diese Unannehmlichkeiten nicht aus?

(9) Seite 52. Samuel Reverdil war im Jahre 1732 zu Nyon im Waadtlande geboren, woselbst sein Vater ein Richteramt bekleidete. Er studirte zu Genf mit vielem Erfolg, und stiftete da Verbindungen, welche der Tod allein vernichten konnte, denn wer ihn kannte, mußte ihn lieben.

Sein Anverwandter Roger, der mit dem Grafen von Bernstorff verbunden war, bewirkte, daß er nach Dänemark berufen wurde.

Im Jahre 1760 wurde er zur Erziehung des Kronprinzen, nachherigen Königs Christian VII, gebraucht, und dieser fesselte ihn an seinen Dienst als Kabinets-Sekretair.

Reverdil benutzte seinen Einfluß, um ein, die Befreiung der Bauern vom Frohndienst bezweckendes Projekt durchzusetzen. Er war der erste Urheber dieser heilsamen Maßregel, wodurch er die Dankbarkeit der Nachwelt verdient hätte.

Diese Anfangs fruchtlosen Anstrengungen zogen ihm furchtbare Feinde zu, und er wurde in Jahre 1768 aus Dänemark entfernt.

Durch Struensee zurückberufen, wurde er bei dessen Fall im Jahre 1772 zum zweitenmal verabschiedet; allein seine Absichten zu Gunsten der Dänischen Bauern wurden wieder in Aufnahme gebracht, und er hatte vor seinem Tode die Beruhigung, zu erfahren, daß das auf dieser Klasse gelastete Joch nicht mehr bestehe, und sein Projekt vollkommen in Ausführung gekommen war. So sehr ist es ausgemacht, daß eine nützliche Wahrheit oft nichts weiter bedürfe als, bekannt zu werden, um mit der Zeit zu fruchten!

Ein beim Justiz-Departement angestellter Däne, Namens Kolbiernsee, war es, der wirksam dazu beitrug, das Befreiungs-Projekt in Ausführung zu bringen, welches vierzig Jahr vorher in Vorschlag gekommen war!

Bei seiner Rückkunft aus seinem Vaterlande heirathete Reverdil eine Demoiselle Nicoline, eine liebenswürdige, geistreiche Frau, mit welcher er zwanzig Jahre sehr glücklich lebte; aber er hatte den Schmerz, sie zu überleben.

Reverdil besaß ausgedehnte Kenntnisse, ein bewundernswürdiges Gedächtniß, einen aufgeklärten, reinen Geschmack; diese Eigenschaften verschönerten noch Zartgefühl und Seelengüte.

Er war ein großer Bewunderer der Pestalozzischen Erziehungs-Anstalt, in welcher er den Keim zum gegenseitigen Unterricht fand.

Voltaire äußerte über Reverdil: „man kann wohl so viel Verstand haben als er, mehr aber nicht.“

Es ist nicht zu übersehen, daß zur selben Zeit, als Reverdil aus Dänemark entfernt wurde, weil er den Plan zur Befreiung der Dänischen Frohnen in Vorschlag gebracht, den Grafen von St. Germain dasselbe Loos traf, weil er angerathen hatte, die Militair-Einrichtung im Frieden daselbst zu beschränken.

Es gab in Dänemark keine Fremden, welche ihm, nach meiner Ansicht, von solchem Nutzen gewesen wären, als diese beiden Männer; denn sein Wohlstand hängt zugleich von der Verminderung seines Militair-Etats zur Zeit des Friedens, und von der Freiheit des Landmanns ab: ohne die erstern dieser Maßregeln können die Vortheile der letztern sich nicht entwickeln.

(10) Seite 52. Dieser Schack war Kammerpage des Königs.

(11) Seite 53. Struensee war kein Enthusiast, sondern von kaltem Wesen: und doch wurde er das Opfer seines Eifers für das öffentliche Wohl.

Das war das Schiksal mehrerer nützlichen Neuerer.

Der Mann, welcher die Druckerei in England eingeführt hatte, wurde gehängt.

Derjenige, welcher die erste Dampfmaschine aufgebracht, starb im Hospital.

Wie viele Vortheile haben diese beiden Neuerungen nicht England gewährt!

Mögen die freisinnigen Gedanken des unglücklichen Struensee nicht verloren gehen, und dereinst zu Dänemarks Glück beitragen!

(12) Seite 55. Dieses Verbrechen, dessen sich Struensee anklagt, bezieht sich auf die ihm abgedrungene Erklärung, hinsichtlich seiner Verbindungen mit der Königin.

(13) Seite 55. Struensee schien mir sehr gegen Rußland gestimmt, als ich nach Kopenhagen kam, und ich war von allen seinen Umgebungen der einzige, der mich bemühte, ihn von seinen vorgefaßten Meinungen abzubringen.

Auszug der Anklage-Acte des Fiskals Wivet, gegen den Grafen von Struensee.

Wir haben bei Uebersetzung dieser Acte viele weitläufige auf nichts beruhende Anklagen ausgelassen, deren man besonders im Eingange findet. Die Beschwerden, welche man darin über Struensee führt, sind:

daß er Verachtung gegen die Religion gezeigt hätte, und die zu Gunsten der Frömmigkeit und guten Sitten erlassenen Befehle habe aufheben lassen;

daß er diejenigen, welche nicht zu seiner Parthei gehört, verhindert hätte, sich dem Könige zu nähern, so wie er auch nicht aufgehört hätte, seine Majestät mit dessen Vertrauten zu umgeben;

daß er die Hauptstadt dadurch verarmt und entvölkert, indem er die Standespersonen gezwungen hätte, sich aus derselben zu entfernen;

daß er sich Eingriffe gegen die Vorrechte ihrer Einwohner erlaubt, dem Könige Mißtrauen gegen sein Volk eingeflößt;

daß er Dänemark, ohne dessen Sprache zu können, habe regieren wollen;

daß er der Dienerschaft des Hofes in Gegenwart des Kö-

nigs, Verweise gegeben, und seine eigenen Bedienten mit Gefängniß bedroht hätte. Ferner beschuldigte man ihn:

mit Strenge regiert zu haben, und um dies zu beweisen, führt man folgende Stelle aus einem seiner Briefe an Brandt an: „Sie werfen mir vor, daß ich Furcht einflöße; Sie sollten mich dafür loben. Das ist das einzige Mittel, einen entnervten Staat, einen verderbten Hof und ein ausgeartetes Volk zu regieren. Schwäche und Nachsicht sind es, die Dänemark ins Unglück gebracht haben.

Diese Darstellung, fügte der Fiskal hinzu, reichte allein hin, den Minister als des Hochverraths schuldig zu verurtheilen.

Auf diese Einleitung folgen neun Haupt-Anklagen:

1. Struensee hat verbrecherische Verbindungen mit der Königin Caroline Mathilde unterhalten; diese Einverständnisse hat er eingeleitet, er hat Geschenke von der Königin erhalten und ihr welche gemacht. Er ist nicht verführt worden, sondern vielmehr selbst der Verführer gewesen (1).

2. Derselbe hat dem Brandt angerathen, den König zu mißhandeln. Da sich Brandt beklagt hatte, vom Könige mit Stockprügeln bedroht worden zu seyn, so sagte Struensee, daß der König auf dessen Vorstellungen dieserhalb ihm erwiederte: Brandt ist ein Polterer, ich will mich mit ihm schlagen.“ Sie müssen zum Könige gehen und ihm sagen, fuhr Struensee fort: „Sie wollen Sich durchaus mit mir schlagen, hier bin ich, Sie mögen anfangen.“

Struensee behauptet, daß diese Kämpfe (oder Faustspiele) häufig mit dem Günstlinge, dem Grafen von Stolck, statt fanden. Er hat sich gegen die, dem Könige schuldige Achtung vergangen, indem er sagte: „wenn der König sich nicht aus freiem Willen baden will, so muß man ihn dazu zwingen.“

3. Er hat dem Sohne des Königs eine Erziehung gegeben, die ihn umkommen lassen oder unfähig machen konnte, zu regieren.

4. Struensee hat sich die Rechte des Souverains ungerechterweise angemaßt, indem er sich zum Kabinets-Minister ernennen ließ, mit einer Gewalt, die höher als die des Groß-

kanzlers war. Er hat die gegenseitigen Pflichten des Königs und der Nation verkannt (2), indem er das königliche Gesetz freventlich verletzt — den Grund der Konstitution des Staates, — welche der König selbst nicht abändern darf.

Dieses Gesetz lautet, daß jeder Befehl, Beschluß u. s. w. im Namen des Königs erlassen, mit seinem Siegel versehen, und mit seiner Hand unterzeichnet seyn soll; und daß derjenige, welcher sich an der königlichen Gewalt vergreift, als des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig, bestraft werden soll.

5. Struensee hat den 21 Dezember 1771, ohne des Königs Vorwissen, die Einverleibung der Fußgarden in andere Korps anbefohlen, und da die Garden es verweigert, sich einverleiben zu lassen, so bewilligte eine Kabinets-Ordre vom 24 Dezember den Abschied denen, welche auf dieser Weigerung beharrten. Auf diese Weise sind also vom 21 bis den 24 Dezember Kabinets-Befehle ohne des Königs Gutheißung erlassen worden.

6. Derselbe hat ein Geschenk von 10,000 Thalern und ein anderes von 3000 angenommen. Er hat Gratifikationen zu 3000 Thalern seinem Bruder, Brandt, der Gräfin von Holstein und dem Falckenskiold (3) verschafft; da die Kasse des Königs sich später in gutem Zustande befand, so hat er folgendes Mittel angewandt, um Geld zu erhalten.

Der König hatte gegeben	Thaler.
der Königin : : : : : : : : :	10,000
an Brandt 6000 Thaler, an Struensee eben so viel : : : : : : : : :	12,000
im Ganzen : : : :	22,000

Da diese Ordonnanz bereits vom Könige gut geheißen war, so verfälschte sie Struensee, indem er dem Artikel Brandt und dem Seinigen eine Null hinzufügte, sodann aber einen neuen Artikel, für Falckenskiold 2000 Thaler, einschaltete.

Mittelst dieser betrügerischen Einschaltungen, und der Zahlen-Abänderungen, welche sie erforderte, wurde die Ordonnanz folgendermaßen verwandelt:

		Thaler.
der Königin	. . . .	10,000
an Brandt 60,000 Thaler, an Struensee		
eben so viel	. . . .	120,000
an Falckenskiold	. . . .	2000
	im Ganzen	132,000

Der Fiskal führte als Beweis dieser Anklage an, der König hätte erklärt, an Brandt nur 6000 Thaler und dieselbe Summe an Struensee gegeben zu haben.

7. Struensee hat zum Verkauf eines, der Königin gehörenden Boukets von Diamanten gerathen. Dieses war 40,000 Thaler werth und ist für 10,000 Thaler losgeschlagen worden.

8. Er hat die an seine Majestät gerichteten Briefe in das Kabinet des Königs bringen lassen.

9. Um das Volk zu Kopenhagen einzuschüchtern, wurde der Kommandant gewechselt, und Kanonen auf Befehl Struensee's in Bereitschaft gesetzt, obgleich er die letztere That läugnet.

Er nahm sich vor, das Land zu verlassen.

Wegen aller dieser Beeinträchtigungen und Verbrechen trägt der Fiskal darauf an, daß der Graf von Struensee als des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig erklärt, zum Verlust seiner Würden, seiner Ehre, seines Lebens und seiner Güter verurtheilt werde; daß seine Wapenschilde zerbrochen werden sollen, daß ihm die Hand abgehauen und er geköpft werden solle; daß sein Körper geviertheilt und auf das Rad geflochten, sein Kopf und seine Hand an Pfähle befestigt werden, seine Güter dem Fiskus verfallen sollen, und daß seine Nachkommenschaft, wenn er deren hat, seinen Stand und Namen verlieren solle.

Kopenhagen, 21 April 1772.

gezeichnet Wivet.

Noten zur Anklage-Acte des Grafen von Struensee.

(1) Seite 59. Man wird, wenn man von dem Prozesse der Königin handeln wird, sehen, was von dieser Beschuldigung zu halten ist.

selbst angenommen, daß unerlaubte Verbindungen zwischen der Königin und Struensee statt gefunden hätten, was ich jedoch entfernt bin zuzugeben, so war doch die Voraussetzung, daß Struensee der Verführer gewesen, ungereimt. Jede Landesherrin, jede Fürstin, welche sich so weit zu einem ihrer Unterthanen herabließe, wäre in der Nothwendigkeit, die ersten Schritte zu thun; darin besteht eine der Unannehmlichkeiten des hohen Ranges.

(2) Seite 60. Dies ist, wie ich glaube, die erste öffentliche Acte seit der Revolution von 1660, wo man von den Pflichten des Königs gegen die Dänische Nation gesprochen.

(3) Seite 60. Es ist falsch, daß ich vom Könige eine Gratifikation von 3000 Thalern erhalten haben soll. Ich habe einmal 1000, und mehrere Monate nachher 2000 Thaler erhalten. Ich werde aber in der Folge Gelegenheit haben, von diesen Gratifikationen zu handeln. —

Denkschrift des Advokaten Uldal, für den Grafen von Struensee.

Man theilt hier bloß einen Auszug dieser Denkschrift mit, da das Ganze derselben nicht Interesse genug erregen würde.

Der amtlich mit dieser Vertheidigung beauftragte Anwald berührt nur leicht die seinem Klienten zur Last gelegten weitläufigen und auf nichts beruhenden Beschuldigungen; er führt bloß an, daß mehrere Minister vor Struensee auch die Dänische Sprache nicht verstanden, und daß man nicht daran gedacht hätte, ihnen hieraus einen Vorwurf zu machen.

Er bemerkt, obschon mit Zaghaftigkeit, daß viele Leute Struensee's Verwaltung gut geheißen haben.

Er führt die Artikel des königlichen Gesetzes an, auf welche der Fiskal seine Anklage gründet, ohne in demselben Gesetze die dem Angeklagten günstigen Artikel zu suchen; aber er scheint sich bloß darauf zu beschränken, ihn entschuldigen zu wollen. Selbst den 26 Artikel, welchen der Fiskal nicht berührt hatte, führt er an. Da der König, sagte er, mit unumschränkter Gewalt bekleidet ist, so ist er wohl berechtigt, einem seiner Diener so viel davon zu überlassen, als ihm angemessen scheint; Struensee ist darum nicht strafbar, daß er eine Ge-

walt angenommen, die der König das Recht hatte ihm zu übertragen.

Die Ordonnanz in Bezug auf die Aufhebung des geheimen Raths, so wie die, welche den Struensee zum Kabinets-Rath ernannt, sind nicht bloß vom Könige unterzeichnet, sondern sogar von seiner Majestät eigenhändig geschrieben. Der Artikel des königlichen Gesetzes, nach welchem jeder Befehl und so weiter, von seiner Majestät unterzeichnet, und mit seinem Siegel versehen seyn soll, wäre fast unausführbar, wollte man ihn nach dem Buchstaben nehmen; daher werden auch viele Ordonnanzen und Beschlüsse von den Departements und andern Ministerien im Namen des Königs erlassen, ohne weder mit seiner Unterschrift noch mit seinem Siegel versehen zu seyn. Man muß demnach jenen Artikel nur nach seiner richtigen Bedeutung verstehen; er bezeichnet, daß kein Befehl gegen den Willen und die Rechte seiner Majestät ertheilt werde.

Struensee hat aber in seiner Verwaltung nicht allein nicht gegen den Willen des Königs gehandelt, und in seine Macht und Rechte keinen Eingriff gethan; sondern alle seine Maßregeln waren dem Wunsche seiner Majestät angemessen welche sie befohlen und gut geheißen hat.

Der Entwurf des die Fußgarden betreffenden Befehls ist dem Könige den 21 Dezember vorgelesen worden; er hat ihm seine Zustimmung ertheilt: das Patent davon ist den 23 von ihm entworfen, unterzeichnet und besiegelt, so wie durch den Befehl des völligen Abschieds noch mehr bekräftigt, welcher den 24 ebenfalls mit Unterschrift und Siegel von ihm versehen worden ist.

Struensee's Operationen angreifen heißt so viel, als die vom Könige ertheilten Befehle angreifen.

Das Diamanten-Bouket der Königin ist mit Einwilligung des Königs verkauft worden.

Struensee hätte ohne Zweifel die ihm vom Könige verliehene Gewalt mißbrauchen können; allein er muß nach dem beurtheilt werden, was er gethan, und nicht nach dem, was er

hätte thun können; er hat also das ihm ertheilte Vertrauen nicht gemißbraucht.

Die unter seinem Ministerium bewilligten Gratifikationen waren verhältnißmäßig viel weniger beträchtlich, als die unter den vorherigen Verwaltungen.

Es ist wenig wahrscheinlich, daß ein Mann, dem der König nichts abgeschlagen, und der so viele Mittel hatte, sich zu bereichern, sich eine Verfälschung zu Schulden hätte kommen lassen, um Geld zu erhalten; auch findet man davon keine Spur in dem angeführten Aktenstücke selbst; denn die Verwandlung der Zahl 2 in eine 3 in der Summe der Rechnung, woraus man kein Hehl gemacht, rührt vom Sekretair Panin her, dessen Erklärung in dem Prozesse enthalten ist, und welcher bloß einen Additions-Fehler auf diese Weise abgeändert hat. Außerdem war diese Rechnung dem Finanz-Minister Schimmelmann zur Prüfung vorgelegt worden, welcher von diesen beiden von seiner Majestät an Brandt und Struensee bewilligten Geschenken zu 60,000 Thalern, unterrichtet gewesen ist. Brandt hat sich dafür beim Könige bedankt; endlich sind diese Ausgabe-Artikel auf eine General-Rechnung gebracht, und den darauf folgenden Monat October vom Könige genehmigt uud unterzeichnet worden.

Struensee hat den Staat nach dem Willen des Königs regiert; er hat sich nicht zum Nachtheil der unumschränkten Gewalt erhoben; seine Verwaltung zielte dahin, das Königreich in einen blühenden Zustand zu versetzen. Er hat weder beigetragen, den Prinzen Friedrich und die Königin Maria Julia vom Hofe zu entfernen, noch dazu, diese Entfernung zu verlängern. Es geschah, ohne daß er Theil daran hatte, daß man ihnen im Schauspielhaus eine von der Loge seiner Majestät abgesonderte angewiesen hat. Das Kabinet des Königs, ein Gegenstand so vieler Beschwerden, ist im Grunde dieselbe Sache, wie der König selbst.

Es gehört in die medizinische Fakultät, zu beurtheilen, ob die Art, wie der Kronprinz erzogen worden, gut war; über-

dies stimmte diese Methode mit dem Wunsche des Königs überein.

Was das Kämpfen mit Brandt anbelangt, so glaubte Struensee, daß dieses bloß ein vom König erlaubter Spaß gewesen sei; Brandt hat einen Theil davon dem Struensee verschwiegen; dieser rieth ihm jedoch nichts desto weniger, sich vom Hofe zu entfernen.

Struensee ruft die Gnade seiner Majestät für das Verbrechen an, woraus der Fiskal den Hauptgegenstand der Anklage gemacht, und dessen allein der Angeklagte sich schuldig fühlt. Er ersucht die Kommission, sich zu seinen Gunsten zu verwenden.

Kopenhagen, 22. April 1772.

gezeichnet **Uldal.**

Betrachtungen über vorstehende Denkschrift.

Der Anwald, welchem kaum ein Tag bewilligt worden, sich mit der Vertheidigung seines Klienten zu beschäftigen, ist zu entschuldigen, daß er eine so schwache Vertheidigungsschrift geliefert hat. Er würde in dem königlichen Gesetze einen Artikel gefunden haben, welcher den König ausdrücklich berechtigt, jeden Rath und jedes Amt zu errichten oder aufzuheben, je nachdem er es zur Handhabung seiner Gewalt für zweckmäßig erachtet; folglich hatte er auch das Recht, die Aufhebung des geheimen Raths und anderer Stellen, welche den Interessen der Monarchie nachtheilig schienen, und eben so die Errichtung eines Kabinets-Ministeriums anzuordnen.

Auch hat er die ganze Ungereimtheit der gegen seinen Klienten angestellten Anklage wegen des Falsums nicht entwickelt.

Er hat die ihm zu Gebote stehenden Mittel nicht benutzt, ihn wegen der schlechten Behandlung des Königs, deren Brandt angeklagt war, zu rechtfertigen, was ihm um so leichter gewe-

sen wäre, da in dieser Hinsicht keine Anzeige zu Lasten Struensee's vorhanden ist.

Er hätte die durch Struensee bewirkten Reformen beleuchten und zeigen sollen, daß solche, weit entfernt verbrecherisch oder schädlich zu seyn, im Allgemeinen das Wohl des Staates und den Vortheil des Monarchen bezweckten. Diese Untersuchung hätte ihm Gelegenheit gegeben, die Aufführung Struensee's darzustellen, ihn so zu zeigen, wie er wirklich war, wachsam und aufmerksam, um die Geschäfte zu vereinfachen, damit der König sie sehen, kennen und selbst entscheiden möge. Es war sehr leicht, das Verdienst dieses Benehmens herauszuheben, wenn man es mit dem der vorigen Ministerien verglichen, wenn man das königliche Gesetz in sein wahres Licht dargestellt hätte, zu Folge dessen jeder Dänische Monarch bei seiner Thronbesteigung sich verbindlich macht, keinen Eingriff in seine Macht zuzulassen und diese in ihrem ganzen Umfange zu handhaben. Es genügte nicht bloß, wie im Vorbeigehen, zu erwähnen, daß der Wille des Königs die Handlungen der Struensee'schen Verwaltung mit einer unverletzlichen Schutzwehr bedeckt habe, man mußte denjenigen, welche sie angriffen, auch begreiflich machen, welchen Folgen sie sich aussetzten; man mußte in dem königlichen Gesetze das Schwert zeigen, welches diejenigen bedrohte, die es wagten, in Struensee den Willen und die Befehle des Königs zu verdammen.

Wenn Struensee's Vertheidiger nicht Muth und Zeit genug gehabt hat, eine solche Aufgabe zu lösen, so hätte er es vermeiden sollen, durch seine Vertheidigung die Lage seines Klienten zu verschlimmern.

Da er sich nichts damit zu schaffen machte, den Sinn des königlichen Gesetzes zu ergründen, wozu führte er abgesondert den 26. Artikel desselben an, welchen der Fiskal unbeachtet gelassen? Kann man es wohl glauben, daß er die Absicht hatte, die Richter aufmerksam zu machen, daß sie diesen Artikel nicht ausließen, damit sie das Verdammungsurtheil dadurch nur besser begründeten?

Wie konnte er in eine Vertheidigungsschrift Struensee's Erklärung in Bezug auf die Königin einschalten?

Kannte er das Dänische Gesetz nicht, welches eine solche Erklärung als nichtig betrachtet und dem Richter verbietet, darauf Rücksicht zu nehmen? Wie durfte er, wäre er in die Grundsätze seiner Berufspflichten eingedrungen, es wagen, in einer für die Oeffentlichkeit bestimmten Denkschrift, seinen Klienten darzustellen, daß er für das vorgebliche Verbrechen um Gnade bäte, und die Dazwischenkunft seiner Feinde anriefe? Fühlte er denn nicht, daß er sich auf diese Weise einer treulosen Kabale anschloß, welche den unglücklichen Struensee mit trügerischen Hoffnungen auf Wohlergehen hinhielt, um aus ihm die Hilfsmittel zu seinem völligen Verderben erst recht herauszubringen?

Sentenz, ausgesprochen über den Grafen von Struensee, Cabinets-Minister des Königs von Dänemark.

Struensee war hinterlistig, verwegen und sehr ehrgeizig. Er suchte die Absichten des Königs zu ergründen, kam seinen Wünschen zuvor, wachte über seine Gesundheit, damit er sein Wohlwollen erschleichen und sich dessen zur Erlangung seiner Zwecke bedienen konnte.

Er schwärzte in den Augen seiner Majestät die Personen an, von welchen sie umgeben war.

Er hat es verschmäht, die Dänische Sprache zu lernen.

Er hat den geheimen Rath des Königs verläumdet, und, in Uebereinstimmung mit seinen Anhängern, ihm das Vertrauen seiner Majestät entzogen, so wie bewirkt, daß er aufgehoben wurde (1).

Dadurch, daß die Departements-Kollegien genöthigt wurden, ihre Arbeit an das Kabinet des Königs zu richten, hat er sich zum Herrn der Geschäfte gemacht.

Er hat Kabinets-Befehle erlassen, ohne den Gegenstand der Untersuchung der Departements anheim zu stellen.

Er hat eine große Anzahl Beamten (2), ohne gerichtliche Form, und ohne der Justiz darüber zu berichten, verabschiedet.

Er hat die Stadt-Behörde von Kopenhagen auf königlichen Befehl aufgelößt.

Er hat bei der Regierung unbrauchbare Menschen angestellt.

Sein Betragen war unverständig, gewaltthätig und den guten Sitten entgegen.

Struensee hatte den Brandt bei seiner Majestät bloß angestellt, um zu verhindern, daß man zum Könige gelangen, und ihm die Wahrheit (3) sagen mögte. Man entfernte vom Könige selbst seine nächsten Anverwandten, die ihn daher nicht von dem Druck unterrichten konnten, unter welchem das Volk seufzte. Struensee beraubte die Kasse des Königs dadurch, daß er sich große Gehalte geben ließ, obgleich er bei Hofe unterhalten wurde (4).

Zwei Monat nach der Aufhebung des geheimen Raths ließ er sich eine Gratifikation von 10000 Thalern geben, und eben so viel für Brandt; noch zwei Monat später erhielt er wieder 50 oder 60,000 Thaler, und eben so viel für Brandt; die Unordnung seiner Papiere macht es nicht möglich, die richtigen Summen anzugeben.

In einem Zeitraume von drei Monaten hat er 120,000 Thaler verschwendet.

Er hat seinen Freunden Gnaden-Geschenke verschafft, namentlich 4000 Thaler seinem Bruder, 3000 der Gräfin von Holstein, 3000 dem Kammerherrn Falckenskiold.

Er hat die Abschaffung der Reserve-Kasse und der besondern Kassen vorgeschlagen, und ließ alle Fonds in eine allgemeine Kasse fließen; und nichts desto weniger hat er eine Kabinets-Kasse eingerichtet für die persönlichen Ausgaben des Königs.

Er scheint im Mai 1771 in einer vom Könige gutgeheißenen und unterzeichneten Rechnung ein Falsum begangen zu haben; denn der König erklärt nur 6000 Thaler dem Brandt, und eben so viel dem Struensee gegeben zu haben; und man findet darin für jeden 60,000.

Struensee hat die Rechnungen vom April und Mai selbst geschrieben, um diese Betrügerei zu verhehlen; die nachfolgenden Rechnungen sind vom Kabinets-Sekretair.

Er hat die allgemeinen Rechnungen dieser Kasse erst im Monat Oktober vor des Königs Augen gebracht, damit seine Majestät sie guthieße und unterzeichnete, ohne die betrügerischen Artikel zu bemerken.

Es ist nicht wahrscheinlich, daß der König dem Brandt 60,000 Thaler und eben so viel dem Struensee gegeben haben sollte, während er der Königin nur 10,000 Thaler gegeben hat.

Struensee hat sich Titel angemaßt: er hat sich zum Kabinets-Minister ernennen lassen (5); er hat den Entwurf der mit diesem Amte verbundenen Vorrechte selbst gemacht, und sich eine Gewalt angemaßt, welche er ohne Zweifel unumschränkt und unabhängig machen wollte.

Der siebente Artikel des königlichen Gesetzes besagt: „daß jeder Regierungsbefehl mit der Unterschrift des Königs versehen seyn solle." Und in dem 26. heißt es: „wenn jemand es wagt, eine Sache zu thun, oder eine, der unumschränkten Macht des Königs entgegen seiende, auf irgend eine Weise zu erlangen, so ist das, was er so erhalten, als null und nichtig anzusehen; und wird der, welcher so hinterlistig gehandelt hat, als des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig, bestraft."

Struensee hat sich der Verbrechen schuldig gemacht, welche aus den beiden vorhergehenden Artikeln sich ergeben.

Er betrachtete Ehre und Leben der Unterthanen des Königs, als wären sie seinem Willen unterworfen. Er hat sich der Befehle des Kabinets bedient, um alte Einrichtungen abzuschaffen.

Er hat dem Kassirer andere Weisungen ertheilt, als die, welche dieser Beamte vom Könige erhalten hatte.

Er hat Kabinets-Befehle erlassen, ohne daß der König Kenntniß davon gehabt hätte.

Er hat das Korps der Garden zu Pferde eingehen lassen, weil es aus Dänen und Norwegern zusammengesetzt war (6).

Aus derselben Ursache hat er auch die Aufhebung der Korps der Fußgarden, und deren Einverleibung unter andere Korps befohlen.

Diese Ordre hat er den 21. Dezember, ohne Wissen des Königs, gegeben, der sie auf die Beschwerden des Kriegs-Kollegiums erst den 23. unterzeichnet hat (7). Der König hat sogar erst den 24. Kenntniß von der Sache bekommen, als er die unbedingte Verabschiedung der Fußgarden unterzeichnete.

Struensee hat die Anwendung der Gewalt gegen diese Garden angerathen, welche verlangten, daß ihr Dienst-Vertrag beobachtet würde.

Struensee's Betrügerei in dieser Hinsicht ist augenscheinlich, da die Eintragung dieser Befehle vom 21. und 24. Dezember in das Kabinets-Protokol ohne Zwischenraum geschehen ist, gleichsam als wären sie zu gleicher Zeit ertheilt worden.

Struensee hat eigenmächtig die an den König gerichteten Briefe an das Kabinet abgeben lassen.

Bei der Annäherung der Matrosen hat er Furcht bekommen, und es nicht gewagt, sich vom Könige zu entfernen, welchen er von einem Korps Kavallerie begleiten ließ. Die Wachen wurden an den Orten verdoppelt, wo der König sich aufhielt; Struensee überredete ihn, daß er mißtrauisch gegen seine Unterthanen seyn müßte. Er gesteht, daß er für dessen Sicherheit Maßregeln ergriffen hätte.

Er hat den Kommandanten von Kopenhagen gewechselt.

Die Unruhen nahmen zu, als man von den im Zeughause genommenen Arrangements Kenntniß bekam (8). Der allgemeine Haß würde traurige Folgen gehabt haben, wenn man seiner despotischen Regierung nicht ein Ende gemacht hätte.

Er hat gegen die Religion und die guten Sitten Verachtung bekundet (9).

Es ist bewiesen, daß Struensee das Verbrechen der belei-

digten Majestät begangen, nicht bloß was seine Person allein anbelangt, sondern auch, indem er an dem Verbrechen einer andern Person Theil nahm (10).

Seine Verwaltung war abscheulich und er selbst Geld-gierig.

Wir sprechen also, nach dem Dänischen Gesetze, aus, daß der Graf von Struensee . . . . . seine Ehre, sein Leben und seine Güter verwirkt hat; daß er von seinen Aemtern, von Rang und Würden degradirt, und der Schild seiner Wapen durch den Henker zerbrochen werden soll; daß man ihm die rechte Hand und dann den Kopf abhauen soll; sein Körper soll geviertheilt und auf das Rad geflochten, und Hand und Kopf an Schandpfähle befestigt werden.

Gegeben auf dem Schlosse Christiansburg,
den 25. April 1772.

unterzeichnet Wind, Bram, Stampe, Luxdorf,
Carstens Anchard, Schmith, Sevel,
Guldberg.

Genehmigung des Königs.

Diese billigende und bestätigende Acte der vorstehenden Sentenz wiederholt den Haupt-Ausspruch davon und befiehlt, daß er in seinem ganzen Umfang vollzogen werde.

datirt Christiansburg, den 27. April 1772.

gezeichnet Christian;
und weiter unten
Tott, Luxdorf, Schuhmacher, Dons, Hoyer.

Noten zu vorstehender Sentenz.

(1) Seite 67. Diese Anhänger, welche zur Aufhebung des geheimen Raths mitgewirkt haben, waren Rantzau und Köller, nämlich diejenigen, welche unter den Hauptfeinden und Anklägern Struensee's figurirten. Rantzau war es, der die Ordonnanz zur Abschaffung des geheimen Raths entworfen hat.

(2) Seite 68. Was! vergißt man, daß die Dänische Verfassung dem Könige eine unumschränkte Gewalt gibt? Der König von Dänemark

sollte einen seiner Offiziers ohne gerichtliche Form und Dazwischenkunft der Justiz nicht entfernen können?

Man bemerke, daß diejenigen, welche diese Beschwerde gegen Struensee führen, auf gleiche Weise alle, die ihnen mißfielen, ihrer Aemter beraubt, und ihnen sogar Freiheit und Güter entrissen haben. Was ich persönlich erfahren, setzt mich gewiß in den Stand, darüber zu urtheilen.

(3) Seite 68. Dieser Beschuldigung fehlt alle Wahrheit. Brandt konnte nicht immer um seine Majestät seyn. Thatsache ist, daß es nicht schwieriger war, unter Struensee's Verwaltung Zutritt beim Könige zu bekommen, als unter dem vorigen Ministerium. Er war oft allein; ich habe ihn so nach Gripsholm kommen sehen. Ich selbst habe Struensee überredet, wenigstens Einmal in der Woche die verwittwete Königin Julia und den Prinzen Friedrich zum Mittagessen beim Könige einzuladen.

Erst seit Struensee's Fall ist der König, genau beaufsichtigt, nur zugänglich, in so fern es der herrschenden Parthei gefällig ist.

(4) Seite 68. Geschieht es aus Nachlässigkeit, oder mit Absicht, daß man sich bei den Bewegungsgründen dieser Sentenz in den Punkten hinsichtlich der vorgeblichen Verschwendungen Struensee's widerspricht? ich weiß es nicht.

Diese Widersprüche sind indessen sehr befremdend.

Hier legt man dem Angeklagten Habsucht bei, das ist kein Verbrechen, dessen man ihn zeiht, das ist eine Beleidigung, die man ihm zufügt.

Man sagt, daß er sich geben ließ, das heißt, daß der König ihm große Gehalte, dann ein Geschenk von 10000 Thalern, und später ein anderes von 50 oder 60,000 Thalern gegeben hat; dieß ist vielleicht viel zu viel: allein bis jetzt wäre keiner weiter schuldig, als der König.

Andere Beschwerden folgen, und als wenn man das dem Struensee bereits zur Last gelegte Geschenk von 10000 Thalern, so wie dann ein anderes von 50 oder 60,000 Thalern vergäße, argwöhnt man, daß er eben dieselben Summen listigerweise hätte entwenden können, indem er die Mai-Rechnung von 1771 verfälschte, welche von dem Könige unterzeichnet war, und worin diese angeblichen Gratifikationen aufgebracht waren; und dieser Argwohn wird auf eine Erklärung seiner Majestät begründet, nach welcher bloß 6000 an Brandt, und eben soviel an Struensee gegeben worden wären.

Bald ist dieß kein bloßer Argwohn mehr, sondern ein erwiesenes Verbrechen, und das nicht durch des Königs Erklärung, sondern, weil Struensee diese Rechnung des Mai 1771 selbst geschrieben, hingegen die spätern nicht selbst angefertigt hat; weil er dem Könige die General-Rechnung erst im Oktober vorgelegt hat, in der Hoffnung, daß seine Majestät sie auf guten Glauben bestätigen, und die verfälschten Artikel nicht bemerken werde; endlich, weil der König nicht Brandt 60,000 Thaler und eben so viel Struensee gegeben haben könnte, während er der Königin nur 10000 gab.

Wenn Struensee's Ankläger und Richter nicht seine Feinde gewesen wären, so würden sie nicht ein, der Königin gemachtes geringes Geschenk gegen das gehalten haben, was der König Leuten ohne Vermögen gegeben, die er zu sich berufen und seines vertraulichen Umgangs werth gehalten hatte.

Sie hätten sich nicht unwissend gestellt, warum Struensee die

Mai-Rechnung von 1771 angefertigt hat und die folgenden nicht, als er bereits aufgehört hatte, Kabinets-Sekretair zu seyn.

Sie würden gefühlt haben, daß man nicht ohne die Grundregeln des Rechts und des guten Glaubens zu verletzen, eine einzelne Rechnung angreifen könne, welche wörtlich auf eine General-Rechnung gebracht worden, die der König gut geheißen hatte.

Diese Beschuldigung beruhte in der That auf zwei Punkten:

1. auf der Abänderung einer 2, welche in der Hauptsumme der Mai-Rechnung von 1771 in eine 3 verwandelt wurde; diese Abänderung eines Irrthums aber war das Werk Panims, der es beim Prozesse erklärt hat.
2. auf einer angeblichen Erklärung des Königs, welcher bestätigt haben soll, daß er Brandt nur 6000 und eben so viel an Struensee gegeben hätte; allein diese Erklärung wird durch ein Billet von seiner eigenen Hand vernichtet, vermittelst dessen der König Brandt 10000 Thaler, und eben so viel Struensee geschenkt hat.

Nie hat weder Brandt noch Struensee 60,000 Thaler auf Einmal erhalten. Jeder von ihnen hat einmal 10,000 Thaler und zwei Monate nachher eine Gratifikation von 50,000 Thalern bekommen. Diese beiden Geschenke sind in der Rechnung des Monats Mai 1771 aufgebracht.

Folgendes war Struensee's Richtern nicht unbekannt, das gleichwohl in ihrem Urtheilsspruch unverständlich wird.

Es ist zu bemerken, daß man, außer der von Panim gemachten Aenderung, in der Mai-Rechnung von 1771 keine weitere Abänderung hat ausmitteln können. Nun aber möge man aus den hier dargestellten Rechnungen urtheilen, welche Spuren die Verfälschung darin hätte zurücklassen müssen.

Die Rechnung des Mai von 1771 sollte nach dem Fiskal Wivet so lauten:

	Thaler
Der Königin : : : : : :	10,000
an Brandt 6000 Thaler. und eben so viel	
an Struensee : : : : : :	12,000
in Ganzen	22,000

die von Struensee verfälschte Rechnung sollte folgendermaßen verwandelt worden seyn:

	Thaler
Der Königin : : : : : :	10,000
an Brandt 60,000 und eben viel	
an Struensee : : : : : :	120,000
an Falckenskiold : : : : :	2000
im Ganzen	132,000

Die eigentliche Rechnung in dem Prozesse, stellt, statt der durch den Fiskal erfundenen Verfälschungen, folgendes Tableau dar:

	Thaler
Der Königin : : : : : :	10,000
an Brandt 60,000 Thaler, und eben so viel	
an Struensee : : : : : :	120,000
an Falckenskiold : : : : :	2000
im Ganzen	132,000

Vielleicht habe ich schon zu viel über diesen Punkt gesprochen; da aber Beschuldigungen der Art leicht Eingang beim Publikum finden, so glaubte ich bei dieser hier verweilen zu müssen.

Ich erwähne noch, daß Struensee 1500 Thaler Gehalt als Kabinets-Sekretair und in der Folge 3000 als Rath erhalten hatte; daß er ohne Aufwand lebte und immer einfach gekleidet war. Nur wenige Tage vor seinem Sturz wollte er sich einen Wagen anschaffen, dessen Pracht man ihm vorgeworfen hat: dieses war ein Wagen à l'anglaise, ohne Vergoldung und Gemälde und mit Stroh-farbigem Tuche ausgeschlagen. Guldberg, welcher ihm Habsucht beilegte, fand es in der Folge für gut, auf einmal eine Gratifikation von 100,000 Thalern mittelst eines, vom Könige unterzeichneten Billets anzunehmen.

(5) Seite 69. Struensee hatte unter diesem Titel nicht mehr Gewalt, als zur Zeit, wo er bloß maître des requêtes und Privat-Sekretair des Königs war. Während er diese beiden Stellen bekleidete, wurden die großen Reformen eingeführt. Außerdem kann nach dem königlichen Gesetze der König einen jeden Minister, unter jedem Namen, und mit jeder Gewalt bekleidet ernennen, wie es ihm gefällt. Das heißt also nicht, dem Gesetze zuwider handeln, wenn man ein Amt annimmt, welches der König nach seinem Belieben ertheilen und zurücknehmen kann.

Allein bei einem solchen Gesetze, wie das Dänische, welcher Beschuldigung kann man da nicht Gewicht geben?

Man beschuldigte den Grafen von St. Germain, gegen das königliche Gesetz gehandelt zu haben, weil er vorgeschlagen hatte, die unnützen Festungen abzutragen, und das Heer mit blauem Tuche zu kleiden. Der erste Bernstorff wurde ebenfalls der Uebertretung desselben Gesetzes angeklagt, als man ihn aus dem Ministerium entließ.

Die, welche den Struensee zur höchsten Strafe verdammten, weil er einen Anschlag auf die unumschränkte Gewalt des Königs versucht hätte, ließen, während man des Ersten Prozeß einleitete, folgende Ordonnanz, datirt den 13 Februar 1772, erscheinen:

„Alle Befehle sollen in dem Rath (Staats-) gegeben und durch ihn expedirt werden. Kein unmittelbar vom Könige ertheilter Befehl soll in Ausführung gebracht werden, wenn der, welcher ihn überbringt, sich nicht zuvor an das Departement, von welchem seine Sache abhängt, gewendet hat, und wenn dasselbe den besagten Befehl nicht gutgeheißen hat."

(6) 70. Struensee hatte im Gegentheil den Grundsatz, das Heer und den Civil-Stand von Fremden zu reinigen, und nur Einländer dahin zuzulassen; die Reform war bereits auf diese Weise in dem Seeländischen Dragoner-Regiment eingeführt. Bram, einer der mit der Struensee'schen Untersuchung beauftragten Kommissairs, wußte es sehr wohl, da er Mitglied des Kriegs-Departements war.

(7) Seite 70. Der Befehl in Bezug auf diese Reform ist der einzige, welchen Struensee beschuldigt war, ohne Mitwissen des Königs ertheilt zu haben.

Das Kriegs-Departement, dessen Mitglied ich war, hatte den 21 Dezember den Entwurf dieser Ordre zum Behufe der Reform der Fuß-Garden erhalten, und machte dagegen keine Einwendungen; es verlangte nicht einmal, daß der Entwurf vom Könige unterzeichnet werde, was auch keineswegs nöthig war; es fertigte unmittelbar darauf das Patent aus für den Kommandeur der Garden, und schickte

es, dem Gebrauche gemäß, an den König, damit dieser es mit Unterschrift und Siegel versehen könne; der König unterzeichnete das Patent den 23 Dezember: das ist genau die Wahrheit.

Wie hat man in dem Urthelsspruch sagen können, daß der König den 21 Dezember keine Kenntniß von einem Entwurfe oder Bericht gehabt hätte, dessen Patent er den 23 durch seine Unterschrift ratifizirt hat? Wie konnte ihm den 24 eine Ordre unbekannt seyn, die er den 23 unterzeichnet hat?

(8) Seite 70. Struensee leugnet dieß aber; es sind keine Beweise da; auch weiß man, daß dieser Minister nur schriftliche Befehle erließ.

(9) Seite 70. „Ein Urtheilsspruch soll die Thatsachen auf eine einfache Weise darstellen, und die Strafe erklären, welche man gegen den, der sie begangen, ausspricht. Man hütet sich wohl, Raisonnements und Nebendinge hineinzubringen, welche in dem Richter die Neigungen zur Rache oder einer andern Leidenschaft auflösen; dieses Blatt, welches man uns unter dem Titel einer Sentenz vorlegt, trägt also von einem Ende bis zum andern so ausgezeichnete Merkmale einer gewaltthätigen Stimmung gegen die Verurtheilten, daß diese allein schon hinreichten, die Sentenz verdächtig zu machen. Außer mehreren Hilfsmitteln, welche man daraus zu Gunsten des Verurtheilten ziehen könnte, bildet sie ein Gewebe leicht zu zerstörender weitschweifiger Unverschämtheiten." (Belgische Annalen, Mai 1772 Amsterdam u. s. w.)

Man sieht aus dieser Stelle, daß diese in der Fremde zur öffentlichen Kenntniß gebrachte Sentenz, nicht für ächt zu halten ist.

Um dem Volk weiß zu machen, daß Struensee gegen die Religion und guten Sitten Verachtung gezeigt hätte, beauftragte man den Dr. Münter, sich in dessen Kerker zu begeben, um ihn zu bekehren, und machte dann die Geschichte seiner Bekehrung bekannt.

(10) Seite 71. Es ist sehr wahrscheinlich, daß man mit diesen Worten (einer andern Person) die Königin Caroline Mathilde hat bezeichnen wollen. Aber ist es nicht natürlich, daß man beim Lesen dieser Sentenz fragt, wer diese andere Person sei, die mit Struensee des Verbrechens der beleidigten Majestät sich schuldig gemacht hätte?

Warum sind ihr Name, Stand, vorgebliches Verbrechen nicht ausdrücklich benannt?

Warum ist sie nicht in den Prozeß mit verwickelt?

Warum ist Struensee mit diesem Verbrechen, an welchem er, wie gesagt wird, theilgenommen hätte, allein belastet?

Auszug der Denkschrift, oder Anklage-Acte des Fiskals Wivet, gegen den Grafen von Brandt.

Brandt hatte von Struensee den Auftrag, den König zu beobachten, und außer den Personen, welche dem Minister ergeben waren, jeder andern den Zutritt zu seiner Person zu untersagen.

Der Arzt Berger wurde dazu ernannt, dem Könige Besorgnisse einzuflößen, (1) was die andern Aerzte nicht gethan, da sie es ablehnten, die Rolle eines Spions zu spielen.

Wenn Brandt bei Struensee um seinen Abschied unter einer Pension von 1000 Thalern angehalten hat, so geschah es bloß, diesem Minister fühlbar zu machen, wie unentbehrlich er ihm sei.

Folgendes Billet, das er an Struensee geschrieben, läßt ersehen, was für ein Geschäft er beim Könige ausgeübt hat:

„Ich zwinge den König," sagte er, mit mir zu leben, und zum größten Unglück bin ich genöthigt, ihn mit Härte zu behandeln, damit er die Königin schone; und wenn es sich fügt, daß er es nicht thut, so muß ich den Tadel deshalb tragen: das allein ist schon eine Hölle."

Brandt ist vorsätzlich zum König gegangen, hat ihn herausgefordert, beleidigt, angegriffen; er hat ihn geschlagen und gebissen. (2)

Brandt räumt ein, daß er, da ihn seine Majestat beim Frühstück gescholten und ihm eine Zitrone nach dem Kopfe geworfen, auf Struensee's Rath beschlossen, dafür Genugthuung zu fordern; daß er in das Klavier, welches im Vorzimmer stand, eine Jagdpeitsche versteckt hatte. In der Folge sei er in das Zimmer seiner Majestät gegangen, habe dieselbe herausgefordert, hierauf mißhandelt und mit den Nägeln am Halse verwundet. Dieses Geständniß wird durch die Erklärungen der Kammerdiener Schlette und Bneghel, so wie des Pagen Schack und des kleinen Negers Murante nach der Erzählung, welche der König ihnen von dieser Sache gemacht, bestätigt.

Brandt führt an, daß Stolck und Warnstedt eben so mit seiner Majestät umgegangen wären, welche verlangte, daß ihre Günstlinge sich diesen Faustspielen überließen; er behauptet auch, daß er befürchtete, sich vergessen zu haben, seiner Majestät Reue darüber bezeigt, und von ihr Verzeihung erhalten hätte.

Aber selbst wenn man das Beispiel Stolck's und Warnstedt's für wahr hielte, so würde doch Brandt's Verbrechen nicht zu rechtfertigen seyn; überdieß erklären Zeugen, daß ihn

der König seit der Zeit nicht mehr habe leiden können; und den Beweis, daß der Monarch ihm nicht verziehen ist, daß er diese Thatsachen durch den Pagen Schack an die Commission berichtet hat.

Brandt ist bei seiner Majestät in seinem Pudermantel, mit bedecktem Haupte, und flötend erschienen.

Er kannte die verbrecherischen Verbindungen Struensee's mit der Königin aus den vertraulichen Mittheilungen des Ministers, obgleich der Letztere es leugnet (3); Brandt hat dem Könige dennoch keine Nachricht davon gegeben. Dieses Schweigen kann er mit seiner Freundschaft für Struensee nicht entschuldigen, da er erklärt, er hätte beabsichtigt, den Struensee festnehmen zu lassen (4). Er hat an dem Falsum des Ministers Theil gehabt, welcher ein vom Könige jedem von ihnen gemachtes Geschenk von 6000 Thalern in 60,000 verwandelte (5). Außerdem erhielt er noch bei Gelegenheit des Neujahrsfestes ein Geschenk von 3000 Thalern.

Die Beschlüsse des Fiskals sind in allen Punkten wörtlich dieselben, wie die oben angeführten gegen Struensee.

Kopenhagen, den 21 April 1772.

gezeichnet **Wivet.**

Noten zu vorstehendem Auszug.

(1) Seite 76. Der Arzt und Professor Berger wurde zehn Monate in einem Kerker gefangen gehalten; man behauptete, daß die Medizin, welche er dem Könige gegeben, Gift war: später wollte man ihm Gutes erzeigen, seine Gesundheit hatte aber Stöße erlitten, welche schwer zu heilen waren.

(2) Seite 76. Der König Christian VII. verlangte, daß seine Günstlinge ihn mit Possenspielen belustigen sollten; er balgte sich gern und liebte die Faustkämpfe mit denselben. Friedrich V. hatte schon dieselben Neigungen.

Man sieht aus der Anekdote mit dem Pudermantel, daß Brandt nach besten Kräften sich bemühte, den König durch Reden und Schwänke angenehm zu unterhalten; aber er lehnte die Kampfspiele mit seiner Majestät ab, welche, um ihn dazu zu zwingen, denselben in Gegenwart der Königin dermaßen herunter machte, daß Brandt sich endlich entschloß, selbst zum Kampf zu reizen.

Ist es nicht ein Widerspruch, wenn man behauptet, daß der König ihn seit der Zeit nicht leiden konnte, demselben nicht verziehen hätte,

und ihn doch länger als 3 Monat darauf, am 1 Januar 1772, ein Neujahrsgeschenk von 3000 Thalern machte?

Um zu wissen, was von der vorgeblichen Anzeige zu halten sei, welche der König der Kommission gemacht, genügt es anzuführen, daß der Page Schack, der dabei die Mittelsperson war, Geschenke, und später eine Anstellung dafür erhalten hat, die ihm 4000 Thaler Gehalt brachte.

(3) Seite 77. Ohne Zweifel überredete man Brandt, daß sein Heil von dem abhänge, was er über die Verbindungen Struensee's mit der Königin mittheilen werde. Denn aus welchem andern Bewegungsgrund hätte er sonst ein solches Geständniß abgelegt?

Hätte Brandt gleich Berger und andern bloß erklärt, daß er über diesen Gegenstand Vermuthungen nährte, so würde das zu nichts gedient haben. Man wollte aber etwas Bestimmtes haben, er erklärte daher, daß er gehörig unterrichtet sei.

Auf welche Weise konnte er es seyn? etwa durch Struensee, der ihm nichts verheimlicht hatte?

Aber Struensee, statt dieses Vertrauen einzuräumen, leugnet dieß durchaus, und man wagt es nicht, beide Personen gegenüber zu stellen. Wenn indessen diese Erklärung Brandt's wahr ist, warum hat sie Struensee so laut abgelehnt? Es scheint also außer Zweifel, daß er sie nur verwarf, weil sie falsch war.

Die Lage, in welche Brandt sich versetzte, indem er den Anforderungen der Kommissaire nachgab, kann wohl die Ursache zu seinem Untergang gewesen seyn. Er hätte die Geheimnisse dieser Prozedur mit ins Grab nehmen müssen. Ohne diesen Grund, welchen Nutzen konnte man davon haben, einen Mann wie Brandt ins Verderben zu stürzen? War es auch nur ein Schatten von Gerechtigkeit, daß man ihn zur höchsten Strafe verdammte, weil er sich zu den Possenspielen und Faustübungen hergab, welche der König mit ihm anstellen wollte, die er auch mit seinen Kammerpagen und den ihm zur Bedienung gegebenen beiden kleinen Negern trieb?

Scheint es nicht, daß man die Absicht hatte, den König in den Augen der Welt herabzusetzen, indem man die im Innern des Palastes getriebenen thörigten, kindischen Spiele, bekannt machte?

(4) Seite 77. Er schlug mir in der That vor, dieses unsinnige Projekt auszuführen; ich werde in der Folge bei Gelegenheit des gegen mich eingeleiteten gerichtlichen Verfahrens davon sprechen.

(5) Seite 77. Man wird in der Denkschrift des Vertheidigers Brandt's neue Aufklärungen finden, welche noch mehr über das vorgebliche Falsum besagen.

Denkschrift des Anwalds Bang, für den Grafen von Brandt.

Brandt ist deshalb nicht strafbar, daß er eine ihm von Struensee beim Könige verschaffte Anstellung angenommen hat. Schon vor dem Struensee'schen Ministerium wurde er für die-

sen Gegenstand durch die Grafen von Bernstorff und Saldern in Vorschlag gebracht; überdieß ist er vom Könige selbst dazu ernannt worden, und da die Anklage von den in diesem Amte begonnenen Verbrechen und Mißbräuchen nur auf eine unbestimmte Weise handelt, ohne irgend einen besondern Fall zu berühren, so wird man sich darauf beschränken, diese Beschuldigung durch eine absolute Verneinung zu verwerfen.

Was den Arzt Berger betrifft, so ging derselbe nur dann zum König, wenn er zu ihm gerufen wurde.

Die Anklage-Acte reicht hin, um zu beweisen, daß Brandt nicht der Mitschuldige Struensee's war; denn eine Stelle aus der Brandtschen Korrespondenz beweist zur Gnüge, daß er mit Struensee unzufrieden war, und den Hof verlassen wollte. Auch erkennt der Fiskal, daß Brandt die Absicht hatte, Struensee festnehmen zu lassen, welche Absicht er dem Grafen von Osten mitgetheilt hatte, dessen Zeugniß er verlangt.

Das Ringen Brandts mit dem Könige beweist, daß der Angeklagte, nachdem er sich lange gegen diese Faustspiele gesträubt, gleichsam gezwungen wurde, sich dazu herzugeben: daß er sich zu diesem Behufe beim Könige eingefunden, und die Zeugen entfernt hatte; daß der König ihn 5 oder 6 mal hinter einander angriff, wobei es Verwundungen mit den Nägeln gab. Da Brandt befürchtete, dieß Spiel zu weit getrieben zu haben, so umarmte ihn der König, um ihn zu beruhigen, und weit entfernt, ihn deshalb festnehmen und bestrafen zu lassen, als wäre er beleidigt worden, fuhr er vielmehr fort, Brandt beinah noch vier Monate nachher zu diesen vertraulichen Spielen zuzulassen.

Wie kann man also dem Brandt aus den Scherzen, zu welchen er sich aus Gefälligkeit für den König hergab, ein Verbrechen machen?

Man macht es ihm zum Vorwurf, daß er die verbrecherischen Verbindungen Struensee's mit der Königin nicht angezeigt habe; aber welchen Gefahren setzte ihn eine solche Anklage ohne Beweise nicht aus (1)? Diese Anklage würde den König gekränkt, die Königin beschimpft und die Ehre der königlichen

Familie verletzt haben. Wenn das Schweigen bei dieser Sache ein Verbrechen ist, so werden wenige Personen in Dänemark ihren Kopf behalten können.

Was das dem Struensee zur Last gelegte Falsum anbelangt, und woran Brandt Mitschuldiger seyn soll, so bemerke ich, daß in der Anklage-Acte ein handgreiflicher Irrthum über diesen Punkt obwaltet. Brandt hat niemals auf Einmal 60,000 Thaler erhalten. Es ist durch das Billet des Königs erwiesen, daß er einmal 10,000 bekommen habe; in der Folge erhielt er durch den Baron von Schimmelmann 50,000 Thaler auf Befehl des Königs.

Als er dem König dankte, antwortete dieser:

„Es ist gerecht, daß ich Ihnen ein gutes Loos bereite, da Sie immer um mich sind."

Brandt hatte kein Vermögen ererbt; er sah sich gezwungen Aufwand zu machen; er spielte mit dem Könige und verlor viel dabei.

Kopenhagen 23. April 1772.

gezeichnet Bang.

Note.

(1) Seite 79. Diese Stelle der Vertheidigung Brandts ist ganz geeignet einen richtigen Begriff von der Stellung, in welche sich Struensee's Feinde versetzten, zu geben, so wie von den äußersten Maßregeln, zu welchen sie gezwungen waren ihre Zuflucht zu nehmen, um ihrem Treiben den Anschein der Gerechtigkeit zu geben.

Sentenz gegen den Grafen von Brandt, Großmeister der Garderobe des Königs von Dänemark.

Diese Sentenz ist großentheils nichts, als eine Wiederholung der Anklage-Akte; aber man legt darin dem Angeklagten eine That zur Last, welche die Akte nicht anführt. Es heißt darin,

daß Brand in seiner Eigenschaft als Direktor der Schauspiele dazu beigetragen hat, die königliche Familie zu entzweien. Er hat dem Prinzen Friedrich eine besondere Loge anweisen lassen, um ihn zu verhindern, dem König das strafbare Benehmen Struensee's zu entdecken (1).

Brandt hat auf Struensee's Verwendung 60,000 Thaler aus der königlichen Kasse erhalten (2); als er dem König dafür dankte, erwähnte er nicht, wie viel er empfangen hatte, da ihm dies wahrscheinlich verboten war.

Man verweilt in dieser Sentenz bei der, dem König von Brandt zugefügten schlechten Behandlung, und bemerkt, daß wenn Seine Majestät ihm wegen dieses Verbrechens verziehen, sie doch nicht bestimmt habe, wie lange diese Verzeihung dauern solle.

Man übergeht mit Schweigen den, dem Angeklagten vom Fiskal gemachten Vorwurf, daß er von den, zwischen Struensee und der Königin statt gefundenen verbrecherischen Verbindungen keine Mittheilung gemacht hätte.

Die über Brandt, zufolge des Dänischen Gesetzes, Artikel I, Kapitel IV, Buch VI ausgesprochene Strafe ist dieselbe, die man über Struensee verhängt hat. Das Urtheil ist eben so datirt. Die Genehmigung des Königs, der Befehl zur Execution, sind in derselben Form abgefaßt, und mit denselben Unterschriften versehen (3).

Noten zu vorstehender Sentenz.

(1) Seite 81. Diese abgesonderte Loge ist dem Prinzen Friedrich auf Befehl des Königs angewiesen worden, welcher ihn ein ganzes Jahr, oder noch länger, so oft Schauspiel war, in dieser Loge gesehen hat.

Man muß nicht übersehen, daß man Brandt ein Haupt-Verbrechen daraus gemacht, daß er dem Prinzen Friedrich eine besondere Loge gegeben hat; daß der Baron von Bülow, Stallmeister des Königs, verbannt worden ist, weil er einen besondern Stall für die Pferde des Prinzen Friedrich angewiesen hat, und daß ich grausam verfolgt worden bin, weil ich Musik an einem Orte machen ließ, wo der Prinz Friedrich vorbei ging.

(2) Seite 81. Es ist bemerkenswerth, daß diese Sentenz die Anklage eines Falsums und Betruges gegen Struensee nicht wiederholt; man begnügt sich, darin bloß die Danksagung Brandts an den König auf eine boshafte Weise zu deuten, damit man den Schein des Argwohns, zu Lasten Struensee's, behaupten könne.

(3) Seite 81. Die Vertheidigungsschrift des Anwalds Uldal für Struensee ist vom 22. April; die für Brandt vom 23.

Die Sentenzen der Verurtheilungen gegen Struensee und Brandt, obgleich sehr lang, sind beide vom 25.

Die Genehmigung und die Ordre zur Vollziehung beider Sentenzen sind vom 27. April.

Die Hinrichtung hat den 28. statt gefunden.

Struensee war den 5. August 1737 zu Halle geboren; er war also ungefähr 34½ Jahr alt, als er hingerichtet wurde.

Man sehe, was ein fremdes Blatt über diese Hinrichtung mittheilt:

„Als der Prokurator Uldal dem Struensee die Sentenz, welche ihn verurtheilte, übergeben hatte, las dieser sie von einem Ende bis zum andern mit einer Ruhe, welche alle Anwesenden überraschte. Man versichert, daß er allen denen, welche ihm ihr Erstaunen darüber bezeigten, antwortete, daß er dieses Schicksal erwartet und sich darauf vorbereitet habe. Er schien bloß über das Loos seines Freundes, des Grafen Brandt, betrübt. Diese beiden Unglücklichen haben ihr Geschick mit Festigkeit bestanden. Man behauptet, daß ihre letzten Wünsche für den König, die königliche Familie, das Volk und für den ganzen Staat waren; sie sollen, wie man sagt, den Urhebern ihrer Strafe von ganzem Herzen verziehen haben u. s. w.“

„Den 25. April begab sich der König, bei seiner Zurückkunft von Charlottenlund, in den Rath; er bestätigte die gegen Struensee und Brandt erlassenen Sentenzen, und ging von da in die italienische Oper.

Den 26. war Masken-Ball bei Hofe.

Den 27. wurden die Sentenzen authentisch ratifizirt und man gab bei Hofe ein großes Konzert.

Den 28., am Tage der Exekution, speiste der Hof zu Mittage in Charlottenlund, und kam zur großen italienischen Oper nach der Stadt.

Der König ist unglücklicherweise bis zu diesem Grad der Gefühllosigkeit gebracht. Welch Lob verdient nicht Karoline Mathilde, daß sie ihn so weit zu fesseln wußte, daß man bei ihm diese Anlagen nicht einmal gemuthmaßt hat! (Belgische Annalen, Mai 1772. Seite 309. 322 — 326.)

Anklage-Akte, oder Denkschrift gegen die Königin Karoline Mathilde.

Der König befiehlt mir, sagt der Anwald, welcher diese Anklage-Akte gegen die Königin entworfen, zu verlangen, daß die Bande der Ehe, welche ihn mit seiner Gemahlin vereinigen, ge-

trennt, und die Scheidung förmlich ausgesprochen werden soll (1). Gleich darauf fügt er hinzu: Die Nation hat den Eid der Treue den Nachkommen des Königs Friedrich III. geleistet; aber wird sie sich auf gleiche Weise denen der Königin Karoline Mathilde unterwerfen, welche nicht die des Königs seyn könnten (2)?

Nach diesem Eingang stellt der Anwald des Königs die Beweise der Anklage wegen Ehebruchs dar. Diese Beweise bestehen in dem Geständnisse Struensee's, dessen Erklärung durch die Unterschrift der Königin bestätigt ist; in den Zeugnissen mehrerer, bei dieser Fürstin angestellten Frauen, welche gewisse von ihnen in dem Bette ihrer Gebieterin wahrgenommene Merkmale angeben; ferner in Spuren, in dem Gemache derselben statt gehabter nächtlicher heimlicher Besuche, welche mittelst Wachs wahrgenommen worden, womit sie das Schloß bestrichen hatten, so wie in dem gegen den Eingang bemerkten Staube, und den, an der Thüröffnung heimlich angebrachten Papierstreifen, welche herunter gefallen waren;

In den verliebten Reden, welche die Königin gegen ihre Frauen geäußert haben soll;

In der vertraulichen Mittheilung, welche sie dem Fräulein von Eyben, ihrer ersten Ehrendame, gemacht haben soll, deren Erklärung da ist;

und in den beiderseitigen Geschenken.

Der Anwald bemerkt, daß die Zeugen der Königin nicht gegenüber gestellt worden sind, aus Rücksicht der ihr schuldigen Achtung. Er trägt darauf an, daß die Königin der Scheidung unterworfen seyn soll; daß die Bande, welche sie an den König fesseln, aufgelöst werden sollen, und daß dieser Fürst die Freiheit haben möge, eine neue Ehe einzugehen.

Kopenhagen, 24. März 1772.

gezeichnet Bang.

Noten zu der vorherigen Anklage-Akte.

(1) Seite 83. Hat der König, mitten in der Nacht in seinem Bette überrascht, durch Verschworne, welche Herren seiner Person, ihm ge-

waltsamerweise seine Gemahlin entrissen, um sie auf die Festung Kronenburg zu bringen, woselbst sie dieselbe fest hielten; hat der König den freien Willen gehabt zu verlangen, daß die Bande seiner Ehe gelöst werden sollen? War er es, der dem Anwald Bang den Befehl gegeben, dieses zu verlangen? Hat der König die Freiheit gehabt, anders zu handeln?

(2) Seite 83. Es wäre sicherlich eben so leicht gewesen, die Unächtheit der Kinder Karolinen Mathildens aussprechen zu lassen, als die Ehenscheidung wegen Ehebruchs zu erklären; Guldberg und seine Anhänger waren dabei interessirt; es waren also die Königin Julia Maria und Prinz Friedrich, welche es nicht gewollt haben.

Man muß ihnen diese Großmuth anrechnen.

Denkschrift für die Königin Karoline Mathilde (1), von dem Anwald Uldal.

Nachdem ihr Vertheidiger das Loos der Königin Karoline Mathilde, den Gegenstand einer, in den Jahrbüchern Dänemarks einzigen Beschuldigung der Art, beklagt, führt derselbe ihren förmlichen Widerruf der über ihre Verbindungen mit Struensee gegebenen Erklärung an.

„Ich würde mich selbst verdammen, sagt diese Fürstin, wenn ich nicht stets gewünscht hätte, zum Wohl des Staates beizutragen. Ich habe vielleicht Unbesonnenheiten begangen; in diesem Fall sollten meine Jugend und Stellung mir zur Entschuldigung gereichen. Ich glaubte mich über jeden Argwohn erhaben; ich habe indeß Anlaß dazu gegeben; mein Geständniß scheint diesem Gewicht zu geben. Doch habe ich das Bewußtseyn meiner Unschuld für mich. Das Gesetz will Beweise; mein Gemahl gewährt mir den Schutz des Gesetzes: dieß wird mich für unschuldig erklären."

Der Anwald der Königin bemerkt, daß die Erklärung Struensee's verdächtig sei. Die Furcht, die Geistes-Verwirrung des Angeklagten, die Hoffnung, sich dadurch zu retten, wenn er die Königin mit in seinen Prozeß verwickelte und an-

dere unbekannte Gründe werden ihm seine Erklärung eingegeben haben (2).

Die Disposition eines Verbrechers sollte selbst einer Frau aus der niedrigsten Klasse nicht schaden. Ausserdem ist das Dänische Gesetz in Bezug auf den fraglichen Fall bestimmt. Dieses Gesetz verlangt Beweise; es gibt dem Geständnisse angeklagter Personen keinen Karakter eines Beweises; dieß Geständniß wird selbst, in solcher Sache, als nichtig verworfen. Der von dem Gesetze verlangte Beweis soll aus der Erklärung unpartheiischer und vorwurfsfreier Zeugen sich ergeben, die nur das mittheilen, was sie gesehen haben.

Der Anwald des Königs selbst hat die Nothwendigkeit eingesehen, die Zeugen verhören zu lassen.

Doch wer sind diese Zeugen (3)! Bedienten der Königin, welche sich unter einander über die Mittel berathen haben, die Aufführung ihrer Gebieterin verdächtig zu machen.

Welcher Herr wird wohl unschuldig befunden werden, wenn man seine Bedienten dazu beruft, ihm Verbrechen anzudichten? Das Gesetz verbietet, der Mittheilung eines Bedienten gegen seinen Herrn Gehör zu geben.

Ueberdies verlangt die Königin, sagt ihr Anwald, daß diese Zeugen nochmals, und zwar in ihrer Gegenwart, verhört werden.

Und was haben diese Zeugen erklärt? Nichts als allgemeine Gerüchte, ungegründete Vorurtheile, welche ihre Argwöhnungen erst veranlaßt haben.

Alle diese zu Zeugen berufenen Frauen hielten sich Tag und Nacht in der Nähe des Gemaches der Königin auf; sie wohnten so nahe daran, daß ein leichtes Geräusch sie veranlaßt haben würde, sich schnell zu ihrer Gebieterin zu begeben.

Sie haben indeß, sagen sie, nichts gesehen, nichts gehört, was verdächtig wäre, bevor ein öffentliches Gericht, dessen Ursache nicht bekannt ist, ihren Argwohn erweckt habe. Dieser Lärm scheint ihnen das Signal gegeben zu haben; erst seit der Zeit halten sie unter einander Rath, bereden sich über die Mittel, die Königin strafbar zu finden, und legen sich auf die Lauer.

Eine Frau will in dem, zum Schlafzimmer der Königin führenden Vorsaal Mannstritte an dem Staube bemerkt haben.

Eine andere führt an, daß sie Spuren von Wachs auf der leichten Unterlage des dahin gelegten Schlüssels bemerkt habe, mit welcher Masse sie das Schloß am Eingange des Zimmers bestrichen hatte. Eine dritte, daß die in die Thürfuge heimlich eingesteckten Papierstückchen herabgefallen seyn; was bewiese, daß diese Thüre die Nacht über offen gewesen.

Die Neugierde dieser Weiber respektirt nichts; Bette und Wäsche der Königin werden Gegenstände ihrer Untersuchung; da sollen sie Spuren des Verbrechens auffinden; die gleichgültigsten Reden der Königin sollen, wenn man diesen Frauen glaubt, eine geheime Leidenschaft enthüllen.

Alle diese Merkmale sind flüchtige Spuren, die man nicht beweisen kann. Eine ungeregelte Einbildungskraft, eine boshafte Absicht können sie eingegeben haben: die zu deren Darstellung berufenen Zeugen sind unter sich selbst nicht einig. Eine Kammerfrau, die Dame Blickenberg, hat nichts gesehen, nichts gehört, was zu diesen Vermuthungen berechtigen könnte, und diese war gleichwohl in einer solchen Stellung, daß sie alles, so gut wie die andern, hätte sehen müssen.

Aber wenn man selbst die Existenz dieser Merkmale annähme, welche Aufschlüsse kann man daraus erhalten?

Diese Merkmale können von solchen Mannspersonen herrühren, welche im Dienste waren, und durch den Vorsaal gingen, ehe noch die Kammerfrauen der Königin aufgestanden waren. Durch verschiedene Zufälle können die Papierstreifchen aus der Thürfuge gefallen, oder einige Merkmale an der Masse, womit das Schloß bestrichen war, entstanden seyn.

Der König selbst konnte sich da befinden, wo man Struensee vermuthete; man weiß, daß dieser Fürst, ohne Wissen seiner Domestiken, des Nachts Besuche bei der Königin abstattete.

Man führt das Zeugniß des Fräuleins von Eyben an (4), welcher die Königin ihre Verbindungen mit Struensee vertraut hätte; doch die Königin leugnet dieß, und über diesen Punkt ist Fräulein von Eyben der einzige Zeuge.

Dasselbe sage ich von der vertraulichen Mittheilung, welche Brandt von Struensee erhalten zu haben erklärt, und die dieser leugnet; überdies ist Brandt in Verhaft und eines Haupt-Verbrechens angeklagt: seine Erklärung hat also den Karakter der Unabhängigkeit nicht, welchen das Gesetz verlangt.

Die Vermuthungen des ebenfalls im Kerker befindlichen Arztes Berger sind bloß das Echo des öffentlichen Gerüchts.

Welche Geschenke auch dem Struensee von der Königin gemacht wurden, welche Gegenstände sie ihm auch abgekauft habe, können diese eine Folgerung begründen (5)?

Man hat die Feindseligkeit gegen die Königin so weit getrieben, daß man behauptete, sie hätte zur Zeit, als die Matrosen auf Gripsholm losgingen, mit Struensee entfliehen wollen; eine ungereimte Behauptung, die sich auf kein Merkmal gründet.

Es besteht endlich kein legaler Beweis der gegen die Königin eingeleiteten Anklage (6). Das Gesetz will Zeugen, welche erklären sollen, was sie gesehen haben, und nicht was sie zu sehen geglaubt oder gewollt hätten (7).

Kopenhagen, 2. April 1772.

gezeichnet Uldal.

Noten zu vorstehender Denkschrift.

(1) Seite 84. Die Königin lebte in gutem Einverständnisse mit ihrem Gemahl, ehe die Verschwörung geschmiedet war, sie von einander zu trennen.

Ich habe gesehen, wie aufmerksam sie sich nach dem Geschmacke des Königs richtete; aus dieser Rücksicht kleidete sie sich, dem Könige zu gefallen, in Mannstracht, und begleitete ihn so zu Pferde; obgleich diese Verkleidung ihr widrig war und sie das Reiten nicht liebte. Sie hätte gern auf den König denselben Einfluß erlangt, den Stolck hatte.

Man glaubte, daß ihr dieß zum Theil wenigstens gelungen, und daß sie bemüht war, sich der Gewalt zu bemächtigen und auch die Mittel dazu kannte. Diese Meinung entschied den Guldberg und seinen Anhang, der Königin den Untergang zu bereiten; da man aber eine Schwester des Königs von England nicht eben so behandeln konnte, wie einen bloßen Minister, so beschloß man, eine Ehescheidung aussprechen zu lassen.

Da diese Maßregel einmal im Rathe derer beschlossen war, welche sich zu Herren des Staates gemacht hatten, so fühlt man wohl, daß die

Vertheidigung des Anwalds der Königin, so wie alle Aktenstücke in diesem Prozesse zu nichts weiter dienen sollten, als den Schein in den Augen des Nation zu retten.

(2) Seite 85. Der Anwald getraut sich nicht, sich klar auszudrükken; die unbekannten Ursachen waren nicht allgemein unbekannt; man hatte zu Struensee gesagt, daß er sich retten könnte, wenn er die Königin compromittirte, deren Aufführung nicht Gegenstand einer gerichtlichen Verurtheilung, nicht einmal eines criminalen Prozesses werden könnte: außer diesem Bewegungsgrund hat man noch mit der Tortur gedroht. Es wundert mich, daß der Anwald es gewagt hat, selbst so viel zu sagen.

(3) Seite 85. Diese Zeugen waren nicht nur, als Domestiken der in Auklage versetzten Person, nach dem Dänischen Gesetze, verwerflich; sondern ihre Aussagen trugen auch so sehr das Gepräge der Bosheit und des Betruges, daß man dieselben hätte verwerfen müssen. Uebrigens wurde keiner der Zeugen der Königin confrontirt, ihr nicht einmal einer vorgestellt.

Wie hat der Ritter Keith, der Minister Englands in Kopenhagen zugeben können, daß ein solcher Prozeß gegen die Schwester seines Königs eingeleitet wurde? Und er hat es sich sogar, wie man sagt, zum Verdienst angerechnet, die Königin vom Schaffot gerettet zu haben!

(4) Seite 86. Fräulein von Eyben war die Kammerdame der Königin, und soll oft mit ihr über die eheliche Treue gescherzt haben. Sie entzweiten sich, man weiß nicht bei welcher Gelegenheit; die Aussage dieses Fräuleins geschah zu Lübeck. Diese Dame war in dem Punkte der Galanterie nicht sehr musterhaft und machte durch ihre Verbindungen mit einem Schauspieler, Namens Latour, sehr von sich reden.

(5) Seite 87. Struensee war der Arzt der Königin und Sekretair derselben: er hatte das gute Einverständniß zwischen ihr und ihrem Gemahl wieder hergestellt, und genoß das ganze Vertrauen dieser Fürstin, welche ihm auch öffentlich und bei jeder Gelegenheit ihr Wohlwollen bezeigte.

Der König schickte ihn sehr oft zu ihr, seine Pflicht berief ihn auch dahin: es ist daher nicht befremdend, daß die häufigen Unterredungen dieser jungen Königin mit einem Manne von solcher Tournüre, wie Struensee's, Anlaß zu boshaften Muthmaßungen gegeben haben.

Struensee redete sich ein, besonders in den letzten Zeiten, daß die Meinung von der Gunst, in welcher er bei der Königin stand, seine Sauve-Garde seyn werde; und auf diese Sicherheit bauend, bemühte er sich bei Tische in ihrer Nähe zu sitzen, im Theater hinter ihrem Stuhle zu bleiben, ihr auf der Promenade zu folgen, und sich stets mit ihr zu unterhalten.

Diese seine Ueberzeugung hat vielleicht die angewandten Mittel unterstützt, das Geständniß, welches er im Gefängnisse ablegte, von ihm zu erhalten.

Der Rath Schack präsidirte die Kommission, welche beauftragt wurde, die auf dem Schlosse Kronenburg gefangen gehaltene Königin auszufragen.

Diese Fürstin empfing ihn mit Stolz und bezeigte ihm ihren großen Unwillen, als er mit ihr von ihren Verbindungen mit Struensee sprach.

Sodann las ihr Schack Struensee's Erklärung vor, indem er

dabei bemerkte, daß dieser Angeklagte eine sehr harte Strafe zu erleiden haben würde, wofern seine Erklärung falsch wäre.

Die Königin prüfte solche einen Augenblick, und nachdem sie über diesen unerwarteten Fall nachdachte, sagte sie zu Schack: „Glauben Sie, daß ich das Leben dieses unglücklichen Mannes retten könnte, wenn ich diese Erklärung bestätigte?"

Schack antwortete durch eine tiefe Verbeugung.

Darauf ergriff die Königin die Feder, schrieb die erste Sylbe ihres Namens und wurde ohnmächtig. Schack vollendete ihre Unterschrift. Das ist alles, was ich über diese Sache habe in Erfahrung bringen können.

Nie hat mir Struensee über diesen Gegenstand eine vertrauliche Mittheilung gemacht. Es gab im Ganzen nichts als Argwohn und Vermuthungen. Grimm sagt in seinen Memoiren, daß Reverdil über diese Angelegenheit Licht verbreiten könnte. Grimm irrte sich jedoch. Ich lebte mit Reverdil in sehr freundschaftlichen Verhältnissen; er wußte aber nichts mehr von der Sache als ich und das Publikum; denn die Feinde Struensee's und der Königin Karoline Mathilde machten zu der Zeit alles bekannt, was sie wissen konnten, oder vielmehr, was ihre Bosheit erfinden konnte.

Das Geständniß der Königin wurde von ihren Feinden als ein großer Schlag betrachtet, den ihre Parthei ausgeführt hatte; Schack wurde zum Mitglied des geheimen Raths ernannt, und erhielt andere einträgliche Stellen und Titel.

Als die Scheidung ausgesprochen war, zog sich die Königin Karoline nach Hannover zurück, und nahm ihren Aufenthalt in Zelle, woselbst sie sehr eingezogen lebte, und den größten Theil ihres Einkommens zu wohlthätigen Handlungen verwendete. Der Tod beschloß 3 Jahre nach dieser Katastrophe, im Jahr 1775 ihr schmerzenvolles Daseyn. Ein Denkmal, durch den Bildhauer Oeser verfertigt, wurde ihr in den Gärten zu Zelle errichtet.

(6) Seite 87. Im Jahre 1780 hatte ich in Hannover Gelegenheit, den Herrn Roques, Pastor der französischen Kirche zu Zelle, kennen zu lernen. Ich sprach einst mit ihm über die Königin Karoline Mathilde.

„Fast jeden Tag, sagte er, wurde ich zu dieser Fürstin berufen, um mit ihr zu lesen, oder mich mit derselben zu unterreden, meistens aber um ihr Aufschlüsse in Betreff der Armen meines Kirchspiels zu geben; am fleißigsten besuchte ich sie die letzten Tage ihres Lebens, und war um sie kurz vorher, als sie den letzten Seufzer ausstieß. Obgleich sehr schwach, hatte sie doch Geistesgegenwart behalten. Nachdem ich die Sterbegebete aufgesetzt hatte, sagte sie zu mir mit einer Stimme, die sich wieder zu beleben schien: „Herr Roques, ich werde bald vor Gott erscheinen; ich betheuere, daß ich der mir zur Last gelegten Verbrechen unschuldig bin, und meinem Gemahl niemals untreu gewesen war." Herr Roques fügte hinzu, daß die Königin außerdem niemals, auch nur auf eine mittelbare Weise, mit ihm über die gegen sie gerichteten Anklagen gesprochen habe."

Was mir Herr Roques mitgetheilt, schrieb ich noch denselben Tag (den 7. März 1780), als von einem Manne kommend, der wegen seines rechtlichen Karakters ausgezeichnet war, nieder.

(7) Seite 87. Mögen die verwittwete Königin Julia Maria und

ihr Sohn Prinz Friedrich immerhin aufgebracht gewesen seyn, daß sie an einem Hofe, woselbst Struensee herrschte, ohne Ansehen waren! Mögen sie ihn und seinen Anhang immerhin haben verdrängen wollen! ich würde ihnen hieraus keinen Vorwurf machen.

Möge die Königin Julia, die ohne alle Erfahrung in den Geschäften, so wie der kaum dem Kindesalter entwachsene Prinz Friedrich, mögen diese beiden immerhin die äußersten Schritte nicht wahrgenommen haben, zu welchen die Guldbergsche Faktion sie gewaltsam hinriß; ich begreife es wohl, und will nicht glauben, daß man ihnen irgend eine Handlung bei dieser Revolution zuschreiben sollte, ich habe selbst bemerkt, daß wenn die Kinder Karoline Mathilden's nicht in Folge des gegen letztere ausgesprochenen Strafurtheils, ihrer Rechte beraubt wurden, sie solches der Großmuth des Prinzen Friedrich und seiner Mutter zu verdanken haben.

Eben so wenig könnte ich den Guldberg verdammen, weil er dem Struensee die Gewalt hat entreißen wollen, welche dieser selbst wieder andern entrissen hat. Vielleicht hatte Guldberg mehr Fähigkeit und Rechte als jener, solche auszuüben.

Aber durch welche Mittel ist man zu dem sich vorgesetzten Ziel gelangt!

Daß man Struensee darum opferte, um sich seiner Succession zu bemächtigen, hieß das nicht Letztere sehr theuer erkaufen? Und vorzüglich dadurch, daß man auf die Strafe Struensee's noch die des unglücklichen Brandts folgen ließ, daß man so viele Personen mit dem Verlust ihrer Güter, ihres Standes und ihrer Freiheit niederschlug, welche an dem Ehrgeiz dieser beiden Männer nicht schuld waren!

Und um diesen Proskriptionen einen rechtlichen Anschein zu geben, nimmt man keinen Anstand, alles, was in den menschlichen Gesetzen am heiligsten ist, zu mißbrauchen! Man verwebt boshafte Ränke in gerichtliche Prozeduren, und verläumderische Libelle in authentische Akten und Urtheilssprüche; man reißt den Schleier weg und stellt das verborgene Innere der Wohnung des Monarchen den Blicken des Publikums bloß! Man fürchtet sich nicht die glückliche Vereinigung des Königs mit seiner Gemahlin zu zerstören; die Rechte der aus dieser Union entsprungenen Kinder in Zweifel zu stellen, und so die künftige Ruhe des Staates zu gefährden; und endlich auf eine junge Königin die Schande eines tödtlichen Brandmahls zurückwirken zu lassen, und sie zu verdammen, in langsamer Todesangst dahin zu schwinden!

Ist denn für einen solchen Preis die Stelle eines Prinzipal-Ministers des Königs von Dänemark noch so wichtig und wünschenswerth?

Auszug aus dem gegen den Herrn von Falckenskiold im Jahre 1772 eingeleiteten gerichtlichen Verfahren, und Darstellung der bis im Jahre 1788 daraus entstandenen Folgen.

Vorwort.

Ich betheure, daß die Wahrheit allein meine Feder führen wird. Die Register der gerichtlichen Kommission werden meine Erzählung bestätigen. Ich habe mich bestrebt, indem ich sie entwarf, aus meinem Herzen die geringste Anregung zum Haß zu verbannen, und die Leiden, welche ich erduldet, als Schickungen zu betrachten, welche mit dem menschlichen Leben unzertrennlich sind.

(Angefangen zu Munckholm, bei Drontheim, den 4. Januar 1776.)

Den 17. Januar 1772, des Morgens gegen 5 Uhr, trat der Oberst Eichstedt, begleitet vom Obersten Arnstorff und einem Dragoner-Lieutnant in mein Zimmer, welches ich nie verriegelte; sie weckten mich auf, und Eichstedt sagte mir, es thue ihm sehr leid, daß er vom Könige beauftragt sei, mich zu verhaften. Er las mit lauter Stimme die angebliche Ordre, welche ihn zum Kommandanten von Kopenhagen ernannte und ihm einschärfte, den General Gude, den Oberst-Lieutnant Hasselberg und mich zu verhaften.

Ich untersuchte dieses Aktenstück, welches die Unterschrift des Königs und die Gegenzeichnung des Prinzen Friedrich hatte; allein es schien mir, daß alles, selbst die Unterschriften, von der Hand desselben Eichstedt sei, und ich fand in der Folge meine Vermuthung bestätigt. Doch war dieser Umstand im Grunde sehr gleichgültig. Würde der König damals nicht alles, was man gewollt hätte, unterschrieben haben?

Eichstedt bezeigte mir seine Besorgniß wegen der Dispositionen meines Regiments; ich beruhigte ihn. Sodann ließ ich den Arnstorff das vor ihrer Ankunft in Händen gehabte Buch sehen, dieß war le Socrate rustique. Ich glaubte er würde begreifen, daß ein Mann, der sich mit ländlichen Bildern und mit Reflexionen über Land-Oekonomie beschäftigt, nicht im mindesten dazu tauge, an Intriguen Theil zu nehmen, um den Ehrgeiz eines Hofmanns zu befriedigen; aber weder er noch Eichstedt verwendeten einige Aufmerksamkeit auf mein Buch. Sie zogen sich zurück, nachdem sie zuvor einen Lieutnant und einen Sergeant in meinem Zimmer zurückgelassen hatten, mich im Auge zu behalten.

Ich ließ den Major meines Regiments rufen und stellte ihm die Fahnen zu, indem ich ihm zugleich Instruktionen zur Erhaltung der Ordnung der Truppen ertheilte.

Den 21. um 11 Uhr Abends traten ein Major und acht oder zehen Offiziere ungestüm in mein Zimmer, als wollten sie einem feindlichen Posten eine Batterie wegnehmen, zwei Unteroffiziere befanden sich, die Hellebarde in der Hand, so nahe an meinem Bette, daß ich sie entfernen lassen mußte, um heraussteigen und mich ankleiden zu können. Alsdann zog man mich nach einem Fiakre, worin drei Offiziere mit mir Platz nahmen; zwei Unteroffiziere stiegen hinten auf den Wagen; der Major ritt voran mit dem Degen in der Hand, und von einigen Ordonnanzen gefolgt. In diesem Aufzug wurde ich nach einem Marine-Gefängniß gebracht, welches für die garstigsten Unholde bestimmt war. Man stieg da hinauf mittelst einer schmalen Leiter, und das Innere des Gefängnisses hatte nicht mehr als zehn Quadrat-Fuß Raum. Daselbst wurde ich von einem Offizier bewacht. Der Fußboden diente mir zum Bette; zehn Mann stellten sich an den Eingang; ein Posten von vierzig Mann, von einem Kapitain kommandirt, bewachte den Fuß der Leiter. Von Geräthschaften entblößt, war ich genöthigt mich meiner Finger zu bedienen, um meine Nahrungsmittel zu zerstückeln und zu Munde zu bringen. Anfangs hatte man mir Zahnpulver, um meine Zähne zu reinigen, und Thee gelassen, man nahm

mir aber nachher diese Gegenstände weg, welche, wie man sagte, vergiftet seyn könnten.

Nach Verlauf von acht oder zehen Tagen kamen drei Marine-Offiziere an der Spitze von 24 Soldaten, mich festzunehmen, und brachten mich in ein anderes Gefängniß im zweiten Stock der Haupt-Marine-Wache.

Dieß war ein großer, nicht zu erheizender Saal; seine Lage gegen Nord-Osten machte ihn so kalt, daß der Offizier und der Unteroffizier, welche mich da bewachten, so wie die in dem Vorsaal postirten zehn Mann sich unaufhörlich bewegten, um die Strenge dieser Temperatur ertragen zu können, obschon sie von Stunde zu Stunde abgelöst wurden.

Inzwischen hatte man, als hätten diese 12 Mann nicht hingereicht mich zu bewachen, die Thüre meines Gefängnisses mit einem starken, eisernen Riegel versehen, nebst einem ungemein großen Schlosse, dessen Schlüssel dem Kapitain des sich im untern Stocke mit 60 Mann befindlichen Postens anvertraut wurde. Man öffnete dieses Schloß unter großem Geräusch alle Stunden, und während 9 Wochen, die ich an diesem Orte zugebracht, habe ich nicht eine Stunde hinter einander schlafen können.

Man versagte mir Bücher, eine Art Trost, wonach ich mich sehr sehnte. Man gab mir gar keinen Wein, dieß war eine kleine Entbehrung für einen Wassertrinker; man verweigerte mir das zum Waschen nöthige Wasser und weiße Wäsche. Ich durfte mich nur dann rasiren lassen, wenn ich mich so halten ließ, daß es mir unmöglich wurde, mich zu ermorden. Man erlaubte mir nicht eher meine Wäsche zu wechseln, als bis ich vor eine Untersuchungs-Kommission berufen wurde.

Man wußte sicherlich schon 3 Wochen nach meiner Verhaftnehmung, welchen Antheil ich an Struensee's Verbrechen genommen haben könnte: aber in welchem Lande legt man dem festgehaltenen Unglücklichen Rechenschaft ab über die langen Zwischenzeiten, welche man ihn warten läßt, bis eine Obrigkeit würdig hält ihn zu fragen, ob er unschuldig oder strafbar sei? Erst nach neun Wochen meiner Haft kündigte mir ein wach-

habender Kapitain an, daß ich so eben vor eine Kommission kommen werde.

Bei dieser Nachricht rief ich, ohne daran zu denken, das lateinische Wort, tandem (endlich) aus; der Kapitain, welcher noch weniger vom Latein verstand, als ich, durch diesen Ausruf überrascht, ruft seinerseits auch tandem! Die Offiziere in seinem Gefolge, die Soldaten der Wache, alles wiederholt das Wort tandem, und man leitete schon ein Verhör über dieses Wort ein, welches etwas Geheimnißvolles zu enthalten schien.

Man führte mich vor die Untersuchungs-Kommission, welche auf der Zitadelle versammelt war, und deren Präsident, Namens Soewel, mich unter vielen Beleidigungen empfing; hierauf wurde ich über eine Reihe von Beschuldigungen befragt, von denen ich die beträchtlichsten in derselben Reihefolge, nebst den Bemerkungen, welche jede davon mir eingab, anführen werde. Man beschuldigte mich:

1. Daß ich auf dem Wall Musik hätte machen lassen und zwar in dem Augenblick, als der Prinz Friedrich, Bruder des Königs, vorüberging, und daß ich dem Offizier, welcher mich fragte, ob er die Musik einstellen müßte, antwortete: nein, selbst wenn der liebe Gott käme, nicht!

Diese Anklage war, wie man mir sagte, von den Offizieren meines Regiments unterzeichnet, aber man verweigerte, sie mir zu zeigen.

Es handelte sich von einer Thatsache, welche ein Jahr vorher, nämlich im April oder März 1771, statt gefunden hat.

Die profane Musik war unter Christian VI., selbst bei Partikuliers, untersagt. Unter der Regierung Christian VII. wurde im Gegentheil befohlen, an den öffentlichen Plätzen Musik zu machen, um das Volk zu belustigen. Ohne Zweifel hatte man vergessen, daß ein hungriger Magen keineswegs für die Süßigkeit der Melodie empfänglich ist: diese Musik erbitterte das Volk. Wie dem auch sei, die Ordre lautete bestimmt und ich konnte nichts daran ändern; es mußte auf den öffentlichen

Plätzen Musik gemacht werden, vorzüglich so oft der König da erschien. Was würde man nicht gesagt haben, wenn ich sie zur Zeit, als der Prinz Friedrich erschien, eingestellt hätte? würde man mir nicht mit Recht vorgeworfen haben, daß ich dem Befehl entgegen gehandelt, um diesen Prinzen zu beleidigen?

Sollte ich auf die Frage, ob man die Musik schweigen lassen müsse, die Antwort gegeben haben: nein, selbst wenn der liebe Gott käme, nicht? ich erinnere mich deren nicht; indessen bemerkte ich der Kommission, daß in Frankreich, wo ich lange gedient habe, ein Offizier selten die Wache ablöst, ohne von der Schildwache den Ausruf zu hören: zu den Waffen, der liebe Gott kommt! Diese Art Appel findet statt, so wie die Schildwache den Priester, mit dem Sakrament versehen, ankommen sieht, und daher hat man sich gewöhnt, wenn man eine Verweigerung bekräftigen will, zu sagen: nein, ich werde das nicht thun, selbst wenn der liebe Gott käme. Dieß ist ohne Zweifel ein wenig anständiger Ausdruck, der aber, wie andere ähnliche gebräuchlich geworden ist, und niemand hält dergleichen für verbrecherisch.

2. Ich soll im Kriegskollegium die Meinung geäußert haben, daß man aus der Kopenhagener Besatzung das Regiment fortschicken müsse, welches den Namen „Prinz Friedrich" führte.

Prinz Friedrich war gar nicht Chef des Regiments, welches seinen Namen führte; der Oberst dieses Korps kommandirte zu Nyburg. Die Besatzung dieses Platzes betrug höchstens 100 Mann und schien viel zu schwach; ich schlug daher vor, das Regiment Prinz Friedrich dahin zu schicken, um es unter die Augen seines Obersten zu stellen. Dieses Regiment war so wenig als jedes andere an den Dienst der Hauptstadt gebunden. Man berief es seinerseits nach dem 15 Meilen von der Hauptstadt entfernten Platze Helsingör, um daraus die Besatzung desselben zu bilden. Das Regiment, welches den Namen der Königin trug, befand sich zur Zeit 50 Meilen weit von der Hauptstadt ihrer Majestät.

3. **Ich soll den Offizieren meines Regiments verboten haben, dem Prinzen Friedrich den Hof zu machen.**

Diese Anklage war eine verläumderische Erfindung, um mich bei dem Prinzen verhaßt zu machen, der damals alle Gewalt in Dänemark hatte.

Ich begnügte mich nicht, diese Beschuldigung zurückzuweisen, sondern verlangte auch, daß Ankläger und Zeugen mir gegenüber gestellt werden sollten, und daß man Beweise und Merkmale darbringe; da man sich aber weigerte, mir darin Recht zu verschaffen, so schilderte ich, was ich für den Dienst dieses Prinzen geleistet.

Wie? man beschuldigt mich, daß ich es an den, diesem Prinzen schuldigen Rücksichten hätte fehlen lassen! Der ich nichts vernachlässigte, um ihn wieder dem Könige näher zu bringen und ihm bei Hofe eine befriedigende Aufnahme zu verschaffen; der ich nie aufhörte, Struensee anzugehen, daß er den Zwistigkeiten, welche die königliche Familie entzweite, ein Ende mache; ich, dem dieser Minister gewiß ein wahres und gerechtes Zeugniß über diesen Punkt gegeben hat.

Man erwiederte auf diese Anführungen, deren Wahrheit man kannte, nichts, sondern ließ es bei der Anklage.

Auf dieselbe Weise klagte man früher den Grafen von Griffenfeld an, daß er gesagt hätte: ich warte mit Ungeduld, daß der König sterbe, damit ich Regent werde. Er leugnete förmlich, dieß gesagt zu haben, und verlangte Beweise; diese brachte man nicht bei; und eben diese Anklage diente zum Bewegungsgrund der Sentenz, die ihn zur Todesstrafe verurtheilte.

4. **Das ich zur Reform der Garden gerathen hätte.**

Man führte zur Unterstützung dieser Beschuldigung eine Sache an, welche mich völlig rechtfertigte.

Dieses war eine Denkschrift in Betreff der Garden, worin ich sagte, daß man die Fußgarden und die zu Pferde beibehalten müsse; ich schlug aber vor, daß die Offiziere, welche von nun an in diesen Korps Dienste nehmen, weder mehr Vorrechte

noch Titel als die Andern in der Armee haben sollten; auch verlangte ich, daß die Offizier-Stellen bei den Garden für den Adel des Landes vorbehalten werden mögen.

In der Folge beschloß man die Garden zu Pferde abzuschaffen; ich forderte, daß die dabei angestellten Offiziere entschädigt würden; und da ich bald darauf nach Petersburg abreisen sollte, so veranlaßte mich Struensee, daß ich diese Reklamation meiner Denkschrift, die ich überreichte, hinzufügen mögte, was auch geschah.

Die Reform der Garden zu Pferde fand während meiner Abwesenheit statt.

Diese Schrift sprach so sehr zu meinen Gunsten, daß es nicht möglich war, übelwollende Deutungen hineinzubringen; es scheint sogar, daß man sich die Mühe nicht gab, sie vorher zu lesen, als man sie gegen mich vorbrachte.

Soevel, um sich aus der Verlegenheit zu ziehen, überließ sich Ausfällen gegen mich; er betheuerte, daß die Beschuldigung gegründet wäre und daß ich Dinge in diese Schrift hineingefügt hätte, welche sie gar nicht enthielt.

5. Ich soll gegen die Empörung der Fußgarden gesprochen haben, was bewiese, daß ich zu deren Abschaffung gerathen habe.

Soevel sprach diese Beschuldigung mit lauter Stimme aus, und sie wurde nicht aufgeschrieben.

Man beschuldigte mich weiter:

6. Daß ich den 22. Dezember zum General Goehler gekommen, um ihn zur Reform der Fußgarden anzutreiben; daß ich laut auf der Ausführung dieser Reform, der Ordre des Königs gemäß, bestanden habe.

Es ist wahr, daß mir Struensee diesen Tag bei einer mit ihm gehabten Unterredung sagte, die Ordre zur Reform der Fußgarden sei bereits dem Kriegs-Kollegium zugeschickt, was mir aber nicht bekannt gewesen, da ich das Portefeuille noch nicht erhalten hatte.

Ich fürchtete die Folgen dieser Aenderung, und die Art,

womit ich ihm dieß zu erkennen gab, brachte ihn um so mehr auf, da ich hinzufügte: es sei leichter solche Befehle zu geben, als sie in Ausführung zu bringen. Doch räumte der Minister mir ein, daß Vorsichts-Maßregeln nöthig wären, um den Wirkungen vorzubeugen, welche aus einer solchen Veränderung entstehen könnten, und beauftragte mich, darüber mit dem General Goehler zu sprechen. Ich fand diesen General, als er eben ins Theater gehen wollte. Von Natur kalt und langsam, schien er mir nicht geneigt, wirksame und schleunige Maßregeln zu treffen; es ist daher möglich, daß ich in der Ueberzeugung, die Gefahr sei nahe, mit ihm lebhaft gesprochen habe.

Das ist alles, was in dieser Beschuldigung wahr, das übrige ist reine Erdichtung.

7. **Daß ich den 24. Dezember 1771, den Tag, wo die Garden revoltirten, mich nach Friedrichsberg begeben, woselbst der Hof war; daß ich mich verkleidete, um dahin zu gehen, und sodann Struensee zu scharfen Maßregeln gerathen habe.**

Den 24. Dezember des Morgens ging ich aufs Kriegs-Kollegium, blieb daselbst bis Mittag, ging sodann weg, um gleich darauf in einen Wagen zu steigen, der mich geradezu nach Friedrichsberg brachte. Ich habe mich also nicht verkleidet, um dahin zu gehen. Man hat keineswegs strenge Befehle erlassen, um die Empörung der Garden zu unterdrücken. Welchen Beweis hat man, daß ich dergleichen Maßregeln angerathen hätte?

8. **Ich soll geäußert haben, Struensee habe mir den Befehl der Fußgarden angetragen, den ich aber abgelehnt.**

Struensee hat mir in der That das Kommando dieses Korps angeboten, und zwar kurz nach meiner Zurückkunft nach Kopenhagen, im Februar 1771; ich habe es aber unter der Bemerkung ausgeschlagen, daß ich niemand gern verdrängen mögte. Es ist ebenfalls wahr, daß man mir außer meinem Kommando des Regiments, dessen Chef ich war, noch das der Garden vorgeschlagen hat, ich habe dieß ebenfalls ausgeschlagen.

Soevel wollte zwar einräumen, daß ich in diesem Stücke

die Wahrheit sagte, allein er machte mir aus dieser Weigerung ein Verbrechen; „denn, sagte er, wenn Sie den Befehl dieses Korps übernommen hätten, so würde keine Aenderung damit vorgenommen worden seyn.“ Ich war demnach strafbar, daß ich denselben ausgeschlagen hatte; wie aber wenn ich ihn übernommen hätte? dann wäre ich doch gewiß noch strafbarer gewesen, hätte mich zum Werkzeug Struensee's gemacht!

9. Daß ich mich oft zu Struensee verfügt; daß ich immer zu sprechen aufgehört habe, so oft jemand hereintrat; daß ich schuld sei, daß viele Personen, welche ihn sehen wollten, nicht vorgelassen wurden, weil ich bei ihm war.

Was soll man auf solche Beschuldigungen antworten? Glaubt man nicht im Gil-Blas das Verhör zu lesen, welches die Spitzbuben mit dem Kaufmann Samuel Simon anstellen, den sie erschrecken wollen, um ihn zu bestehlen?

Im Verlauf dieser zahlreichen Verhöre, welche man über diesen Artikel mit mir anstellte, fragte man mich plötzlich, ob ich keine Denunziation wegen Sturz zu machen hätte.

Keine, erwiederte ich; ich war indeß nicht wenig über eine solche Frage erstaunt, welche durch nichts herbeigeführt schien.

Folgendes mogte sie veranlaßt haben:

Kurz nach meiner Verhaftnehmung sagte mir der Offizier, welcher mich bewachte, daß der Befehl zur Verhaftung Sturzens bereits ertheilt sei, daß dieser sich aber versteckt halte und man ihn daher nicht finden könne. Das Schicksal dieses Unglücklichen flößte mir Theilnahme ein; und als der wachhabende Offizier abgelöst war, fragte ich den ihn ersetzenden: hat man Sturz gefunden? Diese Frage, welche ich mit Lebhaftigkeit that, gab Veranlassung zu dem Gerüchte, daß ich Sturz denunzirt habe, und daß dieser auf meine Aussage festgenommen worden sei. So sehr ist es selbst für den Unschuldigsten wesentlich, den Mund verschlossen zu halten, wenn er sich in einer solchen Lage, wie ich, befindet!

10. **Daß ich auf Struensee's Verwendung befördert worden sei.**

Ich war General-Adjutant, und Kammerherr, als ich von Kopenhagen abreiste, um bei der Russischen Armee in Dienst zu treten; weder Struensee, der damals noch wenig accreditirt war, noch meine eigenen Verdienste verschafften mir diese Beförderung. Ich verdankte sie dem Günstlinge Stolck, welcher im Begriffe war, ein Fräulein von Laurwig, die Tochter eines Geschwister-Kindes meiner Mutter zu heirathen.

Ich war bereits in der Russischen Armee, durch einen wesentlichen Dienst, zum Range eines Obersten gelangt, als mich der König von Dänemark in seine Dienste zurückberief. Ich verlangte damals in der Dänischen Armee den Oberstenrang, von gleichem Datum an, und einiges Geld, um meine Schulden zu bezahlen. Man bewilligte mein Verlangen.

Ein Offizier muß einen höheren Grad erhalten, wenn er aus dem Dienste einer großen Macht in die einer untergeordneten tritt; hierin liegt nichts unbilliges. Dieser höhere Grad ist eine Ausgleichung der Vortheile, die er erlangt haben würde, wenn er in dem Dienste geblieben wäre, den er verlassen.

D r Gehalt, den ich in Dänemark erlangte, war also sehr mäßig; ich glaube nicht, daß ein einziger Offizier in der Dänischen Armee so genügsam gewesen sei als ich.

Gewiß war es ein grober Fehler, daß ich die Russische Armee, in welcher mir ein ausgezeichneter Posten während des Krieges die Hoffnung auf schnelle Beförderung gab, verlassen hatte, um nach Dänemark zu gehen und da zu einem Friedensdienst gebraucht zu werden. Auch würde ich sicherlich diesen Fehler nicht begangen haben, wenn man mir nicht versprochen hätte, mich bald wieder zur Russischen Armee begeben zu können.

11. **Daß ich die Einwohner von Kopenhagen bei dem Könige verdächtig gemacht, indem ich Struensee rieth, nicht auf dem, den 10. Octbr. 1771 den Zimmerleuten gegebenen Feste zu erscheinen.**

Ich habe bereits berichtet, was bei Gelegenheit dieses Festes zwischen Struensee und mir sich zugetragen hat.

Die Fragen, welche ich über diesen Gegenstand auszustehen hatte, veranlaßten mich über die harte Behandlung, der ich ausgesetzt war, obschon mein Verhalten frei von jedem Verbrechen sei und ich gewiß an keinem, welches Struensee begangen haben könnte, Theil genommen, mein Erstaunen zu bezeigen.

Ein Mitglied der Kommission antwortete mir: aber alle Welt sagt, daß Struensee Sie liebte.

Diese Freundschaft hat mir sicherlich sehr wenig Ansehen bei ihm verschafft: einige Züge werden hinreichen, dieses zu beweisen. Da ich einige Streitigkeiten mit einem Verwandten des Generals Goehler gehabt hatte, so lag mir viel daran, die Eindrücke, welche hieraus entstehen konnten, zu verwischen. Es fand sich eine erledigte Stelle, zu welcher derselbe geeignet und welche auch für ihn passend war. Ich bat Struensee, ihm diese zu verschaffen, und dem General Goehler zu sagen, daß ich darum für seinen Verwandten angehalten habe; ich erklärte ihm meine Bewegungsgründe zu diesem Schritte. Allein Struensee antwortete mir nicht, und ein anderer erhielt diese Stelle. Der Graf von Ahlefeldt, mein Freund, hatte, während ich bei der Russischen Armee war, sein Amt bei Hofe verloren. Eine Kommandanten-Stelle beim Jagdwesen ward erledigt; ich erbat sie mir für ihn, indem ich bemerkte, daß er seit seiner Kindheit in der Armee ehrenvoll gedient habe; man machte mir Hoffnungen; allein Lesner, Kapitain in meinem Regimente, folgte dem Struensee auf der Jagd, da er diese Terminologie kannte; er bat um die Stelle und erhielt sie. Das Publikum glaubte, Lesner habe sie auf meine Verwendung bekommen. So stand es mit meinem Kredit, aus welchem man mir ein Verbrechen machte.

12. Daß ich Struensee nicht arretiren wollte.

Es ist wahr, daß Brandt, wenige Tage nach dem den Zimmerleuten gegebenen Feste, mir den Vorschlag machte, des Nachts durch die Gärten in das Schlafzimmer des Königs zu gehen, diesen Fürsten aufzuheben, ihn nach Kopenhagen zu führen und

sodann Struensee zu verhaften. Was! rief ich, Sie würden Ihrem Freunde den Untergang bereiten, dem Manne, welchem Sie alles verdanken! — Er meinte, Struensee sollte nach Kronenburg gebracht werden, von da ginge er nach Schweden, wo man ihm so viel Geld geben würde, als er nur wünschen mögte. — Und die Königin? — Für diese würde ich schon sorgen; ich verstehe die Kunst, die Frauenzimmer angenehm zu unterhalten; ich werde ihre Vergnügungen schon anordnen, werde einen Ort der Freuden aus diesem Hofe machen, wo man jetzt ein ziemlich trauriges Leben führt. Was die Regierung betrifft, so könnte man damit nach Belieben schalten, ich mache keinen Anspruch, mich darein zu mischen.

Man merke sich nur, daß Brandt häßlich war, daß seine Gesichtsbildung etwas widriges hatte und seine Gesundheit wie sein Temperament verdorben waren, daß bei allem Geiste ihn seine Inkonsequenzen doch lächerlich machten: ferner, daß er sang, obschon er eine unangenehme Stimme hatte, und obgleich schlecht gewachsen, er dennoch mit Anmaßung tanzte. Man bemerke weiter, daß die Königin sich wohl in Achtung zu setzen wußte, und keineswegs geneigt war, sich dem Einflusse jedes neuen Ankömmlings hinzugeben.

Was sollte ich wohl auf Vorschläge, wie die des Brandt antworten? Ich verwarf sie als unbesonnen und unsinnig, und rieth ihm, künftig Entwürfe der Art für sich allein zu behalten.

Vielleicht wollte Brandt mich bloß erforschen, um mich in Struensee's Gesinnung herabzusetzen. Was mir diesen Argwohn eingeflößt, ist, daß Struensee, als Brandt kurze Zeit nachher Vorschläge gleicher Art an Osten machte, davon unterrichtet wurde.

Wie dem auch sei, so machte mir die Kommission Anfangs es zum Vorwurf, daß ich die Ausführung dieses nicht minder sträflichen als ungereimten Projekts nicht versucht hätte; aber in der Folge, als der Prinz Friedrich geneigt schien, den gegen mich angestellten Verfolgungen ein Ende zu machen, wurde ich als ein undankbarer Mensch geschildert, daß ich dem

Struensee die von Brandt gegen ihn gesponnenen Verschwörungen nicht mitgetheilt hatte.

Im Verfolg dieser Verhöre warf man mir vor, daß ich in Dänemark zum Obersten ernannt worden sei, obgleich ich erst 33 Jahr alt war. Mir selbst warf ich vor, daß ich wegen Dänemark den Vortheil einer militairischen Beförderung in Rußland aufgegeben hatte. Man tadelte mich auch deshalb, daß ich oft bei Hofe eingeladen war; und ich getraute mich nicht zu schildern, was für Langeweile ich auf allen diesen großen Festen ausgestanden, und wie oft ich mich da nach meiner geringen Mahlzeit, bei einem Buche, an der Ecke meiner Feuerstätte sehnte.

Soevel vergaß sich bei dieser Sitzung so sehr, daß er äußerte, es ärgere ihn, daß Struensee von den Matrosen nicht getödtet worden sei.

Soevel's Haß hatte ohne Zweifel Grund, denn er behielt nicht mehr als fünf Aemter, da ihm der Minister Eins weggenommen hatte! Er war Schreiber der Marine, Professor bei der Universität zu Kopenhagen, Richter beim Ober-Gerichte, Verwalter in einem Gemein-Gut und Justiz-Sekretair bei den Finanzen. Er strebte noch Beisitzer der Admiralität zu werden, und wurde es auch, nachdem Struensee's Prozeß beendigt war.

13. **Ich soll Struensee gerathen haben, die Armee-Verwaltung anders einzurichten.**

Diese Beschuldigung war das Ergebniß eines elenden Streits, den ich mit Bram, einem der Mitglieder der Untersuchungs-Kommission, gehabt hatte.

Der König ernannte mich im Jahre 1771 zum Deputirten des Kriegs-Departements; Bram hatte ebenfalls Sitz und Stimme in diesem Departement. Der General Goehler, welcher erster Deputirter desselben war, benachrichtigte den Struensee, daß es da zwischen Bram und mir Streit wegen des Unterzeichnens geben könnte, da unter dem Herrn von St. Germain beschlossen wurde, daß die Deputirten vom Militair vor denen vom Civilstande unterzeichnen sollen.

Wenn dieß Vorschrift ist, sagte der Minister, so soll sie auch befolgt werden, und unterrichtete mich, nicht nachzugeben.

Das erste Mal, als ich ins Departement kam, wies mir Goehler einen Platz unter Bram an; ich nahm ihn ein, ohne ein Wort zu sagen; als es aber zum Unterschreiben kam, wollte ich dieß vor Bram thun: hieraus entstand ein Streit; Goehler, entzückt darüber, daß er mich durch sein listiges Verfahren kompromittirt hatte, sprach sich gegen mich aus; ich stemmte mich dagegen; man verlangte die Entscheidung des Königs, diese war zweideutig.

Einige Zeit nachher wurde vorgeschlagen, Bram zu verabschieden. Es that mir sehr leid, daß ich mich unbesonnenerweise mit diesem Manne entzweit hatte; auch wußte ich, daß das Publikum ihn liebe, und unzufrieden sein würde, wenn man ihn entfernte. Ich äußerte, es wäre freilich unangemessen, daß Beamte aus dem Civilstande Männern des Krieges Befehle ertheilten; da indeß Bram die Verwaltungs-Oekonomie der Armee verstehe, so könne man sich schon über die festgesetzten Einrichtungen einigen, wenn man ihn bloß die Verordnungen, welche auf diese Oekonomie Bezug haben, unterzeichnen ließe.

Diese Ansicht wurde gut geheißen und auf Struensee's Verlangen schrieb ich sie auf ein Papier, welches er in sein Portefeuille that.

Dieß Papier diente meinen Richtern zum Vorwande, mich mit Schmähungen zu überhäufen.

Diese Masse von Fragen, vom Vorurtheil und Haß diktirt, hatte auf mich die Wirkung einer wirklichen Folter.

14. Daß ich den Herrn von Hesselberg als Oberst-Lieutnant in meinem Regimente angestellt.

Um diese Haupt-Beschuldigung zu beleuchten, muß ich bemerken, daß eine große Anzahl Soldaten eines Dänischen Regiments Erlaubniß hatte, bei den Bürgern und Bauern zu arbeiten; man hielt die Löhnung derer ein, welche diese Erlaubniß erhielten. Dieser einbehaltene Sold wurde zum Theil zur

Verbesserung des Gehaltes, der bei den Fahnen gebliebenen Soldaten verwendet.

Auf diese Weise waren in meinem Regimente von einem wirklichen Etat von 832 Soldaten nur 139 unter Waffen.

In außerordentlichen Fällen, wo die Garden vermehrt wurden, berief man die auf Arbeit gegangenen Soldaten wieder ein und bezahlte jedem Mann ungefähr den Betrag von 12 Sous. Diese Anordnungen machten das Rechnungsgeschäft verwickelt.

Als ich zum Obersten ernannt wurde, sagte man mir, die Kasse meines Regiments sei 25,000 Thaler stark. Ich war sehr verlegen, als ich ein solches Depot unter meine Verwahrung nehmen sollte; man konnte um diese Zeit über's Eis nach Schweden gehen; die Desertion war ansehnlich, und die Diebstähle wurden häufig.

Die Kasse wurde zu mir gebracht, und mir ein Formular zur Quittung überreicht, welche man mich zu unterschreiben ersuchte. Ich wollte mich zuvor von der Richtigkeit der Kasse überzeugen; man erwiederte mir, daß ein solches Mißtrauen unter Militairs übel angebracht sei. Doch ich blieb bei meinem Verlangen. Endlich öffnete man die Kasse; sie enthielt in allem 97 Thaler. — Wo ist denn das Uebrige? fragte ich.

Das Uebrige, erwiederte der Oberst-Lieutnant, befindet sich bei den Werbe-Offizieren; auch hat man zum Theil damit die Rechnungen für Kleidungsstücke und anderer Anschaffungen bezahlt; außerdem hat man noch ausstehende Schulden unter den Offizieren und Soldaten.

Ich machte die Berechnung der mir aufgegebenen Summen, die stimmte mir bei weitem noch nicht.

Die Soldaten, welche schuldeten, waren gestorben, andere desertirt, einige waren weniger schuldig als in der Rechnung aufgebracht stand; die Aufgabe der Vorschüsse für die Werbungen schien mir übertrieben, die für die Lieferungen war sehr verwirrt.

Ich fand, daß Grund vorhanden sei, Untersuchungen deshalb anzustellen. Doch das Kriegs-Departement hatte keinen Irrthum in diesen verschiedenen Rechnungen bemerkt. Man

machte also bekannt, daß sie alle in gehöriger Ordnung befunden und daß ich allein Verwirrung hineinbrächte, um Gelegenheit zu haben, zanken zu können.

Eine mit deren Untersuchung beauftragte Kommission ermangelte nicht, Alles in bester Ordnung zu finden.

Demungeachtet setzte ich meine Untersuchungen fort, und da die Veruntreuungen nur zu sehr am Tage lagen, als daß Illusionen sie hätten bemänteln können; so brachte man sofort 5000 Thaler wieder in die Kasse; allein diese Summe glich das Fehlende nicht aus. Als der Quartiermeister des Regiments kein Mittel sah, sich aus der Sache zu ziehen, desertirte er und seine Flucht vollendete die Entschleierung der Unterschleife.

Der General Goehler wollte, daß man die Offiziere, welche zu dieser Kassenverwaltung beigetragen, unter Anklage stelle; General von Rantzau war dafür, dieselben ohne gerichtliche Form zu verabschieden.

Ich bemerkte, daß dem Quartiermeister allein durch seine Flucht das Gehässige in dieser Sache zur Last falle; ich verwendete mich für die andern Offiziere, und meine diesfälligen Bemühungen waren von Erfolg. Da ich aber bald nach Petersburg abreisen sollte, so verlangte ich, daß der Oberst-Lieutnant des Regiments, ohne seinen Grad zu verlieren, bei einem andern Regimente angestellt und durch einen andern, Vertrauenverdienenden Offizier ersetzt werde.

Ich schlug dazu Herrn von Hesselberg vor, einen Ordnungs-liebenden Mann, von untadelhaftem Karakter, welcher den Krieg mitgemacht hatte. Dieser Vorschlag wurde genehmigt und Herr von Hesselberg ernannt.

Das war mein Benehmen, welches mir die Untersuchungs-Kommission jetzt zum Verbrechen machte. Wenn man ihnen glaubt, so war diese ganze Sache nichts als ein von mir in der Absicht ausgeführtes Manövre, Struensee einen ergebenen Anhänger dadurch zu verschaffen.

Gleichwohl stand Herr von Hesselberg nie mit Struensee in Verbindung.

Derselbe wurde den 17. Januar verhaftet und 4 Monate

im Gefängnisse gelassen; man entsetzte ihn seiner Stelle und schickte ihn unter die Miliz.

Das Regiment, dessen Chef ich war, erhielt der Oberst-Lieutnant, welcher an den Unterschleifen Theil genommen hatte. Man belohnte seine Mitschuldigen; der erste Major wurde Gouverneur der Kadetten, der zweite erhielt die Gouverneur-Stelle von Bornholm.

15. Ich wurde ferner beschuldigt:

Eine Gratifikation von 3000 Thalern erhalten und mir nicht einmal eine Audienz beim Könige erbeten zu haben, um ihm dafür zu danken.

Der König, sagte Soevel, habe erklärt, mir nur 1000 Thaler bewilligt zu haben.

Ich kann nicht glauben, daß der König diese Erklärung gegeben habe. Wie dem auch sei, so ist es wahr, daß ich bei meiner Berufung zur Russischen Armee einiges Geld verlangte, ich erhielt 1000 Thaler und quittirte hierüber in gehöriger Form. Meine Reisekosten und mein Unterhalt in Petersburg verzehrten diese Summe, und noch darüber.

Als ich von meiner letzten Reise nach Rußland zurückkam, erhielt ich 2000 Thaler, und es war gewiß nicht billig, daß ich eine diplomatische Sendung im Dienste des Königs auf meine Kosten machen sollte.

Die Quittung, welche ich an die königliche Kasse darüber gab, lautete, daß mir die Summe für die Reisen, welche ich auf Befehl des Königs unternommen, ausgezahlt worden sei. Die Kassirer und die andern Angestellten hatten von dieser Sache Kenntniß; diese wurde den, in solchen Fällen üblichen Kontrolen unterworfen; der König endlich hat diese Rechnungen, in welchen diese Summe mit einbegriffen war, gut geheißen. Ich hätte beim Könige keine Audienz, ihm dafür zu danken, verlangt? Es ist indeß nicht gebräuchlich, daß ein Däne ein solch Verlangen äußere; übrigens dankt man für Entschädigungen nicht.

16. Daß ich behauptete, meine, auf Befehl

des Königs gemachten Reisen, hätten 3000 Thaler gekostet.

Folgende Reisen habe ich gemacht:

Im Jahre 1770 reiste ich zur Russischen Armee an der Donau; ich kam nach Petersburg, woselbst ich zur Besorgung der Angelegenheiten seiner Majestät 6 Wochen zubrachte; dann begab ich mich über Berlin und Hamburg nach Kopenhagen.

1771 wurde ich von Kopenhagen nach Petersburg geschickt, und nach einem Aufenthalt von 6 Wochen kam ich wieder nach Kopenhagen.

Ich habe gewiß von den 3000 Thalern, welche mir für die, auf Befehl des Königs ausgeführten Reisen gezahlt wurden, nichts erübrigt.

17. Daß ich äußerte, mit Struensee keinen Briefwechsel unterhalten zu haben.

Nach der Kommission soll ich, als ich bei der Russischen Armee mich befand, Einmal an Struensee geschrieben und Struensee dieses erklärt haben. Ich erinnere mich durchaus nicht, daß ich ihm geschrieben hätte.

Dieselbe Kommission behauptet auch, daß Struensee mir einmal geschrieben; ich habe indeß seinen Brief nicht erhalten.

Diese Antworten dienten der Beschuldigung, daß ich nicht die Wahrheit sagte, zum Vorwande.

18. Daß ich mit dem Könige gesprochen, ohne meinen Stuhl zu verlassen.

Indem ich darüber nachdachte, was wohl zu dieser vorgeblichen Beschwerde Anlaß gegeben haben könnte, erinnerte ich mich folgender Umstände: Bei gewissen Gelegenheiten spielte man in den Assembleen am Hofe Karten; der König ging da gern von einem Tische zum andern, und befahl denen sitzen zu bleiben, welche aufstehen wollten, wenn er einige Augenblicke mit ihnen sprach. Der König hatte auch mir, wie so vielen andern, die Ehre erzeigt, sich auf diese Weise mit mir zu unterhalten. Dieß war mein Verbrechen.

19. Daß ich die Constitution der Dänischen Armee schlecht befunden und gesagt haben soll:

man muß alles von der Wurzel an abbrechen und ins Feuer werfen.

Ich hatte in der That eine Denkschrift überreicht, worin ich bewies, daß die Einrichtung der Dänischen Armee von Grund aus schlecht sei; daß man die alten Vorurtheile ausrotten und diese Armee nach neuen Grundsätzen, deren Nutzen ich aus einander setzte, umformen müsse.

20. Daß ich dieselben Grundsätze bei der Verwaltung hatte, wie Struensee.

Als Struensee befragt wurde, warum er mir einige Auszeichnung bezeigte, antwortete er: „darum, weil er mit mir über die Grundsätze einverstanden ist, die bei der Verwaltung befolgt werden müssen."

Hierauf allein beruhte diese Beschuldigung; denn Struensee hatte die vorzüglichsten Reformen bewerkstelligt, als ich nicht im Lande war; und was die andern Veränderungen anbelangt, so habe ich ihn immer davon abzubringen gesucht.

21. Daß ich dazu gerathen habe, die Kommandantur von Kopenhagen zu verändern.

Der Graf von Ahlefeld, General von der Kavallerie, war Kommandant von Kopenhagen und wurde, während ich in der Russischen Armee diente, abgesetzt. Oberst Sames wurde in der Folge, jedoch bloß provisorisch, zum Kommandanten dieser Stadt ernannt.

Struensee berathschlagte sich eines Tages mit mir wegen dessen Versetzung.

Aber warum will man Sames um seine Stelle bringen? fragte ich.

Weil es nicht zweckmäßig ist, antwortete er, daß eine Besatzung von 7 Regimentern Fußvolk, bloß von einem Obersten befehligt wird, während der König 50 Generale besoldet. Ferner, weil es endlich einmal Zeit ist, den provisorischen Zustand dieses Platzes aufhören zu lassen, und Sames sich in viele Sachen mischt, die ihn nichts angehen.

Wirklich ermüdete Sames den Minister mit Entwürfen in Betreff der Hauptstadt; um sie zu verschönern, wollte er

ganze Straßen einreißen, Kanäle ausfüllen lassen u. s. w. Er wollte mit dieser Stadt umgehen, wie der Marschall von Belle-Ile, unter dem er diente, es mit Metz machte.

Ich schlug dem Struensee zum Kommandanten von Kopenhagen den damaligen Gouverneur von Rendsburg, Prinzen von Bevern, vor. — Nein, sagte er, der ist von zu hohem Range; man muß dazu einen General-Major der Infanterie nehmen, welcher Linien-Truppen kommandirt hat.

In diesem Falle befanden sich bloß die Generale Snel und Gude; Ersterer wurde damals in Norwegen gebraucht, Letzterer, welcher sich in Kopenhagen befand, wurde vorgezogen.

Dieses ist, genau der Wahrheit gemäß, der Antheil, den ich bei dieser Sache genommen hatte.

Gleichwohl behauptete man, daß ich, da ich Anfangs nicht Kommandant von Kopenhagen werden konnte, einen untauglichen Mann dazu habe ernennen lassen, um dereinst diese Stelle erhalten zu können; ich sei, sagte man, von unbegrenztem Ehrgeize.

Allerdings hatte ich Ehrgeiz, doch nur in so fern als ich strebte, durch Erfolge des Krieges Ruhm und Beförderung zu erwerben.

Als ich nach Kopenhagen kam, hatte ich den Ehrgeiz, die Dänische Armee anders zu gestalten und ihre Organisation wo möglich eben so gut zu machen, als sie schlecht war.

Ich hatte das ehrenvolle Bestreben, eine ehrenvolle Aufgabe zu lösen.

Aber der Ehrgeiz, mir Rang, Titel und Aemter wucherischerweise zu erkaufen, kann man mich dessen, ohne eine Ungerechtigkeit zu begehen, anklagen?

Hätte ich ihn gehabt, würde ich dann wohl die Stelle eines Hof-Marschalls ausgeschlagen haben; hätte ich die, welche Brandt bekleidete, so wie den Befehl der Garden abgelehnt?

Das alles wurde mir angetragen.

Struensee bestimmte mich vorzüglich dazu, ihm schriftliche Abhandlungen über die Dänische Armee zu liefern. Man fand unter seinen Papieren einen Bericht von mir, worin ich ihm rieth, die Reform der Dänischen Armee einer Kommission an-

zuvertrauen. Habe ich diesen Bericht zu einer Zeit geschrieben, wo ich an den Angelegenheiten verzweifelte und mich daher von denselben losmachen wollte? Dieß ist wahrscheinlich. Doch meine Maßregel wurde nicht beachtet, und gleichwohl war diese Sache die einzige, welcher man Beifall zu zollen beliebte.

22. Endlich, daß ich mich nicht so betragen hätte, wie es einem Staats-Verbrecher gebührte.

Die Haupt-Anklagen, über welche ich befragt wurde, waren im Grunde nichts weiter, als dazu angestellt, um mich zu beleidigen und zu reizen: und ich sollte unempfindlich bleiben bei diesen Bedrückungen? Vielleicht hätte ich dem Marschall Münich nachahmen sollen, welcher in einer ähnlichen Lage die Richter ersuchte, daß sie selbst die Fragen und Antworten machen mögten!

Ich habe die Haupt-Artikel, welche in das Protokoll der Kommission eingetragen wurden, angeführt. Viele andere wurden gar nicht eingeschrieben, eben so wenig eine große Anzahl Fragen.

Gegen das Ende antwortete ich beinahe gar nicht mehr.

Das letzte Verbrechen, dessen Soevel mich zeihte, bestand darin, daß ich in dem Katalog eines Buchhändlers mit Kreide angemerkt, was für Bücher ich zu haben wünschte.

Ich bat um Gnade für den Unteroffizier, der mir die Kreide gereicht hatte, da ich in Erfahrung brachte, daß ein Offizier von der Marine bestraft und abgesetzt worden ist, weil er mir ein Buch geliehen hatte.

Da die Untersuchungs-Kommission aufgehört hatte, mich herumzuzerren, so vermuthete ich, daß mein Prozeß zu Ende ginge. Man hatte mir gesagt, daß ich in gehöriger Form gerichtet werden solle, und daß der Fiskal nur nach vorgeschriebenen Gesetzen gegen mich verfahren werde. Demnach hoffte ich von einem Anwald unterstützt zu werden, und alle Rechtsmittel zum Behufe meiner Vertheidigung in Anwendung brin-

gen zu können, so wie auch daß ein ordentliches Tribunal, nachdem es mich angehört, über mich aussprechen werde.

Ich verlangte die Abschrift der aufgenommenen Verhöre.

Man schlug mir diese unter dem Vorwande ab, daß es zu viel Kosten verursachen würde, sie abschreiben zu lassen.

Ich erhielt Papier und arbeitete an meiner Vertheidigung. Nachdem ich eine Seite geschrieben hatte, las ich sie nochmals durch, sie mißfiel mir und ich wollte sie ins Feuer werfen, man riß sie mir aber aus den Händen.

Ich seufzte über diese Bedrückung, als einer der wachhabenden Offiziere bemerkte, ich mache mir vergebliche Mühe, da ich gar nicht gerichtet werden würde.

Wie, rief ich, man versagt mir den Weg des Rechts? Nein, das ist nicht möglich!

Man hatte der mit der Untersuchung beauftragten Kommission irgend ein Billet von mir an Struensee vorgelesen, worin ich diesem rieth, die Entscheidung dem Gesetze zu überlassen. Guldberg, Mitglied der Kommission, sagte hierauf in einem feierlichen Tone: von jetzt an soll das Gesetz Niemandem versagt seyn.

Ich erinnerte mich dieses Zuges und wiederholte mehreremal: man wird es mir aber verweigern und ich werde nicht auf gesetzliche Weise gerichtet werden!

Ich hatte recht, der Schutz der Gesetze wurde mir in der That versagt.

Urtheil, Abführung nach Munckholm und Aufenthalt daselbst.

Den 12. Juni 1772 trat Soevel, von dem Marine-Kommandanten und mehrern Offizieren begleitet in mein Gefängniß, erklärte mir, daß der König mich zum Verluste aller meiner Aemter, so wie meines Russischen Militair-Ordens verurtheilt

habe, und daß ich nach einem Felsen abgeführt werden soll, um daselbst den übrigen Theil meines Lebens als Gefangener zu bleiben.

Diese Menge Leute, welche mit Soevel hereinkamen, hatte mich dermaßen betäubt, daß ich einen Theil dessen, was er sagte, gar nicht gehört hatte.

Ich ersuchte ihn, er mögte mir doch noch einmal sagen, wie lange ich gefangen gehalten werden soll?

Auf Lebenszeit! antwortete er mit einer höhnischen Miene, die mir noch gegenwärtig ist!

Die Kommission hatte ohne Zweifel Bericht erstattet. Ich verlangte, daß mir derselbe mitgetheilt werde, das wurde mir verweigert. Man machte mir zu einer Abschrift desselben Hoffnung, ich konnte sie aber nicht erhalten.

So wurde ich also jedes Rechts beraubt, dereinst meine Unschuld beweisen zu können.

Den 26. Juni brachte man mich an Bord eines Kaufmanns-Schiffes, welches die Admiralität gemiethet hatte, mich nach meinem Bestimmungsorte Munckholm transportiren zu lassen. Ein Unteroffizier und vier Grenadiere des Regiments Prinz Friedrich, von Eichstedt absichtlich ausersehen, wurden dazu bestimmt, mich auf dem Schiffe zu bewachen. Zwei Grenadiere mit blanken Degen sollten mich beaufsichtigen, und nicht zugeben, daß ich spreche.

Ich wußte, daß man dem Unteroffizier, welcher diese Wache befehligte, es versprochen hatte, er solle Lieutnant werden, wenn er mich zu einem Schritte veranlaßte, der ihm Veranlassung geben könnte, mich gefesselt in Munckholm abzuliefern. Allein der Schiffspatron hatte der Admiralität erklärt, daß er Herr auf seinem Schiffe bleiben wolle und nicht zugeben werde, daß irgend ein anderer da Befehle ertheile, und daß er die Wache rufen werde, wenn er derselben bedürfen sollte.

Dieser redliche Mann wußte sich in Respekt zu setzen und mich vor schlechter Behandlung zu schützen.

Das Schiff landete zu Christianssund, wo es einen Theil seiner Ladung abzuliefern hatte. Einer von den Douanen-Be-

amten kam an Bord und verlangte mich zu sprechen. Er wollte mich beleidigen, weil er im Jahre 1763 seine Lieutnants-Stelle verloren hatte; man bemerke, daß ich erst 1771 anfing, Theil an den Geschäften zu nehmen. Ich hörte seine Unterhaltung über diesen Gegenstand mit dem Schiffspatron an, dieser ersparte mir die mir zugedachte Beleidigung.

Das Schiff landete den 4. August zu Munckholm und ich trennte mich nicht ohne Leidwesen von diesem braven Patron, der mich so großmüthig beschützt hatte.

Die kleine Festung Munckholm liegt auf einem unfruchtbaren Felsen von 500 Fuß im Umfange, eine halbe Stunde von Drontheim, mitten im Meere, beinahe im 64 Grad nördlicher Breite. Den Winter ist sie fast ununterbrochen von Nebel bedeckt; die Kälte ist da nicht sehr streng, und der Schnee liegt hier selten acht Tage lang; allein es fängt schon mit dem September an zu frieren und schneit da noch bis im Juni.

Die einzigen Einwohner dieses Orts bestehen aus einer Abtheilung der Drontheimer Besatzung, dem Kommandanten des Forts, den Offizieren unter seinem Befehl und den Gefangenen, die man da bewacht.

Man logirte mich in ein niedriges Zimmer, das etwas über dem Erdgeschoß war. Der Fußboden und die Wände waren sehr feucht und der Schnee drang durch wie feine Regentropfen, so oft Thauwetter eintrat. Unter dem Fenster befand sich eine Zisterne mit stehendem Wasser; überdieß war dieser Aufenthaltsort von Wohnungen der Soldaten und Gefangenen eingeschlossen, deren Lärm mich betäubte. Ich war demnach nicht gut versetzt, doch war ich allein, hatte viele Bücher, genoß der Freiheit, nach meinem Belieben auf den Wällen herum zu gehen, und fand mich da bei weitem nicht so unglücklich, als in Kopenhagen; es ist alles relativ.

Man hatte mir gesagt, daß das Wasser hier ungesund sei und den Stein verursache; es schien röthlich und kalkartig. Ich fragte, ob ich kein anderes bekommen könne; man bot mir Branntwein, das vorzüglichste Getränk in diesem Orte, an, doch für mich war dies ärger als das schlechte Wasser.

Auch konnte ich kein gutes Brod bekommen; denn für die Gefangenen wurde altes Brod, welches zum Theil schon verdorben und das 12 Prozent weniger als anderes kostete, gekauft. Obgleich der Gouverneur sich die 8000 Thaler, welche mir gehörten, zugeeignet hatte, so wies er mir doch nur einen halben Thaler für meinen täglichen Unterhalt an.

Ein Bataillon des Regiments Delmenhorst lag in Drontheim als Garnison; ich hatte früher in demselben Regimente gedient und fand zu Munckholm Soldaten aus einer Compagnie, welche ich sonst befehligte. Sie gingen damit um, mich aufzuheben und zu desertiren; da sie mir aber ihren Entwurf nicht mittheilen konnten, so desertirten sie allein und gingen tiefer ins Land, um Schweden zu erreichen. Eine Abtheilung wurde zu ihrer Verfolgung ausgeschickt, ereilte und brachte sie zurück.

Die Soldaten waren im allgemeinen in großem Elend und in einem Zustande der Auflösung. Der Branntwein und die Häringe, wovon sie lebten, verbreiteten einen widrigen Geruch und ich hatte Mühe, mich vor ihrer Unreinlichkeit zu schützen.

Alles hing da von dem General von Osten ab, welcher Landvogt und Gouverneur von Drontheim war.

Es hieß, er sei ein großer Freund von Geschenken und nehme sogar keinen Anstand, deren zu fordern, ich konnte ihm aber keine anbieten. Der Mensch, welcher bei meiner Ankunft in Munckholm daselbst kommandirte, war früher Bedienter und Holzschneider eines Kaufmanns von Kopenhagen. Anfangs war er Kanonier, dann Unteroffizier bei der Miliz, in der Folge Spion, Kapitain einer Kompagnie Führer, Inspektor eines Hospitals und endlich Kommandant von Munckholm. Er war ungewöhnlich roh und grob, oft betrunken, nannte sich einen Atheisten und hielt sich für einen Ingenieur, Astronomen, Kriegskundigen, urtheilte über alles ab, ohne Einwendungen gelten zu lassen. Auch sprach er viel, ohne daß ich erfahren konnte, warum? gegen die Grafen von Bernstorff und von Saint-Germain.

Ein unbedeutender bigotter Schriftsteller, welcher eben hieher verwiesen wurde, weil er einfältig genug gewesen, an die

Preßfreiheit zu glauben, wurde dem Kommandanten wegen dessen Frömmigkeit verhaßt, und von ihm mit Prügeln gemißhandelt. Noch einen andern bei Hofe angestellt gewesenen Gefangenen behandelte er sehr schlecht, obschon ihm dieser Geschenke machte.

Die übrigen Offiziere waren der ausschweifendsten Trunkenheit ergeben.

Ich bemühte mich auf alle Weise, diesen Herren aus dem Wege zu gehen, und sprach nur dann mit ihnen, wenn ich es nicht vermeiden konnte. Ich glaube nicht, daß es mir schwer geworden wäre, aus dieser Festung zu entschlüpfen, und Guldberg hat mir vielleicht die Mittel dazu geben wollen, indem er mir Wardhous, unter dem Polarkreise, zum Aufenthalt vorschlagen ließ. Aber was würde ich in so weiter Entfernung wohl finden, dachte ich, vielleicht nur neue Verfolgungen!

Die, welche ich bereits erfahren, flößten mir eine Art Widerwillen vor der menschlichen Gesellschaft ein. Ich wollte mich durch die Waffen berühmt machen; das Lesen der Lebensbeschreibung berühmter Krieger hatte schon frühzeitig meine Einbildungskraft erhitzt. Ich strebte danach, einst ein Ebenbild Lowendahl's und Münichs zu werden. Meine Studien und Gedanken nahmen die Richtung gegen dieses Ziel. Wie ich dem Kindesalter entwachsen war, nahm ich Waffendienste und suchte Schlachten. Ich verfolgte diese Laufbahn mit Erfolg; man berief mich nach meinem Vaterlande, damit ich daselbst zur Verbesserung desselben mitwirke; ungern verließ ich eine Lebensart, die ich mir auserlesen hatte und die ich liebte. Ich komme an, weihe meine Kräfte und meinen Geist ganz diesem neuen Beruf und — Verfolgung, Gefängniß, Verbannung und Schmach sind mein Lohn dafür! Nie werde ich auch nur Einen Schritt thun, um zur Gesellschaft zurückzukehren! Von jeher war ich nicht für Vergnügungen eingenommen, obgleich ich keineswegs für die Genüsse, welche man mit diesem Namen bezeichnet, abgestumpft war; ich werde sie ohne Zweifel vergessen lernen. Die Gesellschaft hat mich aus ihrer Mitte verstoßen: man will mir hinfort keinen Theil an ihren Freuden, an ihren Ehren vergön-

nen; man hat mich auf diesen Felsen verbannt! Wohlan denn, vollenden wir unser Werk allein! Arbeiten wir daran, uns diesen Zustand erträglich zu machen und so wenig als möglich von andern abhängig zu seyn.

Tagtäglich befestigte ich diese Gedanken in mir; sie wurden der lieblichste und gewöhnliche Gegenstand meiner Grübeleien; und dieß entschied auch über meine übrige Lebenszeit.

Ich würde noch zufriedener seyn, hätte ich nur eine gesunde Wohnung, gutes Wasser, und wäre ich nicht genöthigt, mit den Leuten, welche mich umgeben, zu sprechen.

Mein Geschmack an Studium ist eine große Hülfs-Quelle für mich; ich lese sehr viel, die Feder in der Hand; auf den Rand der Bücher schreibe ich meine Erinnerungen, meine Reflexionen hin; ich entwerfe die Details der Feldzüge, die ich mitgemacht und entwickele die Beobachtungen, die ich früher über den Militair-Zustand Dänemarks angefangen, weiter.

Noch immer beschäftige ich mich gern, als bloßer Zuschauer, mit der Gesellschaft, obgleich ich keine Neigung in mir verspüre, in derselben wieder eine Rolle zu spielen. Auf meinen Spaziergängen überlasse ich mich gern wachend Träumereien. Die Festungswälle sind der gewöhnliche Schauplatz meiner Wanderungen.

Von da aus gewahre ich, wenn das Wetter heiter ist, die gebirgigen Küsten des Landes, die Felsen, Thäler, Wälder, die Wohnungen, welche einen mannigfaltigen Anblick gewähren, so wie die kleinen Inseln und Klippen, womit das Ufer besäet ist. Bisweilen bemerke ich in der Ferne ein Schiff, welches mir vielleicht Lebensmittel bringt; noch öfter bin ich einigermaßen zugegen, wenn die Fischer-Böte abgehen oder vielmehr ich sehe sie hereinkommen, Freuden- und Triumphgeschrei erhebend, mit der Beute beladen, die sie unter so vieler Beschwerde und mit so großer Kühnheit aus den gefahrvollen Meeren des Nordens geholt.

Oft gefalle ich mir auch, die Wuth der von den Stürmen aufgeregten Wogen zu betrachten, welche sich an den Felsen, wo ich ein Gefangener bin, brechen.

In den Monaten Juli und August bietet die Küste von Norwegen den Anblick einer herrlichen Vegetation dar; die Schifffahrt ist alsdann belebt; ganze Wolken von Vögeln scheinen die Felsen zu beleben, welche das Ufer begrenzen: der Himmel ist heiter und die Aussicht, die man von Munckholm aus genießt, ist bezaubernd. Besonders haben die Nächte einen eigenthümlichen Reiz, die Luft hat etwas Salbung- und Saftreiches, das meinen schwermüthigen Träumereien behagt; die Nächte um diese Zeit bilden eine Art Dämmerung, denn um Mitternacht kann man da noch die feinsten Schriftzüge lesen.

In der äußeren Treppe habe ich ein Plätzchen gefunden, welches mir ein angenehmes Asyl, selbst wenn der Winter schon angefangen, geworden ist. Da bin ich vor den Nordwinden geschützt; hier und in der Gesellschaft meiner Bücher, finde ich mich, in einen alten Bärenpelz gehüllt, weniger gefangen als irgendwo. Doch dringen die Blicke der Schildwache bis zu diesem Plätzchen, man kann aber da keinen Verdacht gegen mich schöpfen.

Seit Beginn meines Aufenthalts auf dieser Insel habe ich meine Zeit gehörig eingetheilt. Des Sommers stehe ich sehr früh auf, und im Winter um 8 Uhr. Die erste Tagesstunde widme ich religiösen Betrachtungen, dann beschäftige ich mich mit solchen Lektüren, die einige Geistesanstrengung erfordern; kurz vor Mittag mache ich einen kleinen Spaziergang. Nach Tische werden größere Promenaden gemacht. Die Abende beschließe ich gewöhnlich mit der Lektüre von Zeitschriften, Romanen und Theaterstücken. Die Tage, an welchen die öffentlichen Blätter ankommen, sind für mich wahre Festtage. Der Feldprediger der Festungs-Besatzung besucht mich zuweilen; der, welcher dieses Amt bei meiner Ankunft bekleidete, wurde nach Bergen versetzt. Seine Unterhaltung machte mir Vergnügen, die seines Nachfolgers gefällt mir nicht minder; ich habe gefunden, daß beide aufgeklärt, menschenfreundlich und geneigt waren, mir durch trostreiche Reden, so wie dadurch, daß sie mir Bücher verschafften, Erleichterung zu gewähren. Die Dänische Geistlichkeit ist im allgemeinen, gegen den übrigen Theil

der Nation gehalten, eben so ausgezeichnet wegen ihrer Tugenden als wegen ihrer Einsichten.

Bei schlechtem Wetter mache ich meine Spaziergänge in einem großen Zimmer des Festungsthurmes; dieses Zimmer hatte dem Grafen von Griffenfeld zur Wohnung gedient. Ich habe schon früher von dieser Person gesprochen, welche, der Sohn eines Weinhändlers, Namens Schuhmachers, es durch ihr Verdienst bis zum Range eines Groß=Kanzlers des Königreichs und zur Würde eines Grafen von Griffenfeld gebracht hatte. Er hatte den Staat mit Einsicht geleitet und würde, wenn seine Macht von längerer Dauer gewesen wäre, die Kriege abgewendet haben, welche Dänemark unter Christian V. zu Grunde richteten. Seine Feinde verdammten ihn zu derselben Strafe, welche der unglückliche Struensee erlitten; aber auf der Richtstätte selbst wurde seine Todesstrafe, welche zu schnell gewesen wäre, gleichsam als eine Gnade, in eine Verbannung auf diesen Felsen verwandelt; hier verlängerte er um 19 Jahre seine Leiden und starb am Stein. Das, dachte ich, ist das Loos, welches auch dich bedroht; ich werde aber ohne Zweifel nicht so lange zu warten brauchen, da ich schon die nämlichen Zufälle zu verspüren glaubte.

Im Oktober 1774 feierte man die Vermählung des Prinzen Friedrich; zu derselben Zeit traf eine Depesche für den Kommandanten von Munckholm ein. Man empfahl ihm darin mehr Strenge gegen die Gefangenen und vorzüglich gegen mich. Dieses Schreiben des Generals Hauch war ohne Zweifel nicht in der Absicht abgefaßt, es mich lesen zu lassen; dennoch wurde es mir vom Kommandanten mitgetheilt. Seine Behutsamkeit gegen mich war mir nicht entgangen, er wollte mich ohne Zweifel dieselbe fühlen lassen; was hatte er von mir zu hoffen?

Den 1. März 1775 wurde mir eine andere Wohnung in einem eben beendigten Hause angewiesen; man räumte mir darin zwei Zimmer ein; aber ich gewann bei diesem Wechsel nichts. Die andern Gebäude des Forts und besonders das, welches ich bewohnte, waren durch die Wälle geschützt, die neue Wohnung hingegen, welche sich in dem Winkel eines hervor=

ragenden Felsens befand, wurde von den Nord-, Ost- und West-winden bestrichen. Die Balken, welche deren Seiten bildeten, waren eben so wenig gehörig zusammengefügt als die des Fuß-Bodens; unter meiner Wohnung schien ein Keller Eisluft durch die Oeffnungen dieses Bodens hereinzublasen. Der Ofen, welcher zur Heizung des Zimmers bestimmt war, konnte mir keinen Schutz gegen die Kälte gewähren, doch reichte sein Einfluß hin, wenn Schnee fiel, ihn in Regen aufzulösen und in mein Zimmer zu geleiten; in einem solchen Aufenthalt, unter 64 Grad nördlicher Breite, entwarf ich gegenwärtige Beschreibung, welche keineswegs übertrieben ist!

Im November 1775 wurde ich von einer Hämorrhoidal-Kolik befallen, die mir so große Schmerzen verursachte, daß ich laut aufschrie. Der Wundarzt, welcher mich behandelte, mußte ohne Zweifel daraus schließen, daß mein Zustand verzweifelt sei. Doch ließen die Schmerzen wieder nach, ich hatte Ruhe nöthig und bat daher den wachhabenden Soldaten, niemand hereingehen zu lassen. Als ich anfing einzuschlafen, kam der Kommandant; er trat herein trotz meiner Anordnung, weckte mich auf und sagte zu mir, ich mögte, da ich im Begriff sei zu sterben, mich doch beeilen, ein Testament zu seinen Gunsten zu machen. Ich wendete mich weg und antwortete, ich denke nicht, sobald schon zu sterben. Doch er versicherte von neuem, daß ich ihm glauben solle, da er doch der Festungs-Kommandant sei. Ich gab ihm keine Antwort; er entfernte sich schimpfend und ließ bald darauf einen schrecklichen Lärm machen, unter dem Vorwande, daß man mich habe aufheben wollen, und daß man in der Nähe ein Schiff wahrgenommen habe.

Zu Anfange des Jahres 1776 wurde der Kommandant von Munckholm abberufen und durch den Major Colin ersetzt.

Zwei Tage nach seiner Ankunft schickte mir dieser ein Fläschchen gutes Wasser, Brod und frische Butter; dieses gab die beste Mahlzeit, welche ich bisher gehabt. Unter diesem Kommandanten habe ich weit mehr Ruhe genossen und gemächlicher gelebt; ich erleichterte meinen Zustand dadurch, daß ich diese Denkwürdigkeiten niederschrieb, und es schien mir, daß ich die

Leiden, welche man mir zugefügt, weit weniger schmerzlich empfand, je mehr ich mich mit deren Schilderung beschäftigte.

Es ist ausgemacht, daß mir das Schicksal sehr entgegen war: ich verband mit der Leidenschaft zu den Waffen auch Geschmack an Denken, Studium und ruhiger Lebensweise; ich wünschte sehnlichst Ruhm zu erwerben, aber Unabhängigkeit allein würde mir genügt haben; jetzt kann ich weder auf das Eine noch auf das Andre Rechnung machen.

Eines Tages sagte man zum Grafen von Saint-Germain, wie sehr es befremde, daß er sich habe entschließen können, die Französischen Dienste zu verlassen, woselbst er 60,000 Livres jährlich vom Könige als Wohlthaten erhalten; 100 Thaler jährlicher Einkünfte ist alles, was ich als Erbtheil erhalten, sagte er, und ich würde mich eher hierauf beschränken als Beleidigungen ertragen.

Diese Antwort wirkte auf mich, und ich beschloß alle mögliche Ersparungen einzuführen, um mir eine unabhängige Lage zu sichern. Mein Vermögen bestand im Jahre 1771 aus 8000 Thalern, welche ich dem Schimmelmann anvertraut hatte, bis sich Gelegenheit finden werde, sie als lebenslängliche Rente anzulegen. Ich rechnete darauf, daß diese Hilfsquelle hinreichen werde, mir für den Fall, daß meine militairische Laufbahn mißglückte, eine Ruhestätte in einer angenehmen Gegend und in einem warmen Klima zu verschaffen.

Jetzt ist mein Geld dahin: mir steht keine Laufbahn mehr offen, und ich bin lebenslänglich gefangen auf einem Felsen im 64. Grade nördlicher Breite; wie inkonsequent war es aber auch von mir die Russische Armee zu verlassen, um nach Dänemark zu gehen!

Ich war gerade in diesen traurigen Betrachtungen vertieft, als ich, den 5. September 1776, durch ein Billet des Generals von Osten, Kommandanten von Drontheim, benachrichtigt wurde, daß ich bald seinen Besuch erhalten werde. Ich hatte mich kaum von meiner Ueberraschung erholt, in welche mich die Artigkeit seines Schreibens und seines Benehmens versetzte, als ich auf einmal den General von Osten selbst, nebst dem

Platz-Lieutnant, dem Regiments-Wundarzt und seinen Kammerdiener vor mir sah. Er trat schnell zu mir an mein Ruheplätzchen und rief: Gnade, Gnade im Namen des Königs. Er hielt ein Portefeuille mit Schriften in der Hand, unter welchen sich folgende befanden:

1. Eine Ordre zu meiner Loslassung, an den General Hauch, in seiner Eigenschaft als Deputirter des Kriegs-Departements gerichtet; dieser Befehl war vom Könige unterzeichnet und von Guldberg gegengezeichnet, de Dato Friedrichsburg, 21. August 1776.

2. Eine Ordre desselben Inhalts, an den Kommandanten von Munckholm adressirt, und eben so wie die vorige unterzeichnet und datirt.

3. Eine Instruktion in Bezug auf die Schrift, welche ich bei meiner Looslassung unterschreiben und mit meinem Siegel versehen soll.

Diese drei Schriften enthielten im Wesentlichen, daß seine Majestät auf die Verwendung seiner Durchlaucht, des Prinzen Friedrich, ihres theuern Bruders, mir Gnade geschenkt, und mich unter folgenden Bedingungen aus meiner Haft zu Munckholm befreien:

1. daß ich von Drontheim aus zur See abreise, um mich von da an die mitternächtlichen Küsten von Frankreich zu begeben und von hier aus geradezu und sofort nach der Provence oder Languedoc, ganz nach meiner Wahl, zu gehen;

2. daß ich mich verbindlich mache, nie nach Kopenhagen und den Staaten des Königs zu kommen;

3. daß ich die Gegend, wohin ich verwiesen werde, nur mit königlicher Erlaubniß wieder verlassen, und auch da keine öftern Reisen unternehmen solle;

4. mich der Stadt Orange (woselbst Rantzau seinen Aufenthalt genommen,) nicht zu nähern;

5. bei keiner auswärtigen Macht Dienste zu nehmen;

6. daß ich in keiner Art gegen den König und die königliche Familie handeln, sprechen oder schreiben solle;

7. nie an irgend einer Staatsangelegenheit Theil zu neh-

men. Wenn gerade kein Schiff in Bereitschaft seyn sollte, um mich einzuschiffen, so stehe es mir frei, einstweilen in Drontheim zu bleiben; daß ich jedoch die Stadt nur mit Erlaubniß des Kommandanten verlassen, und mich nicht weiter als eine Stunde von ihr entfernen dürfe. Der König bewilligte mir zur Reise 800 Thaler von dem Gelde, welches mir gehört hatte, und man machte mir Hoffnung, eine Pension zu erhalten.

Die Instruktion in Betreff der von mir einzugehenden Verbindlichkeiten war sehr lang; Guldberg, der sie entworfen, hatte viel Motive der Religion hineingebracht; man erwähnte darin sogar der Wirksamkeit des Blutes Jesu Christi; genug, ihm verdankte ich wahrscheinlich die Erleichterung, welche meinem Schicksal zu Theil wurde.

Der General von Osten fügte obigen Bedingungen noch verschiedene Artikel hinzu, wodurch er dem Minister den Hof zu machen glaubte.

Ich unterzeichnete, was man verlangte, und obgleich ich sehr wohl fühlte, was ein Engagement auf sich habe, welches man einem Manne auflegte, der keines Verbrechens gesetzlich überführt worden; so beschloß ich doch, es zu halten. Als diese Akte in Ordnung gebracht war, ließ mir der General, um dem Umstand mehr Glanz zu geben, durch den Ober-Wundarzt zur Ader lassen; hernach bot er mir ein Glas rothen Wein an, um meine Kräfte wieder zu stärken.

Ich entschuldigte mich mit der Bemerkung, daß ich keinen Wein trinke, und bot ihm ein Glas Liqueur an, wovon ich zwei Flaschen besaß.

Ich könnte sie wohl mit nehmen, sagte er, nachdem er sie untersucht hatte; aber dieser Auftrag wäre eigentlich mehr werth als das.

Auf diese Weise gab er mir zu verstehen, daß er auf einen ordentlichen Antheil von meinen 800 Thalern rechne. Man begreift, daß meine Gesinnungen in diesem Punkte keineswegs mit den seinigen übereinstimmten.

Es befand sich gerade kein Schiff in Drontheim, welches nach Frankreich bestimmt gewesen wäre, ich konnte auch nicht

hoffen, daß dieß sobald der Fall seyn werde, da die See in dieser Breite vom Anfang September bis Ende Aprils sehr stürmisch ist. Ich hätte also acht ganze Monat warten müssen, bevor ich abreisen konnte.

In dieser Lage schrieb ich an den Hof, um ihm für die mir bewilligte Gnade zu danken und um die Erlaubniß anzuhalten, daß ich mich zu Lande nach dem Orte meiner Bestimmung begeben dürfe. Ich blieb unterdessen in Munckholm und hoffte jetzt den Quälereien des Herrn Generals nicht mehr ausgesetzt zu seyn. Der Hof zu Kopenhagen verwarf mein Gesuch, erlaubte mir aber mich nach Holland einzuschiffen.

Drei Schiffe schickten sich an, nach Amsterdam abzusegeln, das Eine war aus Drontheim und der General von Osten wollte, daß ich mit diesem abgehe; ich gab aber einem Dänischen Fahrzeuge den Vorzug.

Der General bot mir auch die guten Dienste seines Kammerdieners an, um mir durch ihn ein Kleid mit goldnen Tressen machen zu lassen; dieses Anerbieten verleitete mich aber nicht. Ich reiste demnach in meinem Bärenpelze, aus welchem meine Garderobe bestand, ab, nahm auch meine 800 Thaler mit, ohne dem Herrn General auch nur etwas davon zu überlassen.

Die drei nach Amsterdam bestimmten Schiffe segelten den 16. Oktober von Drontheim ab; zwei davon verunglückten; das, auf welchem ich mich befand, gelangte nach Christiansund, wo wir bis zum 16. Februar blieben. Nach einer stürmischen Fahrt landeten wir dann den 10. März in Amsterdam.

Daselbst stand ich mit einem Buchhändler in Verbindung, welcher mir immer Bücher nach Munckholm geschickt und mir seine Freundschaft geschenkt hatte. Ich verursachte diesem artigen Manne eine angenehme Ueberraschung, als ich ihm meinen Besuch machte, und mich bei ihm bedankte.

Den 12. April 1777 traf ich in Montpellier ein, woselbst ich meinen Aufenthalt nahm.

Seit dem Jahre 1780 schlug ich mit Erlaubniß des Königs von Dänemark meinen Wohnort im Waadtlande auf.

Dieses Land behagt mir in jeder Hinsicht; es hat eine sehr reine Luft, eine reizende Gegend, und seine Regierung ist so milde, daß man kaum ihr Daseyn verspürt. Die Einwohner von Lausanne, woselbst ich wohne, sind sehr gesellig; die Frauenzimmer sind keinesweges ohne Annehmlichkeit, die Männer haben etwas von den Gewohnheiten des Müßiggangs in Garnisonstädten an sich. Da ich aber auf keine Weise nöthig habe, irgend einem von ihnen den Hof zu machen, so schicke ich mich sehr gut in ihr Treiben. Es reisen hier immerwährend Fremde durch, man kann daher stets neue Bekanntschaften mit Männern aus verschiedenen Theilen Europa's anknüpfen. Außerdem muß man hier weder Schauspiel noch öffentliche Vergnügungen, noch hohes Spiel und großen Aufwand in den Häusern suchen. Es vortheilt da nicht, sich ein Ansehen zu geben; ich habe indeß gelernt, dieß alles zu entbehren. Ich unterhalte mich gern mit meinen Büchern, und fürchte die Einsamkeit nicht; ich scheine vielmehr täglich neuen Reiz darin zu finden.

Im Jahre 1784 entzog der Kronprinz von Dänemark, Sohn der Königin Karoline Mathilde, die Zügel der Regierung den Händen Guldbergs, welcher sie seit 1772 gehandhabt hatte.

Dieser junge Prinz setzte sein Vertrauen in den zweiten Grafen von Bernstorff, den Neffen des Grafen von Bernstorff, welcher die Geschäfte zur Zeit leitete, als Struensee zu Gunst gelangte, und welchen Guldberg verabschiedet hatte.

Gegen das Ende des Jahres 1787, als der Krieg zwischen der Ottomanischen Pforte und Rußland ausbrach, erinnerte man sich in Petersburg meiner, und hielt bei dem Dänischen Hofe um die Erlaubniß für mich an, bei der Russischen Armee, welche im Begriff stand, sich mit den Türken zu schlagen, Dienste zu nehmen. Man vergesse nicht, daß Guldberg, als er mich aus der Haft zu Munckholm entließ, mir das Versprechen abnahm, durchaus bei keiner fremden Macht Dienste zu nehmen. Ohne diese eingegangene Verbindlichkeit hätte ich so-

fort die früher in Rußland eingeschlagene Laufbahn wieder antreten können; und nach dem Lauf der Beförderungen würde ich, kurz vor der Zeit, wo ich mich daselbst befand, den Grad eines General-Lieutnants erlangt haben. Dem Gesuch des Russischen Gouvernements wurde nicht gewillfahrt; doch veranlaßte dasselbe den Hof von Dänemark, der mir auferlegten Verbannung ein Ende zu machen. Herr von Bernstorff, Minister des Auswärtigen, schrieb mir, daß der König den gegen mich ausgesprochenen Beschluß zurückgenommen habe, und mich einlade, wieder in seinen Dienst zu treten.

Ich antwortete, daß ich mich nach Kopenhagen begeben werde, um daselbst die Befehle des Königs zu empfangen; ich bat aber, diese Reise noch einige Monate verschieben zu können, indem ich nicht gern ausgesetzt seyn wollte, durch eine plötzliche Ankunft zu mißfallen, und es zweckmäßig finde, dem Prinzen Friedrich Zeit zum Ueberlegen zu lassen.

Im März 1788 begab ich mich nach Paris, und nach einem Aufenthalte von fünf Wochen reiste ich nach Kopenhagen ab.

Indem ich durch einige Gegenden Deutschlands kam, fand ich alles, was ich aus Lektüren und Unterhaltung erfahren hatte, bestätigt; überall begegnete ich Soldaten, Truppen-Korps bei militairischen Uebungen, oder auf Musterung, Vorbereitungen, als wollte man Krieg anfangen; überall seufzte das Volk unter Auflagen, womit man es überlastete, um diesen Hang zu militairischen Paraden zu befriedigen, der nach meinem Dafürhalten noch verderblicher als der besondere und wenig dauerhafte Geschmack an Eroberungen ist.

Es that mir besonders wehe, zu sehen, wie weit die Liebhaberei zu prunkhaften Revüen in Dänemark getrieben war. Lag es etwa in meiner Stimmung, daß ich die Gegenstände aus einem düstrern Gesichtspunkte betrachtete, als ich mein Vaterland betrat? ich weiß es nicht; mir schien aber, daß man da den militairischen Prunk, der mir überall auffiel, noch mehr übertreibe. Kopenhagen hatte das Ansehen einer Stadt, welche erst seit einigen Tagen von einer feindlichen Armee besetzt wor-

den; der Trommellärm wiederhallte unaufhörlich, und man sah jeden Augenblick Truppen, welche die Stadt durchzogen, fliegende Fahnen und brennende Lunten.

Den andern Tag nach meiner Ankunft wurde ich zur Audienz beim Kronprinzen gerufen, welcher, da der König, sein Vater, seit Struensee's Fall zu einem völligen Nichts herabgekommen, der That nach König geworden war. Der Prinz fragte mich, welche Anstellung ich bei der Dänischen Armee gehabt habe? Ich war Chef eines Regiments und Mitglied des Kriegs=Direktoriums, antwortete ich ihm; auf diese Weise ließ ich ihm keinen Zweifel über den Beruf, welchem ich zu folgen wünschte. Wie groß war also mein Erstaunen, als ich einige Tage nachher erfuhr, daß der Prinz vermeinte, ich hätte eine Civil=Anstellung haben wollen! Ich erkannte, daß er gegen mich eingenommen war, da man ihm berichtet hatte, welchen Eindruck die militairischen Paraden, die sich unaufhörlich meinen Blicken darstellten, auf mich machten.

Man betrachtete diese Paraden als eine Angelegenheit von Wichtigkeit, und obgleich der Kronprinz zart und schwächlich schien, so ertrug er doch die anstrengendsten Beschwerden, um in eigner Person die Soldaten zu üben, welche sie so gut wie er selbst ertragen sollten. Er war übrigens von stillem Wesen, und Vergnügungen hatten keinen Reiz für ihn.

Nach meiner Audienz beim Kronprinzen wurde ich zu der Königin Julia Maria und ihrem Sohn, dem Prinzen Friedrich, gerufen; ich dankte ihnen, daß sie meiner Rückreise kein Hinderniß in den Weg gelegt hatten. Der Prinz sagte mir, daß er mehrere=male im Rath vorgestellt, meiner Ungnade ein Ende zu machen, daß sich dem aber einer meiner Verwandten standhaft widersetzt habe; dieser Verwandte war Schack, welchen ich nie beleidigt zu haben glaubte.

Da das Publikum die Verfolgung, welche ich im Jahre 1772 erlitten, meiner Weigerung zuschrieb, die Musik meines Regiments aufhören zu lassen, als gerade der Wagen des Prinzen Friedrich vorbeifuhr, so wollte ich mich bei seiner Durchlaucht damit rechtfertigen, daß mir niemand von seiner Seite

die Weisung überbracht hätte, diese Musik einzustellen. Mein Gott, sagte er, es thut mir sehr leid, wenn man glaubt, daß diese Kleinigkeit zu Ihrem Unglück habe beitragen können, und daß man Ihnen daraus einen Vorwurf gemacht.

Man erinnert sich, daß einer der Bewegungsgründe zu Struensee's Verurtheilung der war, daß er mehrere Regierungs-Unternehmungen nach Kabinets-Befehlen ausgeführt hatte. Es ist ausgemittelt worden, daß mehr als 10,000 dergleichen Anordnungen in den 12 Jahren, welche seit der Verwaltung Struensee's verstrichen, in Ausführung gebracht worden sind.

Ich habe bereits gesagt, daß der Graf von Osten nach der Katastrophe jenes Günstlings genöthigt wurde, das Ministerium dem ersten Bernstorff abzutreten. Kaum in sein Amt eingesetzt, starb er, und sein Neffe, den ich hier unter dem Namen des zweiten Bernstorff bezeichne, folgte ihm in seinem Amte seit 1772; allein dieser zog sich die Ungnade des Petersburger Hofes zu, weil er sich gegen das System einer bewaffneten Neutralität gestemmt hatte; und Guldberg, der in ihm einen lästigen und gefährlichen Nebenbuhler sah, benutzte diesen Umstand, um ihn verabschieden zu lassen.

Bernstorffs Verstoßung bestärkte sehr die Meinung, welche man bereits von dem Ansehen Guldbergs hatte, dessen Gewalt seit 1784 noch fester als je begründet schien, als er den kaum 16 Jahr alten Kronprinzen in den Rath des Königs brachte. Er glaubte denselben leiten und durch ihn den zuweilen genirenden Einfluß des Prinzen Friedrich und der Königin Julia Maria schwächen zu können, einen Einfluß, durch welchen er bis dahin nicht immer nach seinen Wünschen regiert hatte.

Er wußte nicht, daß Bernstorff mit dem Kronprinzen geheime Einverständnisse durch Dazwischenkunft des Herrn von Bülow unterhielt. Der Eintritt des Prinzen in den Rath des Königs änderte alles; sein bloßer Wille war genug, um sich aller Gewalten zu bemächtigen, indem er zugleich Guldberg entfernte und Bernstorff zurück berief, dem er sein Vertrauen schenkte.

Diese Umwälzung geschah ohne Widerrede und Gewalt; Guldberg wurde zum Landrichter ernannt; seine Anhänger er-

hielten Anstellungen in den Provinzen, und Bernstorff übernahm, in der Eigenschaft eines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, das Staatsruder; er ließ den König Christian VII. ferner die Regierungsbefehle unterzeichnen, außerdem überließ er ihm aber bloß äußern Glanz, und keine wirkliche Macht.

Da die Geschäfte bloß in einem geheimen Rath, ohne Sekretaire, Protokole, und Register verhandelt wurden, so war man bei der Ausführung weniger gestört.

Unter den Anhängern Guldbergs wußte Schack einen so offenen Abscheu gegen den in Ungnade gefallenen Minister, und einen so reinen Eifer für die neue Verwaltung zu erheucheln, daß er seine Stelle in dem geheimen Rath, und seine Aemter behielt: das dauerte indessen nicht lange. Er hatte sich immer dem Projekt zur Befreiung der Bauern in den Staaten des Königs abhold gezeigt; er war schuld, daß alles, was zu diesem Ziele führen konnte, verworfen wurde. Der neue Minister war weniger gelehrig, in seine Einsichten einzugehen und befolgte einen Plan, welcher die Befreiung der Bauern nach und nach herbeiführen sollte. Diese so wohlthätige Maßregel hielt Schack für einen tödtlichen Stoß, der seinem Kredit beigebracht wurde, und sich verwundet und gedemüthigt fühlend in einem Kampfe, welchen er bis jetzt mit Erfolg behauptet, verließ er den Hof und die öffentlichen Geschäfte und zog sich auf seine Güter zurück.

Nach einem kurzen Aufenthalt in Kopenhagen glaubte ich zu bemerken, daß meine Gegenwart daselbst nicht angenehm sei. Man wußte wohl, daß es mir unvernünftig schien, in Friedenszeiten mehr Soldaten zu unterhalten, als man selbst im Kriege nicht brauchen würde; daß dieses nach meinem Bedünken, weit entfernt den Staat für den Krieg vorzubereiten, vielmehr schon im Voraus die zu seiner Unterhaltung erforderlichen Hilfsquellen erschöpfe, und daß der größte Theil der Manövers, auf welche man so viel Wichtigkeit legte, vor dem Feinde unausführbar sei. Man sagte, daß ich unzufrieden damit sei, daß die Artilleristen, bei ihren Manövres mit Kanonen, Flinten mit Bandelieren tragen; daß ich bemerkt habe, die mit so vielen Kosten erbaueten See-Batterien seien nicht mit Kasematten ver-

sehen; daß ich mit schielendem Auge auf diese Masse von Fremden hinsähe, welche allen Theilen der Verwaltung zuströmte, und man hielt mich für einen Krittler, der überall einen Gegenstand des Tadels finde. Meine Zurückhaltung bei Gesprächen, der bedächtige Ton meiner Bemerkungen retteten mich nicht; mein Schweigen selbst wurde übel ausgelegt. Man behauptete, ich zeige ein gezwungenes Wesen, wenn ich mich mit bekannten Tadlern unterhalte; ich hätte mich sogar schon dadurch verdächtig gemacht, daß ich alles, was geschah, nicht gehörig bewunderte. Es war in den ersten Unterredungen, welche ich mit dem Herrn von Bernstorff allein hatte, als ich die Wirkung der Stimmung bemerkte, in der man gegen mich war. Dieser Minister erklärte mir, als ich die dritte Audienz bei ihm hatte, ich mögte nicht darauf rechnen, daß man auf die Vergangenheit zurückkommen werde; der Kronprinz wisse noch nicht, wer bei der Struensee'schen und seiner Anhänger Angelegenheit Recht und Unrecht gehabt hätte, und daß mir daher kein Ersatz bevorstehe. Als ein feiner Hofmann, der ein Refüs weniger bemerklich machen will, fügte er noch hinzu, ich habe zu viel Verstand, um nicht einzusehen, daß man sich jetzt mit dieser Sache nicht mehr befassen könne.

Ich konnte wirklich nicht begreifen, daß der Prinz so ganz und gar nichts dafür thun sollte, das Andenken seiner Mutter wieder in Ehren zu bringen, welche durch einen ihn selbst compromittirenden Schandfleck unverdienter Weise gebrandmarkt worden. Wenn aber dieser Gegenstand zu viel Schwierigkeiten darbot, warum verweigerte man, mir für die erlittenen Ungerechtigkeiten Ersatz zu geben, da doch Herr von Bernstorff selbst zugestand, daß ich den, dem Struensee zur Last gelegten Verbrechen fremd und keine gegründete Anklage gegen mich stattbar sei? Warum erkannte man dieses nicht auf eine authentische Weise an? So lange man meine Unschuld nicht durch einen förmlichen Spruch bekannt machte, so lange man mich einigermaßen unter der Last einer Verurtheilung hielte, in welcher Lage würde ich mich dabei in der Dänischen Armee befinden?

Welche Sicherheit gäbe es da für mich in den Dänischen Staaten?

War es eine Reklamation wegen Schadenersatz, welche dieß aufhalten konnte? Aber hat man denn nicht Pensionen an Lesner, einen bloßen Kapitain in meinem Regimente, an Rantzau, Köller, Guldberg und andere verschwendet? Nein, man hatte sich meiner Langmuth versichert; ich war ohne Beschützer, ohne Ansehen und Anhänger; ich verursachte keine Beunruhigung: man hatte also kein Interesse, sich mit mir zu beschäftigen und mir eine billige Ausgleichung zu gewähren.

Das alles sah ich leicht ein, mitten in den Demonstrationen und Dienstanerbietungen, die man mir machte.

Ich gestehe es, diese Art herabwürdigender Ungerechtigkeit war für mich beleidigender und schmerzte mich mehr, als die, welche ich von Guldberg erfahren.

Denn Guldberg, dachte ich, wollte den Staat regieren; in seinen Augen war ich ein Hinderniß; er ließ mich verhaften, erwies mich auf einen Felsen und hielt mich da so lange zurück, als ihm nöthig schien: er hätte mich da ganz vergessen können, allein er wollte mir nur so viel Leids zufügen, als ihm nützlich war.

Wie wenig Ursach ich auch habe, mit Guldberg zufrieden zu seyn, so muß ich doch gestehen, daß er nicht ohne alle Talente für die Verwaltung war, und daß er sich bestrebte, zum Nutzen seines Vaterlandes zu wirken. Die Werke, welche er publizirte, zeigen, daß er dem System immerwährender Armeen entgegen war. Er wußte sich gut mit dem Volke zu verhalten; er bekämpfte mit Erfolg Rantzau's Projekt, einen Staatsbankrott zu machen; er bestrebte sich, das Gouvernement zu nationalisiren, indem er die öffentlichen Stellen für die Unterthanen des Königs reservirte; und aus diesem Gesichtspunkte veranlaßte er auch das Gesetz von 1772 über das Indigenat. Obgleich dieses Gesetz von seinen Nachfolgern übertreten und als nicht erlassen betrachtet wurde, so sollten die Dänen doch nicht vergessen, daß Guldberg es war, der es geschaffen.

Indem ich so nachdachte, suchte ich vergebens, womit ich

mich wohl in Dänemark auf eine genügende Weise beschäftigen könnte. Ich fürchte mich nicht vor Arbeit, überlegte ich mit mir selbst, und wenn ich keine gezwungene habe, so lege ich mir eine genau zu befolgende auf, die mir die Stelle derselben vertritt; aber ich fürchte die Langeweile und hasse den Zwang. Soll ich mich mit Entwürfen militairischer Details befassen, die eben so langweilig als nutzlos sind? Soll ich die Unverschämtheit grober Korporals ertragen, die nicht aufhören würden, meinem Wandel nachzuspüren? Würde ich es ohne Murren mit ansehen können, wie mein Land eine Beute der Banden Ausländer wird, die nur herbeieilen, um es zu plündern? Ich weiß nicht, ob das Unglück meinen Karakter genug abgestumpft hat, um mir die nöthige Geduld und Biegsamkeit zu lassen, in den Umständen, worin ich mich befand. Allein so viel ist ausgemacht, daß mir alles in diesem Lande mißfiel, Menschen und Sachen. Ich fand nichts da, als Zwang in der Gesellschaft, das Klima selbst war mir unerträglich; am häufigsten ist es feucht und kalt; und wenn die Feuchtigkeit nachläßt, so erheben die Winde Wolken von Staub, welche Augen und Brust beschwerlich fallen.

Hätte man mir meine Freiheit gelassen, so würde ich mich zur Russischen Armee begeben haben, wo mir derselbe Rang und die nämlichen Funktionen, die Bauer im Jahre 1770 in der Rumanzowschen Armee hatte, angetragen waren. Da man mich also dieser Hilfsquelle beraubte, so schien es gerecht, mir als Ausgleichung eine Entschädigung zu gewähren; da es mir aber vorkam, als denke man daran nicht, so berührte ich etwas davon, doch ohne Erfolg. Indem ich Gerechtigkeit verlangte, wurde ich für einen Menschen gehalten, dem man schon viel Gnadenspenden ertheilt habe, der aber nie zufrieden ist.

Bei Gelegenheit meines Prozesses habe ich angeführt, daß die Regierung sich im Jahre 1772 alles dessen bemächtigte, was ich besaß; man verkaufte damals meine Effekten, und setzte sich später auch in den Besitz einer Erbschaft, welche mir während meiner Gefangenschaft zugefallen war. Ich konnte weder die Rechte, noch die Dokumente bekommen, die mir zur Wieder-

erlangung dieser Gegenstände von Werth unentbehrlich waren. Was die 8000 Thaler anbelangte, die ich Schimmelmann anvertraut hatte, und die man ebenfalls wegnahm, so konnte ich dieß Kapital nur mit Länge der Zeit, und einzeln, in kleinen Theilen wieder bekommen; die inzwischen angewachsenen Zinsen waren für mich verloren.

Da ich wegen einer Reklamation oder Bitte keinen Beamten angehen konnte, ohne demselben als eine beschwerliche und unerträgliche Last zu erscheinen, so wurde es für mich ein wirkliches Bedürfniß, das Land zu verlassen; denn ich sah wohl, daß, wenn ich die Geduld verloren hätte, meine Angelegenheiten zu beendigen, man es gar nicht ungern gesehen haben würde, daß ich meine Pension, die man mir allerdings weiter geben wollte, anderswo verzehrte.

Ich verzichtete also, obgleich mit Bedauern, auf militairischen Ruhm, der mir noch einmal zu lächeln schien, und der sonst so viel Reiz für mich hatte. Ohne Zweifel kann man auch auf andere Weise, als durch die Waffen, Ruhm erwerben. Thucydides, Tacitus, Hume, Gibbon und andere werden Tausende von Kapitains überleben, welche Schlachten gewonnen. Aber der Gelehrte, Künstler und Staatsmann wenden die Hilfsmittel, welche sie zum Ruhme führen, auf eine friedliche Weise an, während der Krieger genöthigt ist, sich den Moment selbst und in dem Augenblicke, wo die Gefahr droht, zu entschließen. Aus diesem Grunde allein hat mir vielleicht der in Schlachten errungene Ruhm schöner geschienen, als jeder andere.

So mußte ich denn zum zweitenmal den Illusionen Lebewohl sagen, die meiner Jugend zur Richtung gedient. Ich kehrte wieder zurück in meinen Ruhestand, mich wegen meiner gescheiterten Hoffnungen mit dem Gedanken tröstend, daß ich hinführo keinem mehr den verbindlichen Hof zu machen brauchen werde. Ich werde, dachte ich, nunmehr außerhalb des Kreises des Ehrgeizes und der Ränke seyn, wo ein jeder Gunst erbettelt, wie man um Almosen anspricht. Ich habe gelernt, mich mit wenigem begnügen; meine Ersparnisse erlauben mir, mich nicht mehr neuen Ungnaden auszusetzen; ich werde unter meinen

Büchern leben, mich meinen gewohnten Träumereien überlassen, und mich, zwischen dem geräuschvollen Leben und meiner letzten Stunde, einiger Zeit des Friedens erfreuen. Man wird vielleicht neugierig seyn, (und es ist auch nicht ohne Interesse für die Geschichte,) die Namen der Personen zusammen zu finden, und das Schicksal derselben zu verfolgen, welche Theil an Struensee's Glück oder an seinem Fall gehabt haben.

Ich habe bereits bemerkt, daß Karoline Mathilde im Jahre 1775 zu Zelle im Hanöverschen starb.

Die Generale Goehler und Gude, so wie der Admiral Hansen, starben in der Verbannung.

Der Graf von Holstein und der Baron von Bülow lebten verwiesen in Altona.

Herr von Hesselberg, vormaliger Oberst-Lieutnant in meinem Regimente, war jetzt General-Major von der Dänischen Armee.

Der eine Bruder Struensee's, welcher im Jahre 1772 Mitglied des Departements der Finanzen war, bekleidete einen ansehnlichen Posten in Berlin und besaß ein schönes Vermögen, das er seit der Zeit seiner Ungnade in Dänemark erworben: im Jahre 1789 wurde er von demselben Hofe zu Kopenhagen geadelt, der früher die Adelswapen seines Bruders durch Henkershand zerbrechen ließ.

Ein jüngerer Bruder des vorigen, im Jahre 1772 Infanterie-Lieutnant in der Dänischen Armee, war ebenfalls in Preußen angestellt.

Oeder hatte seinen Aufenthalt in Oldenburg genommen, wo ihm mit vielem Rechte die allgemeine Achtung zu Theil wurde; seine Schriften über die politische Oekonomie, seine botanischen Werke und besonders seine Dänische Flora sichern ihm einen dauernden Ruhm.

Wildebran, welcher früher Deputirter beim Admiralitäts-Kollegium war, schmachtete noch im Exil.

Sturz war vor Gram gestorben.

Lesner genoß in Frankfurt eine beträchtliche Pension vom Dänischen Hofe.

Der Arzt Berger übte seine Kunst zu Kiel aus.

Reverdil lebte in der Schweiz in seiner Zurückgezogenheit und stand in keinen Beziehungen mehr mit Dänemark.

Guldberg verwaltete den Posten eines Oberlandrichters in Jütland und hatte 4000 Thaler Besoldung.

Rantzau hatte sich nach Avignon und Köller nach Pommern zurückgezogen. Der Hof gab dem Erstern 9000 Thaler und dem Letztern 4000 Thaler als Pension.

Beringskiold, welchen Julia Maria's Ungnade getroffen, hatte mehrere Jahre in einem Kerker zugebracht, und lebte noch verwiesen in Norwegen.

Eichstedt hatte eine Pension von 7000 Thalern.

Der Offizier, welcher, den Degen in der Hand, die Königin Karoline Mathilde in ihrem Wagen nach dem Gefängnisse abführte, war jetzt General und Kommandeur der Garde-du-Korps.

Osten, der im Jahre 1772 Minister des Auswärtigen war, und dessen Einfluß den König von England verhindert hatte, seine Schwester, die Königin Karoline Mathilde, zu schützen, stand jetzt an der Spitze der Magistratur von Kopenhagen. Der Page des Königs, der Denunziationen wider Brandt gemacht, hatte ein Amt, das ihm 4000 Thaler Besoldung brachte.

Ehe ich von Kopenhagen abreiste, machte ich dem Herrn von Bernstorff meinen Abschiedsbesuch; er sagte mir, daß er die Idee hätte, Reverdil und Delúc als Lehrer des Kronprinzen zu berufen. Mich wunderte, daß dieser Minister glauben konnte, Reverdil werde auf die Freuden seiner ruhigen Lebensweise und Delúc auf seine Stelle als Vorleser der Königin von England, verzichten, um unter seinen Befehlen zu dienen.

Bei meiner Herreise nach Kopenhagen, hatte ich die Richtung auf Hamburg genommen, und von hier bis Kopenhagen nur einen einzigen Wagen angetroffen; die Straße wimmelte indeß von Dänischen Bauern in Uniform, welche sich zu den militairischen Uebungen nach der Hauptstadt begaben. Es ka-

men einige davon 30 Stunden weit her. Diesen Spaziergang hatten sie alle Jahre zu machen, und ihr Dienst dauerte 28 Tage.

Als ich nach der Schweiz abreiste, kam ich durch Kiel und begegnete einem Leichenzug des Protektors der Universität, welcher hauptsächlich aus Studenten bestand. Ein Theil dieser Musensöhne in rother Uniform, und den Degen in der Hand, voltigirten an den Seiten des Aufzuges: ich konnte nicht erfahren, wer der Feind sei, den sie bekämpfen wollten. Anfangs Oktober 1788 war ich wieder in Lausanne angekommen und nahm mir vor, hier meine übrige Lebenszeit zu beschließen.

Doch wäre dieser Entschluß beinah wieder rückgängig gemacht worden.

Dänemark hatte sich, bald nach meiner Abreise von Kopenhagen, mit Schweden in Krieg eingelassen; man glaubte damals meiner Dienste zu bedürfen und ließ mir anzeigen, daß der König mich zum General-Major ernannt, und daß ich ohne Verzug bei der Armee mich einzufinden habe. Als ich mich reisefertig machte, erhielt ich die Nachricht, daß der Friede abgeschlossen, und man mich von der Reise dispensirte; ich blieb also hier.

Man bewilligte mir 2400 Thaler Besoldung; rechne ich aber hievon mehr als 400 Thaler ab, die man, weil ich in der Fremde lebte, zurückbehielt, und 20 bis 25 Prozent, welche die Bankzettel verloren, so blieben mir gerade 1100 Thaler: ich kann indeß hiermit zufrieden seyn, denn diese Summe ist die stärkste, welche ein Dänischer General-Major erhält.

Ich werde meine Mittheilungen in Betreff meiner beschließen, wenn ich einiges über den Feldzug *), bei welchem ich gebraucht werden sollte, sage.

*) 2r Theil.

Denkwürdigkeiten

des Herrn von Falckenskiold,

Königl. Dänischen Generals

während des Ministeriums und der Katastrophe

des Grafen von Struensee;

enthaltend

eine treue und unpartheiische Darstellung der Ursachen und Umstände dieser Katastrophe, in welche der Verfasser mit verwickelt gewesen, so wie seiner fünfjährigen Gefangenschaft auf der Feste Munckholm,

nebst

einer Relation der Feldzüge desselben in der Russischen Armee gegen die Türken in den Jahren 1769—70,

und

Betrachtungen über den Militair-Etat Dänemark's ꝛc.

herausgegeben

von

Phil. Secretan,

Vice-Präsidenten des Waadtländischen Ober-Appellations-Hofes.

Aus dem Französischen

von

L. A. Magnus.

Zweiter Theil.

Leipzig, 1826.

Bei C. H. F. Hartmann.

Betrachtungen

über die Feldzüge der Russen gegen die Türken in den Jahren 1769 und 1770;

der Feldzug von 1788 zwischen Schweden und Rußland, und

Denkschrift

über

den Militair-Etat des Königs von Dänemark.

Einleitung.

Im Jahre 1769 trat ich in Russische Dienste als General-Quartiermeister-Lieutnant mit dem Grade eines Oberstlieutnants, und das Jahr darauf wurde ich als Oberst in das Genie-Corps versetzt. Während des Feldzuges von 1770 hatte ich den besondern Auftrag, die Stellungen der Armeen aufzunehmen. Die Karten dieses Kriegsschauplatzes, welche der Kaiserin zugeschickt und herausgegeben worden sind, habe ich verfertigt. Nachdem der General Kutusow die Armee verlassen hatte, übernahm ich das Kommando der Ingenieur-Korps.

Bevor ich von dem gegen die Türken unternommenen Feldzuge selbst spreche, werde ich einiges über den Zustand der Russischen Einwohner, die Zusammensetzung der Armeen dieses Reichs, und über die Offiziere von Rang, welche ich persönlich gekannt, mittheilen und dann ins Detail der Angelegenheiten Rußlands, dessen Diensten ich ausschließlich mich zu widmen berufen war, übergehen.

Zustand der Einwohner Rußlands.

Das Russische Reich hat eine Ausdehnung von 165 Grad in der Länge und 32 in der Breite, und beherrscht gegenwärtig die Tartaren der Krimm, welche im 13. und 14. Jahrhundert ihm Gesetze vorschrieben, es im 16. Jahrhundert verheerten und noch 1685 einen jährlichen Tribut von 100,000 Rubeln von Rußland für die Loskaufung seiner in ihre Gefangenschaft gerathenen Unterthanen erhob. Der jetzige Zustand war selbst zur Zeit, als ich in die Russische Armee trat, noch nicht begründet, und der Feldzug, wovon ich handle, galt zugleich denselben Tartaren, wie den Türken.

Die Menschenklasse, welche sich mit dem Ackerbau beschäftigt, vormals Bauern genannt, ist in jedem Lande die zahlreichste, welche am meisten zum Wohlstande der Völker beiträgt, und ist in Rußland in Verhältniß zu den andern Ständen zahlreicher als in irgend einem andern Theile Europa's. Die Russischen Bauern waren frei, während die eines großen Theils von Europa leibeigen waren, doch entstand die Leibeigenschaft in diesem Lande zu einer Zeit, wo sie in den meisten Europäischen Staaten wieder abgeschafft wurde. Unter der Regierung Ivan Wasiliowitsch des II. gehörte der Russische Bauer keinem Lande, keinem besondern Herrn an; der Boden war das ausschließlichste Eigenthum des Adelstandes, und der Bauer hatte durchaus keinen Antheil daran, sondern pachtete ein Stück Land und bearbeitete unter gewissen Bedingungen das Feld des Adels. Eine Freiheit der Art machte indeß die Subsistenz des Landmanns höchst unzuverlässig, und das Elend veranlaßte einen großen Theil dieser Individuen, nach Sibirien auszuwandern. Diesem Einhalt zu thun, untersagte Czaar Ivan Wasiliowitsch dem Landmann,

seinen Wohnort zu verlassen; Czaar Boris Gudonow hob dieses Verbot auf und stellte die Freiheit des Bauernstandes wieder her; sein Nachfolger erließ ein für den Landmann und Grundeigenthümer günstiges Gesetz, allein die bürgerlichen Kriege verhinderten dessen Ausführung.

Im Jahre 1626 erschien eine Verordnung des Czaars Michel Fedorowitsch, daß der Bauer von dem Lande, welches er bearbeitet, sich nicht trennen, und das Eigenthum des Herrn des Grund und Bodens werden solle, der jedoch seinerseits für die Bedürfnisse seiner für ihn arbeitenden Untergebenen zu sorgen habe. Diese Verordnung, welche die Leibeigenschaft der Russischen Bauern begründete, wurde von diesen eher als eine, ihre Existenz sichernde Wohlthat angesehen. Gleichwohl war diese Freiheit eine schwere Last für Menschen, welche kein Eigenthum, keinen Handel hatten und die, außer einem noch sehr unvollkommenen Ackerbau, fast keine einträgliche Industrie kannten.

Fast überall, wo die Hauptquelle des Volkes in dem Ackerbau besteht, scheint die gewaltsame Aneignung des Bodens von Seiten einer herrschenden Klasse nothwendigerweise die Leibeigenschaft des Landmannes zur Folge zu haben, so wie das wirksamste Mittel, die Freiheit wieder zu erlangen, in den Fortschritten der kaufmännischen Betriebsamkeit zu liegen. Daher lastet die Leibeigenschaft aus denselben Ursachen, welche sie über die Russischen Bauern verhängten, auch auf denen in Ungarn und Polen; und gleichwohl bietet die Ukraine noch in unsern Tagen das Bild der alten Freiheit dar, deren der Russe unter einem System theilhaftig wurde, wo die Kaste des Adels mit Ländereien Handel trieb. So sehr ist es ausgemacht, daß der Karakter der Völker, durch das Klima verschiedentlich modifizirt, den unvermeidlich scheinenden Einwirkungen der gesellschaftlichen Einrichtungen entgehen kann.

Die Leibeigenschaft der Russischen Bauern wurde durch verschiedene Gesetze unter nachbenannten Regierungen, und besonders unter der Peters I. geregelt. Vor der Regierung dieses Fürsten erhob man die Steuern nach den Schornsteinen

oder Feuerstellen; Peter I. führte zuerst die Kopf- oder Personensteuer, so wie die militairische Conscription ein, und machte jeden Herrn für seinen Bauer wegen dieser beiden Lasten verantwortlich. Außerdem unterwarf er ihn gewissen Strafen, für den Fall, daß er einen, seinem Herrn entwischten Leibeignen in seinem Gebiete aufnähme. Dagegen bestimmt kein Gesetz die Lasten, welche der Grundherr seinen Bauern auflegen kann. Dieser kann vielmehr nach Willkühr über ihre Zeit, ihre Arbeit, gleichviel ob zur Bestellung des Bodens, oder zu irgend einer besondern oder häuslichen Verrichtung, verfügen; er erhebt nach Gefallen Steuern von allen, die sich mit Handel, Manufakturwesen und mechanischen oder freien Künsten beschäftigen; er kann sogar über deren Ersparnisse schalten. Der Leibeigne hat weder das Recht, sich gegen seinen Herrn eine eigenmächtige Handlung zu erlauben, noch ist ihm der Weg offen, bei der Behörde deshalb Beschwerde zu führen.

Mancher Herr schickt von seinen Bauern junge Leute in die Stadt, um sie daselbst ein Handwerk erlernen zu lassen, dann vermiethet oder verkauft er sie, oder sie müssen für ihn selbst arbeiten. Der Gebieter kann über seine Untergebenen jede ihm angemessen scheinende Strafe verhängen; doch darf er ihn nicht tödten und ist sogar des Mordes schuldig, wenn der Leibeigne 3 Tage nach erhaltenen körperlichen Züchtigungen an den Folgen derselben stirbt.

Schenkt der Herr seinen Sclaven die Freiheit, so ist diese nur dann als gültig zu betrachten, wenn der Freigelassene Kaufmann oder Bürger wird; denn das Gesetz erkennt nur die Adeligen, die Kaufleute und Bürger als freie Menschen an. Man findet in Rußland kein Beispiel, daß ein Großer den Bauern seiner Besitzung die Freiheit geschenkt und ihnen zugleich den Boden eigenthümlich überlassen hätte; auch würde eine solche Schenkung gar keine Gesetzeskraft haben und kann von dem Nachfolger des Besitzthums wieder ungültig gemacht werden.

Die Klasse der Kaufleute ist in Rußland nicht zahlreich. Peter I. bewilligte ihnen Privilegien und bildete Handelsgesellschaften in Petersburg, Astrachan, Twer, Archangel u. s. w.

Indessen ist der größte Theil der Kopfsteuer unterworfen und kann für die Armee requirirt werden. Nicht ein einziger von ihnen darf unmittelbar mit auswärtigen Kaufleuten handeln, sie sind auf den inländischen Handel beschränkt und haben dafür allein das Recht, rohe Produkte zu kaufen, welche sie wieder an fremde Kaufleute verkaufen, die entweder in dem Lande selbst etablirt sind, oder zum Besuch der Märkte hinkommen. Die Kaufleute haben so gut als die Bauern dieselben Gebräuche und Kleidertrachten beibehalten, wie sie vor Peter I. üblich waren; höchstens fand unter dem Adel und dem Militair eine dauerhafte Aenderung der Art statt.

Die meisten Russischen Handelsleute führen keine Handlungsbücher, da sie weder schreiben noch lesen können; sie rechnen nach tartarischer Art. Auch scheinen sie viel Aehnlichkeit mit den Juden zu haben, und sind wie diese sehr schlau im Handel. Ich war zugegen, als sie in ihren Läden Schuhe verkauften, deren Sohlen bloß angeleimt waren, und Matrazen, welche statt der Pferdehaare mit altem Seilwerg ausgefüllt waren. Der Russische Kleinhändler schlägt viel vor; man muß indessen bedenken, daß die Beamten und Großen, troß so manchen zur Erhaltung des Kredits erlassenen Verordnungen, ihre Schulden nicht gewissenhaft tilgen, und daß der Gläubiger, wenn er zur Einforderung seiner Gelder bei ihnen erscheint, gewöhnlich Gefahr läuft, Stockprügel dafür zu bekommen.

Die Russischen Handelsleute, und besonders die herumreisenden, sind Leibeigne, und treiben nur Handel, wenn sie von ihren Herrn die Erlaubniß dazu erhalten.

Peter I. schaffte im Jahre 1719 die Würde eines Russischen Patriarchen ab, führte an deren Stelle die heilige Synode ein und maßte sich in geistlichen Angelegenheiten dieselbe grenzenlose Gewalt an, die er über alles ausübte.

Die Güter der Geistlichkeit, welche jährlich 2,000,000 Rubel einbrachten, wurden der Krone zugetheilt und die Zahl der sich dem Klosterstande widmenden Individuen beiderlei Geschlechts wurde dermaßen verringert, daß man jetzt nicht über 4000 im ganzen Reiche findet. Die meisten Geistlichen können weder

lesen noch schreiben, und außer der Achtung, die man ihnen bei gewissen Gelegenheiten bezeigt, wird ihnen in der Gesellschaft keine besondere Auszeichnung zu Theil.

Jedermann von einiger Bedeutung, auch der Vornehme, küßt dem Geistlichen die Hand nach Beendigung einer bei ihm besorgten religiösen Verrichtung; die Kaiserin selbst schließt sich von dieser Sitte nicht aus; doch ist der Geistliche nicht sicher, bei der geringsten Veranlassung Stockprügel zu bekommen, ja sehr oft wenige Augenblicke, nachdem ihm obige Ehrenbezeigung wiederfahren ist. Die Kinder der Geistlichen sind vom Militairstande nicht befreit. Obgleich die griechische die Landesreligion ist, besteht doch dabei im ganzen Reiche die freie Ausübung aller andern christlichen Secten und man findet sogar in Rußland Muselmänner, Bekenner des Lama, Parsen, Secten des Budda, und verschiedene Götzendiener.

Seitdem die Güter der Geistlichkeit mit den Kronen-Domainen vereinigt sind, verhält sich die Anzahl dieser Domainen-Bauern zu den übrigen des Reichs ungefähr wie 1 zu 6; die erstern sollen sich indeß einer bessern Behandlung erfreuen. Es gibt auch freie Ackerbautreibende, die nicht leibeigen sind, welche unter dem Namen eines Adeligen, Bauern und Ländereien erwerben können; diese sind jedoch, ihrer geringen Anzahl wegen, nicht erwähnenswerth.

Vor Peter I. war der Titel Knees — Fürst — der einzige von Auszeichnung in dem Adelstande; erst unter seiner Regierung entstanden Grafen und Barone. Einige Günstlinge des Souverains erhielten den Titel „Fürst des deutschen Reichs." Peter I. bestätigte auch dem Adel das ausschließliche Recht, Ländereien zu erwerben und zu besitzen. Dieses Privilegium erstreckt sich jedoch weder auf die Ukraine, noch auf die eroberten Schwedischen und andern Provinzen, welche, indem sie unter Russische Bothmäßigkeit kamen, ihre eignen Gesetze beibehielten. Der Adel könnte eine große Rolle spielen in einem Lande, wo die Geistlichkeit ohne Ansehen und Reichthümer, und die Bauern so wie größtentheils auch die Städter leibeigen sind. Allein in Rußland verleihen die vom Landesherrn ertheilten Würden

und Gnadenbezeigungen zugleich auch Rang, Ehre und Autorität, ohne Unterschied, Adeligen und Nichtadeligen. Jedes öffentliche Amt gibt dem, der es bekleidet, eine militairische Rangordnung, als gehörte der Beamte dieser Klasse wirklich an. So hatten in der Armee, in welcher ich gedient, der Regiments-Arzt den Rang als Oberst, der Wundarzt den eines Majors, der Apotheker Hauptmanns-Rang und sein Gehilfe den eines Fähnrichs; auch hatte jeder seine Uniform. Der Kutscher der Kaiserin Elisabeth soll Oberst-Rang und ihr Postillon den eines Majors gehabt haben. In dieser Militair-Hierarchie fängt alles, Fürsten und Grafen, der gewöhnliche Edelmann und der Bürger, so gut als der Leibeigne von der niedrigsten Stufe, dem Soldatenstande, höchstens vom Korporalsrang, an, und wird gleich diesem niedrigen Stande durch Stockprügel geleitet. Hat es einer über den Unteroffizier-Grad gebracht, so wird er dieser äußerst beschämenden öffentlichen Züchtigung nicht weiter unterworfen, und ist es ja der Fall, so geschieht es bei verschlossenen Thüren.

Einige Aemter verleihen zugleich den damit Bekleideten, jedoch bloß für ihre Person, den Adelstand, dahin gehört z. B. die Stelle eines gewöhnlichen Lieutnants; andere Posten, vom Staabs-Offizier an, bringen denen, welche sie erlangt, die auch auf ihre Nachkommen übergehende Adelswürde. Fast alle Ländereien in Rußland werden von Intendanten verwaltet. Denn der Edelmann, den kein Ehrgefühl beseelt, verläßt seine Besitzung, um nicht persönlich von dem Gouverneur der Provinz abhängig zu seyn, welchem sein Amt zur Pflicht macht, den Landmann gegen die Bedrückungen des Grundherrn zu schützen. Der ehrgeizige, aber in schlechten Vermögensumständen sich befindende Edelmann entfernt sich ebenfalls von seinen Gütern, um bei Hofe eine Anstellung zu erlangen, und somit die einzige Karriere, welche zu großem Vermögen, hohem Ansehen und Macht führt, einzuschlagen. Kann er keinen hohen Posten um die Person des Kaisers selbst finden, so bewirbt er sich um geringere, welche ihn dem Gouverneur einer Provinz, einem Platz-Commandanten, oder einer andern mächtigen Person zugesellt.

Der Landesherr spendet denen von seinen Dienern, welche ihm einen gnädigen Blick abzugewinnen wissen, verschwenderische Gaben, die Großen folgen verhältnißmäßig dem Beispiele ihres Herrn, und diese Verschwendung berauscht den Adel mit der Hoffnung, schnell sein Glück zu machen; daher vernachlässigt er sein Hauswesen und seine wahren Hilfsquellen.

Am Russischen Hofe ist der orientalische Despotismus zu Hause, alle Macht und Güter des Reichs stehen ihm zu Gebote, und wie seine Gunst Gnadenbezeigungen verschwenderisch spendet, so zerstört auch seine geringste Ungnade augenblicklich die höchsten irdischen Güter. Unter den Günstlingen des Czaars führe ich unter andern nur folgende an: einen Menzikoff, der auf seiner Reise von Riga bis nach Archangel sein Nachtlager immer auf seinen Gütern nehmen konnte; der Graf Schuwaloff, Chef der Artillerie, erwarb in einigen Jahren 800,000 Rubel Einkünfte an Besoldungen und Monopolien; die Familien Orloff und Potemkin erhielten unermeßliche Güter; die beiden Grafen Rasumowski hatten wohl eine jährliche Einnahme von 500,000 Rubeln. Diese wenigen Beispiele geben einen Begriff von der Freigebigkeit und verschwenderischen Spende des Russischen Hofes. Ich mag nicht wiederholen, was andere über die Sitten der verschiedenen Klassen der Gesellschaft in Rußland gesagt haben. Was die Sitten da Fehlerhaftes haben, rührt von dem unbegrenzten Despotismus der Regierung, dem Einfluß der Günstlinge und Beamten, der Leibeigenschaft der Landleute und hauptsächlich von der häuslichen Dienstbarkeit her. Ich glaube nicht, daß das strenge Klima die Fortschritte der Wissenschaften und Künste im Allgemeinen hemme; in Schweden ist das Klima nicht minder streng, und gleichwohl gedeihen da, so viel es die Armuth des Landes zuläßt, die Wissenschaften; dasselbe ist sogar in Island der Fall. — Der Russe vereinigt in seinem Wesen natürlichen Verstand mit heiterem Sinn, es fehlt ihm weder an Fassungskraft noch an richtigem Anschauungs-Vermögen; seine Erfolge im Nachahmen sind bewundernswerth; Gastfreiheit und Freundschaft sind bei ihm gewöhnliche Tugenden. Man findet in Rußland unter den Personen,

welche eine gute Erziehung erhalten, gefällige Sitten, Geschmack und Talent zur Unterhaltung, einen Takt des Schicklichen, allgemeine Kenntnisse, hin und wieder sogar den feinen Weltton. Was mich selbst betrifft, so habe ich am meisten in Rußland Beweise des Wohlwollens, und von so manchen Proben der uneigennützigsten Freundschaft erhalten, was ich gar nicht erwartet hatte; ihre Bescheidenheit verbietet mir, ihnen hiermit ein öffentliches Zeugniß darüber zu geben. Die verschiedenen Begriffe, die man sich von Rußland macht, scheinen mir sehr überspannt. Einerseits übertreibt man, wenn man behauptet, daß dieses Reich Europa mit baldiger Unterjochung bedrohe: die Kräfte Rußlands sind bei weitem nicht so beträchtlich, als die, welche dieser Meinung sind, glauben. Von der andern Seite geht man zu weit, wenn man annimmt, daß die Russen sich nicht zu einem hohen Grade des Wohlstandes, der Civilisation und Macht erheben können. Wie kann man so etwas von einer Nation glauben, welche so ausgedehnte Provinzen, so viele Getreide-, Holz- und Metallreiche Ländereien, Produkte aller Art, so viele schiffbare oder dazu geeignete Flüsse hat; wie kann man glauben, daß diese Nation unfähig sei, zu einer hohen Stufe von Bildung, Wohlstand und Macht zu gelangen?

Ueber die russische Armee.

Im Jahre 1770 bestand diese:

An Infanterie,

aus 3 Regimentern Garden, im Ganzen 10 Bataillons,
= 46 = = Füsiliere,
= 4 = = Grenadiere,
= 10 = = Ukrainscher Milizen, und
= 80 Garnison-Bataillons, zusammengesetzt aus einem Troß Arbeiter, Kolonisten, Invaliden, welche schlechter besoldet wurden, als die regulaire Feld-Infanterie.

Kavallerie,

aus 6 Regimentern Kürassire,
= 20 = = Karabiner,
= 8000 Husaren,
= 17 Regimentern Dragoner, welche nach demselben Fuß, wie die Garnison-Truppen, im Felde gebraucht wurden.

Hiezu rechne man noch, beim Ausbruch des Krieges, zahlreiche Kosakenkorps, Kalmücken, Baschkiren; regulaire Miliz, welche fast keinen Sold erhält, keiner Diszíplin unterworfen ist, und nur vom Plündern lebt.

Das Artillerie- und Genie-Korps betrug 10,000 Mann auserlesener Truppen und wurde hoch besoldet.

Die regulairen Truppen dieses Heeres waren fast in allem, selbst in Hinsicht der Bekleidung, nach Preußischem Fuß eingerichtet, obschon Klima und Gewohnheiten der National- oder Kosakenkleidung den Vorzug hätten geben sollen.

Der Russe ist eigentlich genommen kein Reiter; er reist immer zu Wagen; überdies hat er schwache Kniee; auch haben die Kürassire und Karabiner kein sonderliches Ansehen und manoeuvriren schlecht, sie haben auch nur schlechte Pferde, ich weiß selbst nicht woher. Rußland liefert indessen vortreffliche Pferde, welche gut für Dragoner passen. Die Ukraine hat ebenfalls gute, zur leichten Reiterei geeignete Pferde; ihre Einwohner wissen sehr gut sich der Pferde zu bedienen, und die aus ihnen gebildeten Husaren haben sich stets durch Geschicklichkeit und gute Haltung vortheilhaft bewährt. Die meisten Fremden suchten unter den Husaren Dienst zu nehmen.

Der Armee fehlte es an leichter Infanterie; hieraus entstand ein Nachtheil für die Reiterei, welche sich nicht halten konnte, wenn sie vereinzelt auf feindliches Fußvolk stieß.

In den Garde-Regimentern hatte der Hauptmann Obersten-Rang, der Lieutnant den eines Hauptmanns, der Sergeant Lieutnantsrang und der Corporal den eines Sous-Lieutnants.

Die Oberstlieutnants von der Garde hatten das Vorrecht, in ihren respektiven Korps Sergeanten zu ernennen, ohne irgend eine Einschränkung weder in der Auswahl der Personen, noch in der Anzahl. Oft übertrugen sie diesen Grad Kindern in der Wiege, welche 16 Jahr von der Armee entfernt zu bleiben befugt waren. Man behauptet, daß die Zahl der Garde-Sergeanten 10,000 überstiegen habe.

Die Offiziere von den Garden wurden schneller befördert; gewöhnlich waren sie im 30. Jahre bereits zum Kapitains-

Grade gelangt, und jedes Jahr erhielten davon wenigstens 10 Kapitains Regimenter.

Der Chef=Kommandeur einer Russischen Armee hatte das Privilegium, die unter seinen Befehlen stehenden Offiziere bis zu gewissen Graden zu befördern.

Der Feldmarschall konnte Ernennungen bis zum Oberst=Lieutnant, und der General=en=Chef bis zum ersten Major vornehmen.

Nach dem Siege von Kahul beförderte Romanzoff alle Offiziere des ersten Grenadier=Regiments; dieses Korps hatte indeß bloß in die Luft geschossen.

Im Frieden, wie im Kriege erhält der General=Major einen Adjutanten, welcher Lieutnants=Rang hat.

Der General=Lieutnant hat zwei Adjutanten, den ersten von Kapitains= und den zweiten von Lieutnants=Rang.

Der General=en=Chef hat deren drei, wovon der erste in dem Range eines Oberst=Lieutnants steht.

Nachdem der Adjutant sechs Jahr gedient, steigt er um einen Grad, und wenn der General einen Grad weiter rückt, avanciren seine Adjutanten ebenfalls einen Grad.

Der Adjutant verrichtete die Stelle eines Intendanten oder Quartiermeisters des Generals, bei welchem er angestellt war; er sorgte für die innern Geschäfte des Hauses, brachte den Bedienten die Befehle, ließ ihnen die batoques austheilen, begleitete zu Pferde die Equipage seines Patrons oder seiner Gemahlin, wenn diese auswärts aßen, brachte die Equipage wieder nach Hause, holte seine Herrschaft wieder zur vorgeschriebenen Zeit ab und erwartete sie im Vorzimmer. Die Gräfin von Chernitscheff, Gemahlin des Vize=Präsidenten des Kriegs=Kollegiums, ließ sich auf diese Weise von einem Adjutanten begleiten, welcher ein Enkel des Marschalls Münich war, und General=Majors=Rang hatte.

Die Generale vergeben Adjutanten=Stellen an ihre Verwandten und Schutzbefohlenen, oder verkaufen sie sogar.

Alle Employés und 21 Sekretaire der Kriegsbüreaus hatten Rang in der Armee und trugen ihre Uniform.

Die zum Dienste bei Hofe gebrauchten Personen hatten ebenfalls Militair-Grade nach ihren Stellen.

Ein Kammerherr hatte den Rang eines General-Majors, ein gentilhomme de la chambre den eines Brigadiers; und oft sah man bei der Armee einen Hofmann gleich als Brigadier oder General, je nachdem seine Hof-Charge war, eintreten.

Man sagt, daß bei der Erstürmung Bender's ein frisch angekommener Kammer-Edelmann eine Kolonne befehligte.

Die Ehrfurcht, welche die untern Beamten ihren Vorgesetzten bezeigen, ist in diesem Dienst außerordentlich. Ein Offizier untersteht sich, weder sich zu setzen noch zu bedecken, wenn sein Vorgesetzter zugegen, und selbst wenn dieser sitzt oder bedeckt ist. Ich habe mit angesehen, wie der Fürst sich auf die Erde hinlegte in Gegenwart von 30 um ihn herum unbedeckten Haupts stehenden Offizieren; sein General-Adjutant wachte aufmerksam, daß der Fürst nicht von den Fliegen inkommodirt werde.

Ich war ebenfalls zugegen, als Herr von Essen, ein Liefländ'scher Edelmann, General-Lieutnant und Schwiegervater des Fürsten Gallitzin den Aermel des Grafen Romanzoff küßte, als er um seine Verabschiedung anhielt.

Ich habe erfahren, daß der Kriegsminister Graf Czernitscheff, in einem Anfall von Zorn, dem General-Major Kakonski, seinem Neffen, drei Zähne ausschlug.

Ein Wort (die gröbste Beleidigung) wurde häufig an die Offiziere von ihren Obern gerichtet. General Oliz erlaubte sich dasselbe die Nacht vor der Schlacht bei Kahul gegen einen Obersten, der ein Korps befehligte. Sonst fanden ähnliche Ausdrücke unter seines gleichen statt und hatten weiter keine Folgen; denn der Zweikampf war in Rußland unbekannt.

Der Chef eines Regiments verließ es, wenn er zum Range eines Generals gelangt war.

Die jährliche Besoldung eines Kapitains belief sich auf 200 Rubel; die eines ersten Majors auf 400, des Oberst-Lieutnants auf 500, des Obersten auf 600, — ein kärglicher Gehalt in einem Lande, wo der höchste Aufwand herrschte.

Der Oberst konnte sich manchen Nutzen aneignen, und da dieß eine Folge der Unordnung war, so geschah dieser auch kein Einhalt. Denn da die Russischen Truppen stets auf dem Kriegsfuß sind, so mußte das Gouvernement von Zeit zu Zeit Fourage, Pferde, Bedienten für den Dienst eines jeden Offiziers, in dem Verhältniß seines Rangs, herbeischaffen; eben so auch für die Artillerietrains und Krankenanstalten. Ich glaube, daß ein Regiment 90 Pferde hatte. Der Oberst konnte diese Pferde in Friedenszeiten vermiethen, und zog daraus eben so gut Nutzen, wie ein Fuhrmann aus den seinigen. Er nahm sich Soldaten zu seinem besondern Dienst und machte aus ihnen Schuhmacher, Schneider, Zimmerleute, Hufschmiede, Bäcker u. s. w. Indem er ihre Industrie zu seinem Nutzen verwendete, brauchte er keinen Handarbeiter zu bezahlen; doch litt durch diese dem Obersten gewährte Begünstigungen der Dienst des Heeres: ein großer Theil Soldaten war von den Fahnen entfernt. Daher habe ich im Kriege auch kein Bataillon gesehen, das über 250 Füsiliere unter den Waffen gehabt. Die Regierung schaffte alle Rekruten; sie verlangte jährlich so viel Mannschaften von den Provinzen, als sie zum Dienste der Armee nöthig glaubte, und die Aushebung derselben geschah nach einer festgesetzten Zahl von jedem Hundert der Bevölkerung.

Jedem Kanton oder jedem Dorfe wurde bekannt gemacht, wie stark das zu stellende Kontingent seyn müsse, und dieß wurde mittelst Abschätzung herbeigeschafft.

Die Rekrutirung wurde also durch die Konskription bewerkstelligt und diese war zu einer Art freiwilligen Enrollements modifizirt.

Der größte Theil der Rekruten war aus der Klasse der Leibeignen, und demnach durchaus für ihre Herren verloren, da sie lebenslänglich enrollirt wurden: auch war es schwer, anders dabei zu verfahren. Denn was wäre wohl aus dem Soldaten geworden, wenn man ihn, nachdem er einige Jahre gedient, wieder entlassen hätte?

Hätte er sich wieder in die Sklaverei bei seinem vorigen Herrn begeben?

Würde er wieder die alten Gewohnheiten angenommen haben, von denen man ihn mit so vieler Mühe in seiner militairischen Lehrzeit abgebracht? Würde er nicht auf das Straßenräuber-Handwerk beschränkt gewesen seyn? Würde er nicht die Bauern verleitet haben zu revoltiren, wie es Pugatscheff gemacht hatte, der ebenfalls Soldat gewesen?

Es war also nothwendig, daß alle zum Soldatenstande genommenen Sklaven Soldaten blieben. Und nachdem die Russische Regierung einmal ihre Anzahl Truppen, um Krieg zu führen, vermehrt hatte, war sie gezwungen, den ganzen Troß Soldaten auch im Frieden beizubehalten, da sie weder die ihr unnütz gewordenen verabschieden, noch die Last der ihr durch den Krieg zugewachsenen Invaliden vermindern konnte.

Man führte die Rekruten zusammengekettet, und die Hälfte dieser Unglücklichen starb, bevor sie noch zu ihrem Depot gelangt war. Man brauchte deren für die Landmacht, für die Flotte, und um die Beamten des Civilstandes mit Domestiken zu versehen.

Wenn sie ankamen, traf man unter ihnen eine Auswahl; aus einigen machte man Musiker, aus andern Zimmerleute, Schneider, Schuhmacher, Bedienten, Kutscher u. s. w. Sie bekamen so lange Prügel, bis sie die erforderliche Geschicklichkeit erlangt hatten.

Die, welche zu Soldaten bestimmt waren, brauchten eine Lehrzeit von einigen Monaten, ehe sie die Benennung jedes Stückes ihrer Kleidung und Waffen, und die Namen ihrer Obern und verschiedener Gegenstände ihres Dienstes erlernten: dieß war gleichsam eine für sie durchaus fremde Sprache.

Der gemeine Soldat erhielt zu seinem täglichen Unterhalt Mehl und Grütze, welche oft verdorben waren. In gewissen Fällen gab man ihm Mehl für mehrere Monate. Alle vier Monate erhielt er 2 Rubel und 12 Kopeken Silbergeld.

Sechzehn Soldaten hatten gemeinschaftlich ein Pferd und einen Wagen, um ihre nöthigen Sachen und Mundvorräthe zu fahren. Die Unterhaltungs-Mittel des Russischen Soldaten waren nicht hinreichend; seine Kräfte und seine Gesundheit

wurden dadurch auf eine grausame Probe gestellt, und man kann wohl sagen, daß keine andere Armee im Frieden, wie im Krieg so erschrecklich viel Menschen verschlang, wie man aus folgenden Thatsachen urtheilen wird:

Jährlich wurden 40,000 Rekruten ausgehoben.

In dem vorherigen Krieg gegen die Türken verlor Münich jedes Jahr die Hälfte seiner Armee durch Krankheiten.

Der Krieg mit Preußen hat Rußland über 300,000 Mann gekostet, und davon war kaum der zehnte Theil durch Feindes Schwert gefallen.

Während des im Jahre 1769 begonnenen Feldzugs waren von den verlornen 300,000 Mann nur 27,000 durch die Türken umgekommen, oder vielmehr desertirt; alle übrigen sind durch Elend aufgerieben worden.

Die Unzulänglichkeit der Löhnung war nicht die einzige Ursache von der Aufreibung dieser Armee; der Mangel an Magazinen und die schlechte Einrichtung der Hospitäler verschlimmerten das Uebel sehr.

Dadurch, daß keine Magazine eingerichtet waren, wurde das Land, wo die Armee kantonnirte, in kurzer Zeit zu Grunde gerichtet.

Ich hatte Gelegenheit, mich zu überzeugen, daß im Jahre 1769, zur Zeit, wo wir in Podolien die Winterquartiere nahmen, die Tonne Hafer, welche bei unserer Ankunft daselbst 15 Kopeken gekostet hatte, nach Verlauf von zwei Monaten auf 300 stieg.

Die Militär-Hospitäler waren fast ganz ohne taugliche Gesundheits-Beamten; die Administration dieser Anstalten war so schlecht, daß man auf sechszehn Soldaten, welche hineingekommen waren, kaum Einen annehmen konnte, der wieder herauskam.

Wenn der Kranke Branntwein verlangte, so gab man ihm diesen; er war zufrieden und — starb.

Der Verlust eines Pferdes gab zu mehr Schreibereien Anlaß und machte mehr Lärm, als der Verlust von zehn Leuten;

denn um ein Pferd wieder zu ersetzen, mußte die Krone Geld geben, was sie aber nicht brauchte, um zehn Menschen zu ersetzen.

Nach diesem Zustande der Dinge, in welchem der Verlust von zehn Menschen so wenig empfunden wurde, hätte man glauben sollen, daß der Russische Soldat das Elend, welchem man ihn Preis gab, ohne Mühe ertrüge, und daß sein Temperament den härtesten Entbehrungen und Beschwerden widerstände, allein im Allgemeinen schien er mir nicht sehr rüstig.

Wie hätten auch in der That Bauern, die in ihren Dörfern an reichliche Kost, an Bekleidung, die ihrem Klima angemessen, gewöhnt waren, die auf den Oefen schliefen und warme Bäder gebrauchten; wie hätten diese nicht grausam leiden müssen, durch das Regiment und die Gewohnheiten, denen man sie unterwarf, als man sie der Krone einverleibte? Ich fand sie auch sehr mit Schnupfen, Erschlaffung und Ruhr behaftet.

Obgleich der Russische Soldat nur ein geringes Ansehen hat, so findet man dennoch in ihm gute Eigenschaften. Er desertirt niemals, ist geduldig im Elend und unerschütterlich auf dem Posten, wo man ihn hingestellt; und wenn man ihn in kritischen Augenblicken nur anfeuert, schreitet er, nach einer augenblicklichen Besinnung, vorwärts: dann wird er wüthend, wie ein gereizter Bär, und tödtet alles, was er antrifft. Man behauptet auch, daß er bewogen wird, in die Schlacht zurückzukehren, so wie man ihm die Fahne zeigt, den Zeugen seines geschwornen Eids, und ihm mit den göttlichen Strafen droht.

Bei dem Russischen Offizier mußte man weder den glänzenden Muth des von Ehrgefühl beseelten Französischen Offiziers, noch die unerschütterliche und bedächtige Entschlossenheit des Deutschen Offiziers voraussetzen. Er schien mir nur wenig geneigt, durch sich selbst einen Entschluß zu fassen; aber er vollzog den erhaltenen Befehl, ging, wo man ihn hinführte, und ging, ohne zu wanken.

Es muß bemerkt werden, daß ich hier bloß von der großen Masse spreche, und daß in dieser Rücksicht viele Ausnahmen waren.

Das Artillerie-Korps, welches besser bezahlt und unterhalten, und aus auserlesenen Menschen zusammengesetzt war, hatte ein schönes Ansehen; allein sowohl den Offizieren aus diesem, als auch denen des Genie-Korps fehlte es an Kenntnissen; und in dieser Rücksicht kommen sie keineswegs den Oesterreichischen, und noch weniger den Französischen Artillerie-Offizieren gleich. Der große Ruf der Russischen Artillerie schreibt sich hauptsächlich von dem, den 15 September 1761 bei Küstrin statt gefundenen Gefechte her, wo zwei Kanonenschüsse der Russen hundert Preußen niederschmetterten, oder verwundeten.

Auch hatte die Russische Artillerie keine Gelegenheit, sich bei Belagerungen auszuzeichnen. Kolberg wurde durch Hungersnoth eingenommen. Da bei der Belagerung Bender's das Russische Geschütz wenig Wirkung that, so versuchte ein fremder Offizier es mit einer Compressionskugel, welche ebenfalls nicht den erwarteten Erfolg hatte, deren Explosion indeß die Türken erschreckte und veranlaßte, daß sie den bedeckten Weg verließen. Die in dem Augenblick zur Erstürmung desselben bestimmten Russen bemeisterten sich dessen, benutzten die in die Wälle äußerlich eingegrabenen Treppen, drangen auf die Weise fast ohne Widerstand in das Korps des Platzes ein, dessen Besatzung die Flucht ergriff. Der Soldat, von der Schlacht und vorzüglich vom Branntwein erhitzt, den man ihm vor derselben reichlich gespendet, tödtete alles, was in seinem Bereich war, und steckte die Stadt in Brand. Der Kommandant, der sich mit seinen Frauen in die Zitadelle geflüchtet hatte, ergab sich den Tag nachher.

Diese Eroberung blendete sehr, und das um so mehr, da die Belagerer weit geringer an Anzahl waren, als die Belagerten; sie beweist aber keineswegs die Vorzüglichkeit der Russischen Artillerie und Ingenieurs.

Es überraschte mich nicht, daß die Kalmücken und Kosaken, welche in der Kampagne mit uns zogen, von Plünderung lebten, da sie fast keine Löhnung erhielten: allein die Verwüstungen dieser zügellosen Banden schadeten eben so sehr unserer Armee, von welcher sie einen Theil bildeten, als der feindlichen. Ueberall, wo sie sich ausbreiteten, brachten sie Verwü-

stung, und es schien, als machten sie es sich zur Pflicht oder zu einem Ehrenpunkte, sich dem Zerstören hinzugeben; ihre Befehlshaber selbst konnten sie nicht zurückhalten.

Wie könnte man auch in der That irgend eine Truppe zu regelmäßiger Ordnung bringen, wenn man ihr den Sold, die erste Basis der Militair-Disziplin, nicht pünktlich zahlt?

Unabhängig von der eigentlichen Artillerie hatten die Russen bei den Bataillonen viele Kanonen, die von bloßen Infanteristen bedient wurden.

Diese Kanonen wirkten wenig und erschwerten nur das Manövre dieser Korps.

Die Schreibereien endlich waren in der Russischen Armee sehr vervielfältigt. Jede Kompagnie hatte mehrere Schreiber; jedes Regiment, jeder General hatte seine Kanzelei.

Die Employés des Kriegskollegiums wären für die Schreibereien des Militairs von ganz Europa hinreichend gewesen.

Einige bemerkenswerthe Personen.

Als ich nach Rußland kam, war der Gouverneur des Großfürsten, Graf Panin, Minister des Auswärtigen, — ein Mann von Geist, liebenswürdig, sanft, großmüthig, aber von wenig Kenntnissen, und der seine Umgebungen zu viel Einfluß gewinnen ließ. Er hatte sich als Hofmeister des Großfürsten um den Hof hoch verdient gemacht, wußte seinem Zögling Vertrauen einzuflößen und prägte ihm strenge Sitten und Ehrfurcht gegen die Kaiserin ein. Als Minister des Auswärtigen gebrauchte er viel Geld in Schweden ohne Erfolg; er konnte die daselbst zu Gunsten des Königs unternommene Revolution und den Triumph der Französischen Parthei nicht verhindern. Saldern veranlaßte ihn zu einer Unterhandlung, welche Holstein an Dänemark brachte, bei welcher Unterhandlung ich im Jahr 1771 gebraucht wurde.

Graf Panin starb in Ungnade, vom Großfürsten bedauert und die Achtung aller gutdenkenden Menschen mit sich ins Grab nehmend.

Graf von Saldern, der Sohn eines Wildmeisters, war Einnehmer auf einer Holsteiner Ballei, als er in einen bedenklichen Prozeß verwickelt wurde, der ihn nöthigte, nach Petersburg zu gehen, um da deshalb um Unterstützung anzuhalten; er zog sich so gut aus dem Prozesse, daß die Regierung zu Kiel, welche ihn eingeleitet, einen Verweis erhielt, und der Anwald, der gegen ihn auftrat, aufs Zuchthaus kam. Herr von Saldern hielt sich an den Grafen von Panin, und es gelang ihm, diesen zu überreden, daß eine enge Verbindung mit Dänemark sehr vortheilhaft für Rußland sei. Er hatte wegen der erfahrenen Verachtung von Seiten der Holstein'schen Noblesse Rache zu nehmen, welche unter Russischer Herrschaft sehr unabhängig war, und schlug daher der Russischen Regieruug vor, diese Provinz dem König von Dänemark gegen die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst zu geben, und letztere beiden einem jüngern Zweige des Hauses Holstein zu überlassen. Dieses Projekt wurde, nachdem es sich eine Zeitlang in die Länge gezogen, endlich ausgeführt; Rußland büßte durch den Verlust Holsteins zum Theil seinen Einfluß auf den Kopenhagener Hof ein. Aber Saldern wurde gerächt, er erhielt eine ansehnliche Pension von Oldenburg, und Geld von Dänemark. Seit 1768 wurde er von Rußland nach Dänemark zum Behufe der Unterhandlung wegen Holstein geschickt; man begreift wohl, daß er damals in Dänemark in großem Ansehen stehen mußte. Er veranlaßte die Kaiserin, beim Könige um den Grafentitel für Tolt anzuhalten; die Hauptmitglieder des geheimen Raths, Bernstorff und Reventlau glaubten, daß er in dieser Beförderung mitbegriffen sei. Doch man vergaß ihn, er fand sich dadurch gekränkt und bezeigte mir darüber seinen Verdruß, dessen Folgen für die Unterhandlung von Nachtheil seyn konnten. Im Jahre 1771 gab ihm der Petersburger Hof den Gesandschaftsposten zu Warschau, dieß war gleichsam ein Vize-Königreich für ihn: allein sei es durch Unbesonnenheit oder widriges Geschick,

genug, er verlor da sein Ansehen und fiel in Ungnade. Es wurde behauptet, er hätte Theil genommen an einer, zu Gunsten des Großfürsten im Gange gewesenen Verschwörung, — eine wenig wahrscheinliche Voraussetzung: Saldern war zu einsichtsvoll, um sich in solche Projekte zu mischen. Wie dem auch sei, so zog er sich mit seinen angehäuften Reichthümern ruhig nach Holstein zurück.

Ivan, der älteste von den beiden Grafen von Czernitscheff, war Minister der Marine und man hielt ihn für den Sohn Peter des Großen. Der zweite, Namens Sachar, war Kriegsminister. Man hatte ihn während des siebenjährigen Krieges gegen die Preußen gebraucht, er wurde gefangen und in eine Art Kerker eingesperrt. Er beschwerte sich lebhaft über diese unwürdige Behandlung und wurde auf sein Gesuch vor den König geführt. Diesen bat er, man mögte ihn doch mit den, einem General schuldigen Rücksichten behandeln: „Ihr seyd Mordbrenner,“ antwortete ihm Friedrich, und wandte ihm den Rükken zu. Es dauerte indessen nicht lange, so wurde Sachar Czernitscheff ausgewechselt und beauftragt, ein Korps von 30,000 Mann zu befehligen, welches Peter III. den Preußen zu Hilfe schickte. Zu der Zeit wurde der, früher von Friedrich so schlecht behandelte Russische General Gegenstand der liebreichsten Behandlung und der zartesten Aufmerksamkeiten des Monarchen. Nach der Katastrophe, welche Peter III. vom Throne stürzte, erhielt Sachar Czernitscheff Befehl, sich mit seinen Truppen von der Preußischen Armee zu trennen und nach Rußland zurückzukommen; allein trotz dieser bestimmten Ordre ließ er sich verleiten, noch ein oder zwei Tage den Oesterreichern gegenüber in einer feindlichen Stellung bei den Preußen zu verweilen, auf die Gefahr, die ihm anvertraute Armee zu kompromittiren und sich die Ungnade seiner Regierung zuzuziehen: so stark ist der Einfluß der Schmeicheleien eines Königs selbst auf einen Fremden, der an Hofränke gewöhnt ist.

Außerdem wurde Sachar Czernitscheff für einen Russischen General gehalten, der am fähigsten war, eine Armee zu führen und gute Ordnung darin zu halten.

Der Fürst Potemkin, welcher seitdem das Reich regierte, war von 1769 bis 70 General-Major. Ich habe ihn zu der Zeit genau gekannt. Er war von hohem und schönem Wuchs, wenig offener Physiognomie und kleiner Nase, hatte viel Geist, war aber zu Spötterei und hämischer Tadelsucht geneigt. Uebrigens war er kühn, sonderbar und selbst Cyniker in seinem Benehmen. Er wollte früher Erzbischof werden, und ich würde mich nicht gewundert haben, wenn er am Ende Mönch geworden wäre; er hatte, wie der größte Theil träger Menschen, Perioden, wo er große Thätigkeit zeigte. Gieriger nach Macht als nach Ruhm, bekundete er seinen Ehrgeiz hauptsächlich dadurch, daß er sein Ansehen mit Eifer und Beharrlichkeit zu Gunsten derer geltend machte, welche sich an ihn anschlossen.

Der Fürst Gallitzin, im Jahre 1769 Befehlshaber der ersten Russischen Armee, war ein braver und feiner Mann, obschon kein großer Soldat, und er würde wahrscheinlich den Krieg drei Jahre früher beendigt haben, wenn er im Kommando geblieben wäre, da er, nicht viel auf sich selbst rechnend, den Ansichten des Generals Bauer treulich gefolgt und im Jahre 1770 über die Donau gegangen wäre.

Der Graf Romanzoff hatte im Finnländischen Feldzuge als Kapitain und im siebenjährigen Krieg gegen Preußen als General gedient; in letzterm belagerte er Kolberg. Im Jahre 1769 befehligte er die zweite Russische Armee, so wie 1770 die erste. Dieser war ein Mann von vielem natürlichen Verstande, der aber wenig Kenntnisse hatte; er war halsstarrig in seinen Meinungen, sehr zu Eifersucht geneigt, ungewiß und unentschlossen, wenn er Befehle ertheilte, aus Furcht, sich zu kompromittiren. Sein Sekretair sagte von ihm sehr naiv: „er hat mich so sehr daran gewöhnt, auf eine zweideutige und unbestimmte Weise zu schreiben, daß meine Eltern aus meinen Briefen nicht erfahren können, ob ich mich wohl oder unwohl befinde." Graf Romanzoff schien mir geeigneter in der Gesellschaft, als an der Spitze einer Armee zu glänzen. Ich sehe ihn noch vor mir, wie er in seinem Zelte, mitten in einem zahlreichen Kreise, die Pfeife in der Hand und im Schlafrocke her-

umgehend, Geschichtchen aus der Belagerung von Kolberg erzählte, und über den und jenen Offizier auf eine pikante Weise spöttelte. Uebrigens war dieser General von Grund aus sehr rechtlichen Karakters und unzugänglich der Verführung und dem Geize.

Der General **Kamenskoi** verband mit der Freiheit und dem Benehmen eines Französischen Hofmanns die Gesichtsbildung eines Kalmücken. Er besaß Kenntnisse, besonders in der Mathematik, und hatte viel Muth; auch war er ein großer Bewunderer Karls des XII.

Der Fürst Repnin war liebenswürdig, verführerisch, vollen Geistes und freigebig bis zur Verschwendung; bei allen diesen glänzenden Eigenschaften machte er sich doch Feinde, durch sein stolzes Benehmen und sein auffahrendes Wesen. Niemand stellte seinen persönlichen Muth in Zweifel; allein er zeigte den Truppen, die er befehligte, zu viel Aengstlichkeit und ermüdete sie oft durch übertriebene Vorsichtsmaßregeln.

Der General Panin, derselbe, welcher Bender eingenommen, hatte nicht viel gelernt, er war aber sehr rechtlich und gut, von festem Karakter, und sorgte gern für alle, die unter seinen Befehlen dienten. Er verlangte darum seinen Abschied, weil der Hof den Offizieren, welche sich bei der Belagerung Bender's ausgezeichnet, die Belohnungen verweigerte. Dieser General, welcher die allgemeine Achtung wahrlich verdiente, schadete sich durch seine unvorsichtigen Reden, indem er ohne Zurückhaltung die Regierung und die Günstlinge tadelte. Er verglich seinen Bruder, den Minister, mit einem Pferde, welches jeder nach Belieben traben lassen könne, und fürchtete sich nicht zu äußern, daß es leicht sei, einen Kaiser einzusetzen, wenn man nur Branntwein unter die Garden vertheile.

General Bauer, geboren in Hessen, war der Sohn eines Försters und fing als Schreiber eines Salinen-Etablissements an. Im Jahre 1758 wurde er zum Unterlieutnant der Ingenieurs in der Armee des Prinzen Ferdinand von Braunschweig ernannt; und im siebenjährigen Krieg war er bereits General-Quartiermeister dieser Armee und Chef eines Husaren-Regi-

ments. Auf diese Weise erwarb er sich einen Ruf und ein Vermögen von 100,000 Thalern, und lebte von Letzterm einige Zeit in der Zurückgezogenheit zu Frankfurt am Main. Im Jahre 1770 trat er in der Eigenschaft eines General-Quartiermeisters und mit dem Grade eines General-Majors in die Russische Armee. Er vereinigte große Thätigkeit mit einem hohen Talente, das Terrain zu beurtheilen und es zu benutzen. Er trug hauptsächlich viel zu den glücklichen Erfolgen der Russischen Armee bei, welche ohne ihn die Umgebungen Chotzins nicht verlassen haben würden.

Der General Rennencamp, von Geburt ein Liefländer, hatte unter Münich gedient und war Lowendahl nach Frankreich gefolgt; zur Zeit, als Rußland sich gegen den Hof zu Versailles erklärte, berief man ihn von da zurück. Er wurde lange in Sibirien gebraucht und erwarb sich da Vermögen; er war ein Offizier von vieler Fähigkeit, stand aber niemals in Gunst. Im Jahre 1769 diente er in der Armee des Fürsten Gallitzin, verließ sie, als Romanzoff deren Befehl übernahm, ging zur zweiten Armee und zog sich nach der Belagerung Benders vom Dienste zurück.

Der Oberst Fabrician, Kommandeur eines Korps Husaren, nahm Galatz an der Donau, während die Armee in Winterquartieren in Podolien lag. Dieser brave, thätige, unternehmende Offizier, welcher bei den Soldaten beliebt war, wäre gewiß in einer andern Armee, wo das Verdienst geschätzt wird, eben so behandelt worden, als es Laudon von dem Hause Oesterreich war; allein Romanzoff entfernte ihn. Fabrician war dem Grafen von Saint-Germain eben so ähnlich an Gestalt als auch in seiner Handlungsweise.

Plan des Feldzuges gegen die Türken.

Im Jahre 1768 erklärte die Ottomanische Pforte Rußland den Krieg unter dem Vorwande, daß die Russen das Türkische Gebiet bei Balta verletzt hätten, indem sie eine Bande Heyducken verfolgten. Die wahre Ursache dieser Erklärung war Eifersucht, welche die Türken wegen der Besetzung Polens durch die Russischen Armeen empfanden, eine Eifersucht, die der Hof von Versailles, den Herr von Choiseul dirigirte, herbeigeführt oder unterhalten hatte.

Zu gleicher Zeit, als sie diese Erklärung machten, fielen die Türken in Polen ein, und konnten, durch zahlreiche Banden der unter dem Namen Konföderirten insurgirten Polen, unterstützt, die Russische Regierung in große Verlegenheiten setzen, da diese nicht vorbereitet war, diesen Kampf zu bestehen, und deren Truppen zum Theil zerstreut in Polen waren.

Der Plan der Türken bestand darin, die Armee des Großvezirs unmittelbar in Polen einrücken zu lassen, während daß der Chan der Tartaren die Ukraine überzog; sie hatten sich aber noch nicht mit hinlänglichen Magazinen versehen, ein Gegenstand, den sie sehr sorgfältig beachten; auch waren ihre Anordnungen, um diesen Kriegsplan in Ausführung zu bringen, noch nicht weit genug gediehen. Daher beschränkte sich von ihrer Seite zu Ende des Jahres 1768 und während des Winters von 1769 alles bloß auf einige Ausflüge der Tartaren in Neu-Rußland. Der Petersburger Hof hatte demnach gehörig Zeit, sich zum Kriege zu rüsten.

Dieser hatte den Plan, den Feind auf so vielen verschiedenen Punkten, als nur möglich, zu beschäftigen, damit er durch alle diese Diversionen genöthigt werde, seine Aufmerksamkeit und Kräfte zu theilen und in Polen mit keinen ansehnlichen Streitkräften zu operiren.

Die Türkische Grenze an Polen und Rußland betrug 5

bis 600 Stunden. Man beschloß diese ganze Grenze auf Einmal anzugreifen.

Der Fürst Gallitzin sollte durch einzelne Abtheilungen die Polnischen Insurgenten im Zaum halten und mit dem Kern seiner Armee in die Moldau eindringen.

Graf Romanzoff hatte den Auftrag, gegen die Tartaren der Krimm, Bessarabiens und Nogais zu agiren.

General von Berg sollte auf Precop losziehen.

General von Meden sollte an den Grenzen operiren, welche sich vom Ausfluß des Don's in die Wolga erstrecken.

Der Graf von Totleben hatte die besondere Bestimmung, die christlichen Völkerstämme der Kaukasischen Thäler zum Aufstande zu reizen und sie gegen das Ottomanische Reich zu richten. Dieser General, sagte man in Petersburg, habe täglich vierzig Könige in seinem Vorzimmer und vierzigtausend Mann unter seinen Befehlen stehen, obgleich er eigentlich nur einige Kompagnien Russischer Grenadiere befehligte, die ihm nicht einmal sehr gehorsamten; denn drei seiner Offiziere, wovon der Eine Tschloglokoff hieß, zettelten eine Verschwörung gegen ihn an.

Außerdem schickte man vertraute Leute an die Montenegriner, zur griechischen Religion sich bekennende Völkerschaften, die gewohnt waren, hinter ihren Felsen der Ottomanischen Macht zu trotzen; man ließ ihnen Geld, Artillerie, Munition verabreichen, um sie zu veranlassen, daß sie das benachbarte feindliche Gebiet beunruhigen.

Auf diese Weise fand sich das türkische Reich, von den Persischen Grenzen an bis zu denen Italiens, durch den Hof von Petersburg bedroht.

So weit aussehend dieser Plan auch war, so vergrößerte man ihn doch noch.

Eine Russische Flotte segelte von Kronstadt, dem äußersten östlichen Ende des Baltischen Meeres, ab, von da umkreiste sie Europa und kam, von dem Griechischen Archipel aus, Konstantinopel zu bedrohen.

Außerdem ließ man zu Voronetz, am Don, eine Flottille von funfzehn Galeeren, zehn Halbgaleeren, fünf Pramen und

dreißig kleine Schiffe bauen; diese Flotille mit 12,400 Mann und 1035 Kanonen versehen, sollte unter dem Befehle des Admirals Sinowieff ins schwarze Meer einlaufen.

Dieser Kriegsplan imponirte durch sein großartiges Ansehen, war aber in der That riesenhaft und unzusammenhängend. Die auf dieser unermeßlichen Ausdehnung entwickelten Streitkräfte boten nirgends Festigkeit und Kraft genug dar; die Korps, aus welchen sie bestanden, konnten sich nicht leicht mit einander in Verbindung setzen, noch sich gegenseitig unterstützen; ihre Richtung hatte sogar kein bestimmtes Ziel. Man mußte mit den Türken zu thun haben, um bei einem Plan der Art so glückliche Erfolge zu erlangen.

Die von Kronstadt nach dem Archipel geschickte Flotte kostete sehr beträchtliche Summen und war zum Theil mit Englischen und Dänischen Offizieren bemannt. Die Russische Admiralität kannte das Baltische Meer so wenig, daß die Schiffe dieser Ausrüstung den Sund nicht passiren konnten, da sie einen Fuß mehr ins Wasser maßen, als die Tiefe der See Kopenhagen gegenüber, betrug. Dänische Lootsen führten diese Flotte nach der Englischen Küste, von da wurde sie durch andere Steuerleute nach Mahon gebracht, hier wechselte sie wieder ihre Führer, ehe sie in dem Archipel ankam. Auf diese Weise brauchte die Russische Regierung nicht allein fremden Schutz, sondern auch die Hilfe der auswärtigen Mächte, um diese Flotte bis zu einem Meere gelangen zu lassen, wo sie keine Rhede besaß, anzulegen und in Sicherheit zu seyn.

Alexis Orloff, der nie anders als zu Lande gedient, befand sich gerade in Venedig, als er Befehl erhielt, ein Kommando bei dieser Expedition zu übernehmen; er war hierüber so bestürzt, daß er sich nicht enthalten konnte, laut zu rufen: „Man ist in Petersburg närrisch geworden."

Bei Tschesme stieß die Türkische Flotte auf die Russische. In dem Gefechte enterte das Russische Admiralschiff das Türkische, und beide flogen in die Luft. Die dadurch außer Fassung gebrachten Türken verließen ihre Schiffe und flohen zu Lande, und die Russen steckten die Schiffe in Brand. Nach

diesem Erfolg landeten sie bei Lemnos und belagerten seine Zitadelle. Hassan Pascha eilte mit 4000 Mann herbei, überfiel die Russen und nöthigte sie, sich schnell wieder einzuschiffen.

Fügt man zu diesem noch das Elend einiger Griechischer Völkerschaften hinzu, welche die Russen, nachdem sie dieselben zum Aufstand bewogen hatten, dem Zorn der Türken Preis gaben, so hat man die wahren Resultate dieser Expedition.

Man mußte das Türkische Reich vom schwarzen Meere aus, und nicht vom Archipel her bedrohen.

Der Petersburger Hof hätte mit weit weniger Gefahr und Kosten, als ihm die Expedition nach dem Archipel verursachte, und ohne seine Zuflucht zu auswärtigen Unterstützungen nehmen zu dürfen, im schwarzen Meere eine Flotte mit der Bestimmung ausrüsten sollen, 20,000 Mann in der Nähe Konstantinopels zu landen; der Krieg wäre dann vom zweiten Feldzug an beendigt gewesen.

Fehlte es zu dieser Ausrüstung an einer bequemen Rhede? Diese konnte man sich leicht verschaffen, wenn man die Haupt-Streitkräfte zu Lande gegen die Küste richtete, welche sich von Ackermann bis zur Krimm erstreckt.

Alle Krieges-Operationen mußten dahin gehen, eine Landung an den benachbarten Orten von Konstantinopel möglich zu machen.

Hatten denn die Russen vergessen, daß ihre Vorfahren im zehnten Jahrhundert aus den nämlichen Küsten, wovon wir sprechen, eine Unternehmung auf jene Stadt begannen?

Ein Schiff kann die Fahrt von der Krimm bis Konstantinopel in 24 Stunden machen; denn der Paß, welcher nach dieser Hauptstadt führt, hat neun bis zehn Monat im Jahre, Nord- und Nord-Ostwind, dergestalt, daß wenn ein Fahrzeug aus den nördlichen Küsten des schwarzen Meeres bei günstiger Jahreszeit abfährt, es fast sicher ist, guten Wind bis zum Paß und dem Hafen von Konstantinopel zu haben.

Die Strömung, welche nach dieser Richtung geht, ist so schnell, daß die Schiffe wenig von dem Feuer der Batterien zu fürchten haben, welche an dem Kanal, dessen Paß den Eingang

dazu bildet, angebracht sind. Nur wenn zwei oder drei Monat Südwind gewesen, bildet sich da eine entgegengesetzte Strömung.

Die Türkische Flotte könnte der gegen die Hauptstadt kommenden nicht anders entgegen gehen, als wenn sie bugsirt wurde; und wenn sie nach dem jedes Frühjahr bei ihnen üblichen Gebrauch jenseit des Kanals stationirte, so konnte die von Wind und Strömung begünstigte Flotte sie mit Vortheil angreifen.

Bei einem Kriege mit den Türken muß Konstantinopel immer das Ziel der Anstrengungen Rußlands seyn, sei es um zum Friedensschluß zu gelangen, indem man diese Hauptstadt so nah als möglich bedroht, oder um durch die Eroberung dieses Platzes, welcher die Haupt-Hilfsquellen des Feindes enthält, ihm einen tödtlichen Stoß zu versetzen.

Jeder andere Plan, als eine See-Expedition, scheint nur auf eine gefahrvollere und langsamere Weise zum Ziele zu führen; aber unter diesen andern Plänen würde der ohne Zweifel den Vorzug verdienen, der dahin ginge, eine Russische Armee so schleunig als möglich über die Donau zu bringen.

Der Feldzug des Jahres 1769.

Ich befand mich während dieses Feldzuges bei der Armee des Fürsten Gallitzin, welche beträchtlicher und zahlreicher als alle übrigen Heere war, da sie an den Orten operiren sollte, wo man die Hauptangriffe des Feindes vermuthete, und woselbst man sich daher vornahm, die größten Anstrengungen zu entwickeln.

Die Provinzen, wohin diese Armee den Kriegsschauplatz versetzen sollte, sind reich an Getreide, Vieh und allem, was zum Unterhalt einer Armee nöthig ist. Das Land ist voller Dörfer und Flecken; die Juden sind da in großer Anzahl und

können als Unternehmer zur Versorgung der Armee mit Lebensmitteln dienen. Das Klima ist da scharf, und es friert hier noch im April; im Sommer sind die Nächte kühl, und am Tage hat man außerordentlich große Hitzen. Wenn es zwei Stunden geregnet hat, sind die Wege aufgelöst und unbrauchbar. Obgleich die Landschaften einen abwechselnden Anblick gewähren, findet man doch wenig militairische Positionen; indeß können einige herrschaftliche und Kloster-Gebäude in Vertheidigungsstand gesetzt werden.

Der Dniester ist ein sehr reißender Strom und ergießt sich von Abhang zu Abhang; er bietet wenig Stellen dar, die zum Uebergange der Armeen geeignet wären; sein Bette ist steinig und folglich znr Befestigung von Pontons nicht günstig.

Dieser Fluß kann indeß im Sommer troz der Menge anderer, die sich da hinein ergießen, durchwatet werden. Wenn aber der Schnee plötzlich anfängt zu schmelzen oder es in den hochgelegenen Thälern übermäßig regnet, so schwillt der Dniester schnell an, reißt die Pontons fort, und es wird dann unmöglich hinüberzusetzen: dieser Fluß ist zu keiner Zeit schiffbar.

Das Land zwischen dem Dniester und dem Pruth ist, obschon sehr fruchtbar, doch wenig angebaut; es gibt da Weideplätze im Ueberfluß, eine Armee würde aber hier weder Mehl noch Hafer finden.

Bessarabien liefert viel Gerste und die Türken unterhalten damit ihre Pferde.

Die Bukowine, deren Landschaften von den Reisenden so sehr bewundert werden, hat viel Holz, Krümmungen und Orte, die sich zu Ueberfällen eignen; das Auge wird in diesen Gegenden leicht getäuscht, denn sie sind häufig durchschnitten, wo sie zusammenhangend scheinen. Man muß da mit Vorsicht marschiren, obschon die Türken selten von den Umständen des Terrains Vortheil ziehen.

Es war nothwendig, daß man den Türken an dem Dniester zuvor kam, um sie zu verhindern, in Polen einzufallen, und sich da mit den Konföderirten zu vereinigen.

Wenn man sich damit begnügte, die Passage des Dniesters

gegen sie zu vertheidigen, so konnte man sie nicht daran hindern, in Polen einzudringen. Wie war es möglich, eine so ausgedehnte Linie gegen eine zehnmal stärkere Armee, als die unsrige, zu behaupten?

Ueberdieß verlor man dadurch, daß man sich auf die Defensive beschränkte, den Vortheil, dem Feinde Schrecken einzuflößen. Die Türken in der Moldau zu bekämpfen und sich schnell an der Donau festzusetzen, das mußte das Ziel der Russischen Armee seyn.

Den 11. April 1769 versammelte Fürst Gallitzin seine Truppen bei Minkowitz.

Sein Neffe, der Fürst Prosorofski übernahm den Befehl des Vortrabs; die Reserve wurde dem Herrn von Stoffeln, dem ältesten der General-Lieutnants, anvertraut.

Am 15. April ging die Armee bei Kalus, östlich von Chotzin, über den Dniester; die Bagagen blieben zu Kalus. Man näherte sich Chotzin, das man durch einen plötzlichen Angriff wegzunehmen versuchte, der indeß mißlang und keine weitere Wirkung, als die Einäscherung der Vorstädte dieses Platzes hatte.

Die in diesen Türkischen Provinzen verbreiteten Christen bieten sich in Kriegeszeiten gern an, unter den Russischen Truppen zu dienen; der Fürst Gallitzin engagirte diejenigen, welche sich dazu meldeten und die man Arnauten nannte; dadurch vergrößerte er sein Armee mit indisziplinirten Banden und vermehrte auf diese Weise die Beschwerlichkeiten, welche schon die Kosaken verursachten.

Diese Arnauten waren Leute, die man nicht kannte und denen man nicht zu trauen wagte, da man nicht wußte, ob man sie als Freunde oder Feinde betrachten solle. Sie boten den Türken die Mittel dar, Spione unter uns zu unterhalten.

Das Beste wäre gewesen, wenn man alle diese Moldauischen, Wallachischen und Polnischen Vagabonden, welche unter den Russischen Truppen Dienste begehrten, in die Provinzen schickte, die vom Kriegsschauplatze entfernt waren, um Kolonnen aus denselben zu bilden; auf diese Weise würde man die

Gegenden, wo die Armee unterhalten werden sollte, von einer Menge Räuber und unnützer Mäuler befreit haben.

Eine Armee von 20,000 Mann, mit allem nöthigen Zubehör versehen, würde Chotzin in Zeit von 8 Tagen genommen haben, allein es fehlte an allem, was zur Bewirkung einer Belagerung erforderlich ist. Man konnte daher nur in so fern hoffen, sich zum Herrn des Platzes zu machen, wenn man die Besatzung in Schrecken setzte, um sie zu nöthigen, denselben zu verlassen.

Man glaubte diesen Zweck zu erreichen, wenn man das Korps in seinen Verschanzungen angriffe, welches die Approschen dieser Stadt vertheidigte. Es gelang, dasselbe aus seiner Stellung zu vertreiben. Allein dieser Verlust erschütterte die Besatzung keineswegs, deren Muth durch die Nähe des Groß-Vezirs aufrecht erhalten wurde; übrigens hatte dieses Gefecht, in welchem man nicht mehr als vierzehn Gefangene von den Türken machte, nichts Erschreckendes.

Den 21. April erlitt die Armee einen Verlust, weil sie in verschiedenen Theilen abgesondert war. Der Vortrab, die Reserve, das Gepäck und das Armee-Korps bildeten vier Divisionen, die alle zu sehr von einander entfernt waren, um sich gegenseitig unterstützen zu können. So lange der Feind in unserer Nähe war, hätten die Equipagen in regelmäßige Parks abgetheilt, und die Armee in deren Bereich seyn müssen, um sie auf dem Marsche oder der Station unterstützen zu können. Die schwere Reiterei belästigte uns, man hätte zwei oder dreitausend Infanteristen haben müssen, um 3000 Mann dieser Truppen, welche wir zu viel hatten, zu unterstützen.

Ich bezweifle, daß unsere Armee mehr als 25,000 Kombattanten ohne die Kosaken zählte, als wir über den Dniester gingen. Wenn man damals die Kürassire und die Ukrainischen Kosaken in Polen gelassen hätte, so wäre die Armee schneller in den Manövres und geeigneter zur Führung dieses Krieges gewesen.

Den 24. April ging die Armee über den Dniester zurück.

Den 5. Mai lagerte sie bei Menzibos.

Während des Monats Mai blieb die Armee in Polen in den Umgebungen von Menzibos und Bar. Inzwischen gingen Türkische Detaschements durch den Dniester, um diese Gegend zu verwüsten.

Nach einem den 5. Juni gehaltenen Kriegsrath, brach die Armee den 13ten nach Jerdin auf, einem Dorfe, welches eine Stunde vom Dniester und eine halbe Stunde von Kaminieck entfernt ist, und ließ diesen Platz links.

General-Lieutnant Rennenkamp hatte den Befehl, Chotzin gegenüber eine Stellung zu nehmen, die vom Platze durch den Fluß geschieden war, jenen mit Granaten zu beschießen und ihn dadurch zu beunruhigen; überhaupt so zu handeln, daß er die Aufmerksamkeit des Feindes auf sich lenke.

Unterdessen ging die Armee wieder den Dniester hinauf, kampirte den 22. Juni in Tschernokosnitz, einem gut gebauten Flecken, den die Türken eben zerstört hatten; den folgenden Tag lagerte sie sich auf die Anhöhen von Samochine bei Dutze und fing an, eine Brücke über den Fluß zu schlagen, über welche sie den 25. ging, ohne daß der Feind es bemerkt hätte.

Der Raum, zwischen der Brücke und der Stadt Chotzin, wo sich die Russen nach ihrem Uebergang über den Fluß befanden, war voller Schluchten und Defilés. Diese ließ die Armee links liegen, machte eine Schwenkung rechts, sie zu umgehen, lagerte sich den 26. in Saſtaona, den 27. in Sadabraona, den 28. zu Ragosi, einem Dorfe, welches eine Stunde vom Pruth und drei Stunden von Chotzin entfernt war. Erst den 29. Juni stieß die Armee auf die Türken zu Rakitine, und bis diesen Tag war es dem General Rennenkamp gelungen, den Feind zu täuschen, welcher sein Korps für die ganze Armee hielt.

Den 2. Juli, als der Fürst Gallitzin sich dem Platze nähern wollte, um das abgestochene Lager, das dessen Zugänge vertheidigte, anzugreifen, benutzte der Feind den Augenblick, wo der Vortrab durch Defiléen von der Armee getrennt war, warf einen Theil der unvorsichtig marschirenden Avant-Garde über den Haufen und verursachte einige Unordnung. Dieses

Unglück war indeß nicht groß, denn die Türken, statt diesen glücklich begonnenen Angriff mit Nachdruck zu verfolgen, verließen ihre Verschanzungen und zogen sich in die Stadt zurück.

Den 3. Juli nach einer nutzlosen Beschließung des Platzes fingen die Russen die Einschließung desselben an.

Den 12. versuchten die Türken einen Ausfall, aber ohne Erfolg.

Den 19. meldete Prinz Prosorofski, daß der Chan der Tartaren mit einer Armee von 80,000 Mann im Anzuge sei. Man detaschirte sogleich die General-Lieutnants Bruce und Stoffeln, erstern mit drei Regimentern Infanterie und sechs Regimentern Reiterei, letztern mit zehn Bataillons Grenadiere und zwei Regimentern Kuirassire, um das Korps von Prosorofski gegen die Tartaren zu unterstützen.

Die Kuirassire und Karabiner hinderten diese Detaschements, mit Leichtigkeit zu operiren. Wozu schickte man übrigens Verstärkungen gegen die Tartaren? Wäre es nicht besser gewesen, wenn man die Blokade aufgehoben und sich in Bereitschaft gesetzt hätte, den Feind bei seiner Ankunft zu bekämpfen?

Den 21. zogen sich die Generale Bruce und Stoffeln, bei der Annäherung des Feindes auf uns zurück, und wir schickten uns an, ihn zu empfangen, nämlich die verschiedenen Korps stellten sich unter dem Schutze von vier Redouten auf, mit Ausnahme der Kosaken und vier Husaren-Regimenter, welche voran gingen. Man hatte keinen andern Zweck als den, einen Angriff abzuschlagen; es war demnach unnütz und unklug, daß man dieses Husaren-Korps, ohne es durch Infanterie zu unterstützen, voran schickte.

Am 22. Juli griff der Chan unsere Armee, oder vielmehr die leichten vordern Truppen, an. Die Kosaken zogen sich bald hinter die Redouten zurück, die Husaren hielten einige Zeit Stand und manövrirten mit Ordnung: so wie sie aber bloßgestellt waren, hatte das Gefecht ein Ende. Ich befand mich in der ersten Redoute, wo der General Stoffeln befehligte: man hatte aus allen vier Redouten bloß drei Kanonenschüsse gethan.

Die Russen zählten dreißig Getödtete und funfzig Verwundete, und ihr Verlust wäre geringer gewesen, wenn sie die Husaren abberufen hätten, welche ohne allen Zweck bloß gestellt waren, und die der Feind in die Flanke nehmen konnte. Minkewitz, Lieutnant bei diesem Korps, der in Preußen gedient hatte, wurde bei dieser Gelegenheit getödtet. Er hatte eine Geliebte, welche ihn zu Pferde begleitete und muthig in seiner Nähe mitfocht, um ihn zu vertheidigen.

Die Soldaten fingen an, der Langsamkeit überdrüssig zu werden, welche die Operationen der Armee zu lähmen schien. Des Nachts hörte man die Schildwachen rufen: „Münich, schicke uns deine Stiefel um uns zu kommandiren." Außerdem hatte man ein Losungswort, womit man das Lob der Husaren bezeichnete. Die, welche den Preußischen Krieg mitgemacht hatten, thaten sich etwas zu Gute darauf, den Ruhm des Königs Friedrich herauszustreichen.

Den 25. Juli wurde die Einschließung Chotzins aufgehoben, als die Armee des Groß-Vezirs in Anzug war. Der Fürst Prosorofski zog sich mit dem Vortrab auf das Armeecorps zurück, und der General Rennencamp nahm eine Stellung gegen Okop, an den Ufern dieses Flusses, um die Bagagen und die geschlagene Brücke zu decken.

Unsere Armee war in einem Winkel konzentrirt, den der Fluß mit dem durch mehrere Defiléen getrennten Gebirgsfuß bildete. Wenn der Groß-Vezir den rechten Zeitpunkt benutzt hätte, ein starkes Kavallerie-Korps den Dniester durchwaten zu lassen, um es auf das andere Ufer zu versetzen, welches dasselbe verheert und unsere Brücke bedroht hätte, so würde dieß Manövre uns in große Verlegenheit gebracht haben.

Die Nacht vom 1. zum 2. August ging die Russische Armee in guter Ordnung auf das linke Ufer des Flusses zurück, ohne vom Feinde beunruhigt zu werden; General Rennenkamp bildete den Nachtrab. Mit Tagesanbruch waren alle Truppen herüber, und die Armee nahm eine Stellung. Die Nacht war hell, der Morgen schön und einer der günstigsten, um dieses militairische Schauspiel zu genießen.

Einige Türken kamen herbei, als der Nachtrab mit der Abtragung der Brücke beschäftigt war, allein zu spät, um Beunruhigung zu veranlassen.

Am 3. August kampirte die Armee in Kniaghena, eine Stunde von Kaminieck. Den 6. passirte eine Türkische Abtheilung den Fluß und veranlaßte ein lebhaftes Scharmützel.

Am 14. fingen die Türken an, unterhalb Chotzin eine Brücke zu errichten und setzten eine große Abtheilung auf das linke Ufer des Flusses über; dieser Umstand bewog den Fürsten Gallitzin, seine Stellung zu verlassen, um sich dem Feinde zu nähern.

Der General-Major Kaminski, welcher vorausgeschickt wurde, brachte die Nacht in einem Gehölze, Chotzin gegenüber, zu, und ließ da einen Verhau anlegen. Den 16. lagerte sich die Russische Armee gegen Chotzin und verschanzte sich. Die Türken beschossen uns von der Stadt aus, zwei oder drei Kugeln trafen unser Lager, und dieß veranlaßte, daß man das Hauptquartier zurück verlegte.

Am 20. vollendeten die Türken ihre Brücke und ließen ein Detaschement hinüber gehen, welches sich verschanzte, nämlich es stellte sich an der Spitze der Brücke auf, und deckte sich durch einen Graben, wie man ihn gewöhnlich die erste Nacht macht, wo man vor einem zu belagernden Platz die Laufgräben eröffnet.

Es war sehr unvernünftig von ihnen, daß sie diese Abtheilung über den Fluß gehen ließen und es in unsere Nähe versetzten; der Feldzug der Russischen Armee wäre verfehlt gewesen, wenn die Türken das Detaschement vom linken Ufer des Flusses zurückgezogen und die Brücke zu rechter Zeit abgetragen hätten.

General-Major Molina, welcher die Ingenieurs befehligte, ließ eine mit Granaten, Raketen u. s. w. gefüllte Maschine verfertigen, um damit die Brücke des Feindes zu zerstören. Nach langer Arbeit, die nur zu offen betrieben wurde, schleuderte man diese Höllen-Maschine zu Schwanitz in den Dniester; allein die davon unterrichteten Türken machten sie nutzlos, in-

dem sie dieselbe durch ein vorwärts der Brücke angebrachtes Filet aufhielten.

In der Nacht vom 22. und 23. August griffen die Russen, 4000 Mann stark, das Detaschement Türken an, welches uns gegenüber den Brückenkopf vertheidigte. Dieß mißlang: solche nächtlichen Unternehmungen gehen nie ohne Verwirrung ab.

Hätten 6000 Russen mit Tagesanbruch sich gegen das Türkische Detaschement in Bewegung gesetzt, so würden sie es gewiß vernichtet haben.

Das Geschütz von Chotzin, welches von der Höhe hinabspielte, war wenig zu fürchten: überdieß wird das Türkische Geschütz schlecht bedient. Man konnte damals den Fluß nicht durchwaten. Die von der Brücke her kommenden Unterstützungen wären von den Fliehenden niedergetreten worden und der Erfolg war fast unfehlbar. Das oben erwähnte Gehölz war in der Nähe und die Russen würden sich dahin zurückgezogen haben, nachdem sie ihren Angriff vollendet hätten; man würde die Brücke unversehrt gelassen haben, um den Feind zu veranlassen, ferner herbeizukommen und sich schlagen zu lassen. Dadurch, daß man bei hellem Tage angriff, hätten sich die Truppen an regelmäßige und nachdrückliche Manövres gewöhnt; sie würden den Gebrauch des Bajonets kennen gelernt haben, welches von allen Angriffs-Waffen die fürchterlichste ist.

Dieser nächtliche Angriff hielt den Feind nicht ab, oft über den Fluß zu gehen und sich an dessen Ufern, so wie links des Gehölzes, welches eine Abtheilung unserer Truppen besetzt hielt, auszudehnen.

Den 29. August wurde dieß vom Grafen Bruce befehligte Detaschement sehr verstärkt. Man ließ den von Kaminski den 14. angefangenen Verhau noch weiter ausdehnen und bildete zwei Redouten. Von diesem Posten aus wollte man eine neue Unternehmung gegen den Feind beginnen, dieser aber kam uns zuvor.

Mit Tagesanbruch stieg ich zu Pferde, um aus bloßer Neugierde das Gehölz und die darin getroffenen Anordnungen zu besichtigen; ich untersuchte sogleich den Verhau; der mir

schlecht geordnet, zu weit ausgedehnt, zu tief im Holze, keinesweges flankirt und nicht hinlänglich mit Truppen versehen schien.

Da ich weiter außerhalb des Gehölzes mich begeben hatte und mich in der Nähe der einen Redoute befand, um andere Stellungen zu untersuchen, bemerkte ich, wie der Feind entschlossener als gewöhnlich anrückte. Ich kehrte schnell zurück, um seine Bewegung zu beobachten. Die Tapfern befanden sich an der Spitze mit ihren Fahnen; sie verdoppelten ihren Eifer, als sie die Russische Reiterei vorwärts der Redoute, von welcher ich sprach, bemerkten. Da diese Kavallerie sie maskirte, so hätte sie sich näher an die Redoute ziehen sollen, um dadurch geschützt zu werden. Allein der Befehlshaber der Reiterei machte Kolonne, die rechte Seite gegen das Gehölz gerichtet. Der Feind zögerte keinen Augenblick, warf sich auf das Holz, um sie in die Flanke zu fassen. In einem Nu war die Reiterei in Unordnung gebracht; doch hörte die Gefahr auf, so wie die Redoute demaskirt wurde. Die Kavallerie bewirkte darauf eine Unordnung, die sie gleich Anfangs auf eine regelmäßige Weise hätte bewerkstelligen müssen, und begab sich unter den Schutz der Redoute. Ich befand mich mitten im Getümmel und zog mich, Dank sei es der Stärke meines Rosses, glücklich heraus.

Nachdem der Feind dieses Kavallerie-Korps vertrieben hatte, verfolgte er seinen Marsch in das Gehölz. Er drang durch die Oeffnung des Verhau's ein, brachte die zu dessen Vertheidigung bestimmten Truppen in Unordnung, und rückte bis zu den Spanischen Reutern, welche die ersten Linien des großen Vierecks unserer Armee deckten, vor. Er konnte indessen, da die Redouten unangegriffen geblieben, die genommene Stellung nicht behaupten und eben so wenig seinen Angriff verfolgen. Es schien dieß auch seine Absicht nicht zu seyn, er wollte bloß eine Diversion bewirken, um den Erfolg einer ganz andern Unternehmung zu begünstigen.

Auch sah man zu Anfang des Angriffs auf das Gehölz eine andere Truppe heranrücken, welche immer größer wurde, je näher sie herankam. Sie eilte mit dem größten Ungestüm herbei, zwang unsere Husaren zum Rückzug, dehnte sich im

Rücken unserer Armee aus und ging auf die bei Kaminieck aufgestellten Equipagen los, wo sie 1600 Ochsen wegnahm. Damit endigte sich diese ganze Unternehmung.

Da unsere Armee zu gleicher Zeit in der Fronte, an der Seite und im Rücken angegriffen war, und man zugleich aus allen Redouten schoß, so schien die Unordnung aufs Aeußerste gebracht, und der Rauch benahm dem Auge den Anblick dessen, was da vorging; es war demnach schwer, unsere Stellung gehörig zu beurtheilen.

Ich war noch nicht genug an die Weise gewöhnt, wie die Türken den Krieg führen, als daß der Gedanke, im Rücken angegriffen zu seyn, nicht einen unangenehmen Eindruck auf mich machen mußte. Doch ich bemerkte bald, daß der Rauch zugleich mit dem Feinde verschwand.

Das im Gehölze als Reserve postirte, vier und zwanzig Kompagnien Grenadiere starke Korps hatte seine Schuldigkeit nicht gethan, sei es weil es nicht zur Vertheidigung des Verhaues herbeigeeilt war, oder daß es nicht gegen die Flanke des Feindes operirte, der nach den ersten glücklichen Erfolgen sich in das Holz hineingewagt hatte: ein panischer Schrecken hielt dieses Grenadier-Korps unbeweglich auf einer Stelle.

Wie dem auch sei, so belohnte der Hof von Petersburg, auf den ihm gemachten Bericht dieses Gefechts, den Befehlshaber des Postens in dem Verhau, welcher vor dem Feinde geflohen war, so wie den Kommandeur der Grenadiere, der es weder gewagt hatte, dem erwähnten Posten zu Hilfe zu kommen, noch sich den Türken zu zeigen.

Der Kampf vom 29. August kostete der Russischen Armee hundert acht und sechzig Todte und vierhundert vier und dreißig Verwundete; der größte Verlust traf das Fußvolk des Verhaues, welches gewichen war.

Der Oberst vom Regiment St. Petersburg war verwundet von den Seinigen verlassen, und wurde getödtet. Nachdem der Feind sich zurückgezogen hatte, fand man den Leichnam dieses Obersten, dessen Kopf die Türken mitgenommen; man brachte den Körper in das Lager, um ihm die letzte Ehre an-

zuthun und paßte ihm einen andern Kopf an, um die Ehre des Regiments zu retten: der Oberst war von brauner Gesichtsfarbe, der ihm angepaßte fremde Kopf aber blond. Ich war bei diesem Aufzug, der trotz dem Ansehen eines Leichenbegängnisses, doch etwas Lächerliches hatte.

Die Türken beobachten es als eine religiöse Sitte, ihre Todten fortzuschaffen, und zeigen außerdem viel Theilnahme für ihre Waffengefährten. In einem Scharmützel, welches kurz vorher statt gefunden, wurde einem von ihnen das Pferd getödtet. Der Reiter war demnach unberitten und verloren, allein fünf oder sechs seiner Gefährten warfen sich vor ihn hin, damit er entwischen konnte. Dergleichen Handlungen findet man unter den Türken häufig.

Wie unbesorgt die Russen auch immer seyn mögen, so empfand man doch, daß der erlittene Stoß von den schlechten Anordnungen herrührte die man im Gehölze getroffen hatte.

Demnach wurde der General Rennenkomp noch denselben Abend nach dem Gefechte in das Gehölz geschickt und beschäftigte sich auf der Stelle, dem Uebel abzuhelfen. Nach vier und zwanzig stündiger Arbeit wurde aus diesem Posten, welcher vorher einer wüsten Stelle ähnlich sah, schon ein militairisches Etablissement. Es dachte keiner daran, diesen geschickten Offizier zu belohnen, da er keine Verbindungen bei Hofe hatte. Als er erfuhr, daß der Graf Romanzoff zu unserer Befehligung anlangen soll, so fürchtete er, unter die Befehle dieses neuen Chefs gestellt zu werden, und ging zur zweiten Armee.

Den 5. September zeigte sich eine zahlreiche feindliche Abtheilung nahe am Gehölze und wurde zurückgetrieben.

Zu der Zeit fielen unaufhörliche Regengüsse an den Karpatischen Gebirgen und entschieden über die Erfolge dieses Feldzuges; sie vergrößerten die Gewässer des Dniesters und gaben seinem Strome eine außerordentliche Schnelligkeit und Ungestümheit.

Am 6. September des Morgens meldete uns der Kommandant des Schlosses Schwanitz, daß die Brücke der Türken über den Dniester durch die Gewalt des Wassers fortgerissen

wurde; auf diese Weise war ihr starkes Detaschement am linken Ufer des Flusses, woselbst wir seit Anfange Augusts im Lager standen, von ihrem Armee-Corps abgeschnitten, ohne die geringste Möglichkeit, sich mit demselben in Verbindung zu setzen und wieder zu ihm zu stoßen.

Wir beschlossen, diesen Umstand ohne Zögerung zu benutzen. In der Nacht vom 6. zum 7. September ließen wir dieses Detaschement durch 5 Corps, jedes zu tausend Mann, angreifen.

Dieser nächtliche Anfall war keinesweges zweckmäßig und man wiederholte auf die Weise denselben Fehler, welchen man in der Nacht zwischen dem 22. und 23. August gemacht hatte; doch war der Erfolg vollkommen und das Türkische Detaschement völlig aufgerieben.

Man hat behaupten wollen, daß dieses Korps 12,000 Mann stark gewesen sei; allein der durch die Verschanzung gebildete innere Raum wäre für ein so zahlreiches Korps viel zu klein gewesen, und die Türken brauchen weit mehr Raum zu ihren Lagerungen als die, welche die Regeln der alten Lagerkunst befolgen. Fast das ganze Detaschement mußte über die Klinge springen oder kam im Flusse um; die Zahl der Gefangenen war unbedeutend, es blieben nicht dreihundert Todte auf dem Platze, und es befand sich daselbst nicht ein einziges Stück Geschütz.

Dieses Gefecht kostete den Russen 89 Todte und 436 Verwundete.

Den 8. September errichtete man am Ufer des Flusses eine Batterie, um Chotzin zu beschießen, was aber unnütz war; denn der Verlust der Brücke und ihres Detaschements, und besonders die Langeweile, entmuthigten die Türken dermaßen, daß ihre ganze Armee und ihre Besatzung Chotzin's sich auflösten und davon flohen.

Die Kaiserin war unzufrieden mit dem Fürsten Gallitzin: seit einem halben Monat war ihm eingeschärft, den Befehl der Armee dem Grafen Romanzoff abzutreten und er erließ daher keine Ordres, sondern wartete die Ankunft seines Nachfolgers ab.

Den 9. September nahm man die Verschanzung der Türken in Augenschein, welche ein Gegenstand der allgemeinen Neugierde war.

Die Verschanzung war schlecht angelegt, das Terrain, welche sie einschloß, neigte sich zu abschüssig und steil gegen den Fluß hin. Die Körper der Türken, längs hingestreckt, den Kopf unterwärts, schienen in den Fluß hinab gestürzt zu seyn. Sie gewährten den imposanten Anblick einer Race sehr plump gebauter Menschen, nämlich von erhöhter Stirne, dickem Halse, breiten Schultern, und sehr muskulöser Kniebeugung. Den nämlichen Tag fand man noch einige lebendige Türken, die sich unter den Trümmern der Brücke verborgen hielten.

Nicht Ein Soldat erschien auf den Wällen Chotzins, und trauriges Schweigen herrschte in dieser Stadt. Gleichwohl hatte noch keiner von den unsrigen jenseit des Flusses hinüber gesetzt. Ich vermuthete, daß der Feind den Platz verlassen hätte, und um mich der Sache zu vergewissern, veranlaßte ich zwei Kosaken, welchen ich zwei Rubel versprach, durch den Strom zu waten, um auf dem gegenseitigen Ufer auf Entdeckung auszugehen; das vollkommen ruhige Wetter begünstigte sie; sie berichteten, daß die Türken sich zurückgezogen haben und niemand in der Stadt geblieben sei.

Zwei Tage darauf ging der General Elmt mit einer Abtheilung über den Fluß; einige Grenadiere gingen ganz gemächlich durch eins der Thore in die Stadt, der General hingegen ließ sich über die Mauern ziehen, um dieser Eroberung mehr Glanz zu geben.

In der Stadt fand man einen Greis, seine Frau und ihre Kinder, im Ganzen sieben kranke Personen.

Die Besatzung, sagte man, war 12,000 Soldaten stark; weder Versprechungen noch Geschenke vermogten sie, da zu bleiben. Sie zogen ab, ohne sich erst die Mühe zu nehmen, ihre Kanonen zu vernageln; man zählte deren 167, davon waren drei von Eisen, die übrigen aber von Bronze; außerdem fand man noch drei bronzene Mörser. Die Magazine waren schlecht mit Mundvorrath versehen.

Zur Seite des Kommandantenhauses sah man Pyramiden von Russischen Köpfen, wie man in den Zeughäusern die Kanonenkugelu aufgeschichtet findet; durch die Kopfbedeckung erkannte man die Köpfe der Grenadiere, Füsiliere, der Husaren und Kosaken. Die sehr ausgedehnten Vorstädte waren bereits abgebrannt. Ein Strom theilt die Stadt in zwei Hügel; die abgesonderten nnd unregelmäßigen Häuser gewährten einen widrigen Anblick, den die Menge Kadaver, welche man unbeerdigt gelassen hatte, noch scheußlicher machte. Sonst war die Aussicht des Hauses des Pascha gegen Polen hin prächtig.

Chotzin bildet ein längliches Viereck, eine seiner schwächsten Seiten ist die am Dniester; die entgegengesetzte Seite wird durch vier Bastionen nach altem Styl und bestreichende Werke flankirt. Die gegen den Fluß befindliche Zitadelle hat nichts Bemerkenswerthes. Wie unbedeutend auch die Wälle Chotzins waren, so glaube ich doch nicht, daß es räthlich gewesen wäre, deren Bestürmung zu versuchen.

Einige Tage nach der Besetzung dieses Platzes ging der Fürst Gallitzin mit dem Hauptquartier über den Fluß, um das Te Deum in dem Hause des Pascha singen zu lassen.

Der Graf Romanzoff hätte schon vor dem 6. September bei der Armee eintreffen und allein den Ruhm der erlangten Vortheile so wie der Einnahme Chotzins davon tragen können. Doch fiel diese Ehre dem Fürsten Gallitzin zu und er empfing sie mit einer seltenen Bescheidenheit. —

Einige Tage beschäftigten sich die Kosaken damit, die ertrunkenen Türken aufzufischen, um deren Sachen und Kostbarkeiten zu erhalten. Sie fingen dieselben mit ihren Piken auf, wie man im Norden die Aale fängt.

Es entstand hierauf am Ufer des Fusses ein Markt zum Verkauf der Geräthschaften der aus dem Wasser gezogenen Reiter und Pferde.

Den 17. September reiste der Fürst Gallitzin nach Petersburg ab, nachdem er das Kommando dem Grafen Romanzoff übergeben hatte. Dieser bezog die Winterquartiere in Podolien.

Das Hauptquartier wurde nach Letichoff verlegt. Oberst Weißmann wurde zum Kommandanten von Chotzin ernannt.

Denselben Tag marschirte der General Elmt mit einem Detaschement nach der Moldau; in Jassy empfing er die Huldigung der Provinz. Man sagte, daß er bei dieser Gelegenheit auf einem Throne saß, und seine Hände den Boyaren und Magnaten zu küssen reichte.

In Jassy entdeckte man einen Franzosen, Namens Rüffin, welcher in diesem Lande, wie Tott sonst in Konstantinopel, gebraucht worden war. Man schickte ihn in das Hauptquartier des Grafen Romanzoff, wo man ihn im Auge behielt, ohne ihn jedoch wie einen Gefangenen zu behandeln: in der Folge wurde er unsichtbar, und der Hof von Versailles reklamirte denselben, jedoch ohne Erfolg. Um seine Auslieferung zu bewerkstelligen, mußte der Graf von Choiseul zuvor dem Hofe von Petersburg förmlich drohen, daß wofern man Rüffin nicht innerhalb 14 Tagen auslieferte, man den Russischen Minister in Paris arretiren werde.

Während des Winters setzte der General Stoffeln den Krieg in der Moldau mit Erfolg fort, wenn man eine Verwüstung so benennen kann. Fast alle Städte oder die Vorstädte, welche noch größer als jene selbst, wurden in dieser Gegend niedergebrannt. Der General bemühte sich vergebens, diese Zerstörung zu verhindern; die regulären Truppen gehorchten ihm, er konnte aber nicht die Kosaken und Arnauten im Zaume halten.

Das Korps von Stoffeln war funfzig Stunden weit vom Hauptquartier entfernt, das des Obersten Fabrician sogar noch weiter, und doch prätentirte der Graf Romanzoff, ihre geringsten Bewegungen zu richten.

Er beschwerte sich darüber, daß der General Stoffeln nicht Thätigkeit genug zeigte. Folgender Ausdruck des Letztern, man müsse langsam eilen (Festina lente), diente dem Grafen Romanzoff zum Text, um den General Stoffeln vor allen Offizieren seines Hauptquartiers, aus denen sein kleiner Hof bestand, lächerlich zu machen.

Dennoch ist es gewiß, daß Stoffeln während des ganzen Winters den Krieg sehr thätig betrieben, und daß der Kommandant en Chef nicht ein einziges Mal das Hauptquartier verließ, ohne zugleich alle Quartiere der Armee und die Truppen zu besichtigen, und ohne, daß ein einziges Bataillon in seiner Gegenwart exercirt hätte. Ich kann dieß alles bestätigen, da ich den ganzen Winter im Hauptquartiere blieb.

Ungeachtet der Verwüstungen, welche das Stoffeln'sche Korps in der Moldau veranlaßte, würde eine Armee von 20,000 Mann recht gemächlich daselbst Unterhalt gefunden haben; dieß Land hat einen Ueberfluß an Ochsen und Fourage, und mit Geld und Ordnung würde man sich auch Getreide verschafft haben.

Der Kommandant en Chef konnte in Podolien einige Kompagnien lassen, um die Rekruten zu exerciren und die nöthigen Lieferungen anzuordnen, sodann sollte er den Winter mit dem Gros seiner Streitkräfte in die Moldau ziehen und an der Donau festen Fuß fassen.

Im Monat März würde der Rest der Truppen in Podolien zur Armee gestoßen seyn, welche nunmehr über die Donau gehen konnte, wie es im Frühjahr 1774 geschah, Bender wäre denn ohne Schwertstreich gefallen, und der Feind gezwungen gewesen, vier Jahr früher Frieden zu machen.

Man würde sich bemüht haben, einen der festen Plätze an der Donau zu nehmen, um einen Stützpunkt für die Operationen der Armee zu erlangen. War eine Belagerung mit zu vielen Schwierigkeiten verbunden, so konnte man sich leicht an mehrern Orten der Donau verschanzen, was so viel werth gewesen wäre, als die türkischen Zitadellen; das Land bot Materialien dazu im Ueberfluß dar, und es hätte auch an keiner Zeit gefehlt. Unterdessen konnte das Stoffeln'sche Detaschement Lebensmittel anhäufen und den Weg zu einer solchen Expedition öffnen, da in Ermangelung derselben das Detaschement ohne Zweck agirte und durch seine Verheerungen den spätern Operationen geschadet wurde. Da man kein einziges Etablissement gründete und kein Terrain gewann, — ein gleichwohl sehr we-

fentlicher Umstand in jedem Kriege und besonders gegen die Türken, — so mußte das Detaschement nothwendig, nachdem es sich unnöthiger Weise geschwächt, sich in dem Fall befinden, eine rückgängige Bewegung zu machen, und sich wieder der Armee in Podolien anzuschließen.

Man wird einwenden, daß die Russische Armee nicht zahlreich genug war, um eine solche Expedition zu bewerkstelligen.

Doch war sie etwa im folgenden Feldzuge beträchtlicher, als der Feind alle seine Streitkräfte vereinigt hatte? Warum sollte sie also nicht hinlänglich gewesen seyn, zu einer Zeit, wo die feindlichen Kräfte noch nicht beisammen waren?

Gegen Ende Novembers, oder zu Anfange Dezembers rückte der Oberst Fabrician mit einem Korps von 1500 Mann gegen Gallatz an der Donau vor. Nahe bei diesem Platze angelangt, sah er sich von einer 15 bis 20,000 Mann starken Türkischen Armee umringt: Fabrician marschirte gerade auf eine feindliche Batterie los, welche die Approschen von Gallatz vertheidigen sollte, nahm die Batterie weg, zerstreute die Türken und bemeisterte sich der Stadt.

Zum Lohne für diese nach meinem Dafürhalten schönste That des ganzen Krieges, erhielt er zuerst das St. Georgen-Kreuz, einen erst vor kurzem gestifteten Orden. Fabrician war sogar einige Zeit alleiniger Ritter desselben, und die Kaiserin, welche es verstand, den Werth dieser Belohnungen durch die Grazie, womit sie solche würzte, noch mehr zu erhöhen, sagte mehreremale öffentlich: „es giebt nur zwei, Fabrician und ich, die diese Dekoration theilen."

Welch eine Ehre für den St. Georgen-Orden, den ein so braver Offizier berühmt zu machen angefangen!

Die Affaire bei Gallatz war die unmittelbare Ursache zum Unglück des Majors Anrep. Er hatte sich bei diesem Gefechte, unter den Befehlen Fabricians, durch Muth ausgezeichnet; von dem Wunsche beseelt, ebenfalls das Georgen-Kreuz zu erlangen, suchte er Gelegenheit sich hervorzuthun, und glaubte diese bei Bucharest gefunden zu haben, wo er eine Abtheilung

von 700 Jägern befehligte. Nicht weit von der Stellung, welche er inne hatte, befand sich ein von guten Mauern eingeschlossenes Kloster, wohin man einige Kosaken und Arnauten gestellt hatte. Der Kommandant dieser Art Feste sah ein feindliches Korps anrücken und unterrichtete Anrep davon, der zur Befreiung derselben herbeieilte. Die Türken, welche bei Annäherung Anreps den Angriff auf das Kloster aufgegeben hatten, überraschten dieses Korps in einem Gehölze, wo das Geschütz wenig wirkte, und rieben es dermaßen auf, daß nicht Ein Mann davon kam. Der Kommandant des Klosters hätte wohl einen Ausfall versuchen können, um die so großmüthig zu seiner Hilfe herbeigeeilten Mannschaften zu befreien, allein er that nichts. Anderseits hätte Anrep, wenn er weniger eilfertig gewesen wäre, in Uebereinstimmung mit General Sametin operiren können, welcher einen Marsch von ihm entfernt war. Dieser fand Tages darauf bei seiner Ankunft mit vier Bataillonen auf dem Schlachtfelde die Leichname sämmtlicher Jäger, deren Köpfe man abgehauen und mitgenommen hatte. Anrep's Kopf wurde nach Konstantinopel gebracht und daselbst drei Tage herumgetragen.

Der Hospodar der Moldau wurde beim Gefechte zu Galatz gefangen genommen und nach Bucharest gebracht, wo er an einer Krankheit starb. Der Hospodar der Wallachei, Gregorius Giko, als er sich nahe daran befand, zum Gefangenen gemacht zu werden, stellte sich, seine Familie und Begleitung unter den Schutz der Russen. Unter Bedeckung eines Obersten begab er sich vom Hauptquartier nach Petersburg; in der Folge kam er zur Armee zurück und machte als Freiwilliger den Feldzug von 1770 mit. Dieser Mann von feinem und geistreichem Anstand war 45 Jahr alt; er wurde später auf Befehl des Sultans erdrosselt.

Der Graf von Henckel, ein Preußischer Freiwilliger, mit dem ich sehr genau verbunden war, hat über diese Winter-Expeditionen ein Tagebuch geführt, zu welchem ich die Pläne geliefert. Dieses Journal verdiente wohl bekannt gemacht zu

werden: denn der Verfasser war ein feiner Beobachter und verstand sein Fach gut. *)

Der Feldzug von 1770.

Den 12. Mai versammelte sich die Russische Armee Chotzin gegenüber, den 15. ging sie über den Dniester und zwar nach den Anordnungen des Generals Bauer, neuen General-Quartiermeisters.

Beim Lager nahm die ganze Infanterie ein Viereck ein, und die Kavallerie stellte sich hinter demselben in Linie auf. Auf dem Marsche war die Armee in sieben Kolonnen getheilt; die vierte Kolonne, nämlich die des Zentrums, bestand aus dem größten Theile des Artillerie-Parks und aus zwei Bataillons Grenadieren; die Reiterei bildete die erste und siebente Kolonne und deckte die Flanken der fünf andern; die ebenfalls in sieben Kolonnen marschirenden Equipagen folgten darauf.

*) Im Jahre 1771 speiste ich in Potsdam zu Mittage beim Grafen von Henckel mit Quintus Icilius (Guichard); die Unterhaltung lenkte sich auf die, während des Feldzuges im vorigen Jahre (1770) durch Romanzoff davon getragenen Siege. Nach dem Kaffee ließ man Papier holen und ich wurde aufgefordert, die Risse dieser Schlachten zu zeichnen; ich entwarf die von Large; Quintus fand den Plan sehr gut aufgefaßt. Ich war nicht Willens, den von Kahul zu entwerfen, da mir die dabei getroffenen Anordnungen schlecht geschienen. Man errieth meine Absicht und drang in mich, die Zeichnung zu liefern, indem man bemerkte, daß die bei dieser Schlacht zugegen gewesenen Preußischen Freiwilligen sehr bald zurückkommen und alles bekannt machen werden. Quintus bemächtigte sich meiner Umrisse und brachte sie dem Könige. Als im Jahre 1776 der Großfürst, vom Grafen von Romanzoff begleitet, nach Potsdam kam und der König die Truppen-Korps vor ihnen manövriren ließ, sagte Romanzoff zu einem Preußischen Offizier: „Aber welche bewundernswerthe Dispositionen! Ohne Zweifel eine Nachahmung irgend eines berühmten Manövres aus dem Alterthum; nicht wahr, eins von Alexander, Hannibal oder Cäsar?“ Mit nicht geringer Verlegenheit machte man ihm begreiflich, daß diese Manövres eine Nachahmung der Schlachten von Larga und Kahul seien, die er selbst gewonnen.

Bei Annäherung des Feindes und bei einem Angriff bildete sich das Fußvolk in drei Vierecke und die Reiterei stellte sich in die Zwischenräume. Das größte dieser Karree's, das Zentrum, in welchem sich der Graf Romanzoff befand, wurde vom General Oliz befehligt, das rechte vom General-Lieutnant Plemenikoff, und das linke vom General-Lieutnant, Grafen Bruce.

Da das Lager immer im Voraus bestimmt wurde, so konnte man leicht die Infanterie da in Karree ordnen und die Kavallerie in Linie hinter dieselben stellen; es war indeß nicht so leicht für wenig eingeübte Truppen, in der Nähe des Feindes drei Karree's Fußvolk zu bilden und die Reiterei in die Zwischenräume hinzustellen.

Von Chotzin bis zur Donau hatte die Armee ungefähr 25 sehr kurze Märsche zu machen; um 10 Uhr Morgens befand sich dieselbe in dem Lager, wo sie bis zu ihrem Abzug Tages darauf oder später verbleiben sollte. Man konnte daher, ohne die Truppen zu ermüden, jeden Marschtag die Armee in Schlachtordnung formiren, um sie daran zu gewöhnen, dieses Manövre unter den Augen des Feindes auszuführen.

Dieß geschah indeß nur Einmal, und man kann sich schwerlich ein verwirrteres und schlechter ausgeführtes Manövre denken. Und dennoch hielt man diesen Versuch für hinlänglich und dachte weiter nicht daran, ihn zu wiederholen; und da die Armee durch die Moldau, von Chotzin bis zur Donau marschirte, ohne auf dem Wege beunruhigt zu werden, so ging alles gut.

Den 26. Mai kampirte das Heer in Lypchaua am Pruth.

Es scheint mir überflüssig, aller der Orte zu erwähnen, wo die Armee, indem sie dem Laufe dieses Flusses auf dem linken Ufer folgte, Halt machte. Man trennte davon einige Bataillons Grenadiere und Chasseurs, mit welchen General Bauer sich vorwärts begab, um die zu Lagerungen geeigneten Stellen zu bezeichnen.

Bald darauf übergab man mir den Befehl aller Pikets der Armee, mit diesen verstärkte ich das Korps des Generals Bauer. Dieses bildete ein Viereck, die Pikets ein zweites, und

sie griffen die Tartaren an, welche nach einigen Kanonenschüssen die Flucht nahmen.

Die Armee des Grafen Romanzoff, um sich vor der Pest zu bewahren, hatte sich mit einem Kordon Reiterei umgeben, dessen Befehlshaber die vom General erhaltenen Briefe, nachdem er solche durch Weinessig ziehen ließ, in das Hauptquartier schickte.

Eines Tages befand sich der Graf Romanzoff vor seinem Zelte, von funfzig Offizieren umgeben, als ein Kourier anlangte. Wir glaubten, er käme von Rußland. „Woher kommt ihr?" fragte ihn der Kommandant. — „Vom General Stoffeln." Bei diesen Worten ließ der Graf Romanzoff das bereits in Empfang genommene Paket Briefe aus den Händen fallen, eilte in sein Zelt und gleich darauf wurde der Weinessig gebracht.

Nach diesem Auftritte vermutheten wir, daß der General Stoffeln jenseit des Pruths bleiben und sich nicht mit uns vereinigen werde. Die Pest war in der That in seinem Korps ausgebrochen. Da derselbe glaubte, sie sey nicht ansteckend, und überdieß von seinem rastlosen Eifer fortgerissen, besuchte er, ohne Vorsicht zu gebrauchen, die Kranken seiner Armee, wurde von der Pest befallen und starb.

Diese Ansteckung datirte sich von der Schlacht bei Gallatz; hier hatte sich ein Soldat des Pelzes eines Türken bedient und verkaufte ihn an einen Juden zu Jassy. Die ganze Familie des Juden starb an der durch den Pelz verursachten Ansteckung. Ein von Jassy wegen eines Vergehens nach Chotzin transportirter Soldat war ebenfalls von dieser Krankheit angesteckt und verbreitete die Ansteckung in der Stadt; die Equipage des Platz-Kommandanten brachte sie nach Moskau und 60,000 Menschen starben hier daran.

Gregorius Orloff, damaliger Günstling der Kaiserin, verlangte und erhielt die Erlaubniß, nach Moskau zu gehen, woselbst man zur Zeit weder Gehorsam noch Autorität mehr kannte. Er stellte Ordnung und Polizei wieder her, es wur-

den Gesundheits-Maßregeln ergriffen und die Ansteckung hörte auf.

Wird die Geschichte wohl die Erinnerung an diese That bewahren? ich weiß nicht; doch finde ich darin mehr Heldenmuth, als man in Schlachten und hohen Waffenthaten aufweisen könnte.

Als ich die Armee verließ, um mich nach Petersburg zu begeben, schien man die gegen diese Plage nöthigen Vorsichtsmaßregeln sehr zu vernachlässigen; ich wurde nur zwei Tage bei dem schützenden Kordon aufgehalten: die Operationen zur Befreiung von der Ansteckung konnten nicht sehr wirksam seyn.

Die Stellung des Fürsten Repnin, welcher den General Stoffeln ersetzte, war an denselben Orten, wo Peter I. im Jahre 1711 sich genöthigt sah, mit dem Groß-Vezir zu kapituliren. Sei es, daß dieser Posten dem Fürsten Repnin von böser Vorbedeutung schien, oder daß er da wirklich sehr bloß gestellt war, genug er verlangte dringend, das rechte Ufer des Pruth verlassen zu dürfen, um sich mit uns am linken Ufer zu vereinigen; doch die Gefahr einer Ansteckung veranlaßte den Grafen Romanzoff, dieß nicht zu bewilligen.

Allein später bewirkte die Furcht vor der Annäherung der Türken, was die vor der Pest nicht vermogte, und das Repninsche Korps, welches den ganzen Winter in der Wallachei zugebracht hatte, ging über den Fluß, um unsere Armee zu verstärken.

Die Bekleidung dieser Truppe befand sich, da man ihr keine neue gegeben hatte, in schlechtem Zustande; die Soldaten hatten sich aus ihren Röcken Westen gemacht und der größte Theil unter ihnen trug Beinkleider von ungegärbtem Leder; ihre Bandelire waren nicht weiß, und ihre Haare ungepudert. Doch hatte man ihnen Fleisch in Ueberfluß verabreicht, und sie schienen recht rüstig. Ihre Truppe, obschon schlecht equipirt, hatte ein kriegerisches Ansehen, sie lagerte sich, ohne Spanische Reiter anzulegen, und ohne im mindesten wegen der Nähe des Feindes in Furcht zu seyn, bereitete ganz ruhig ihre Suppe,

während die Scharmützeleien der Türken die Armee unaufhörlich hinter ihren Spanischen Reitern in Alarm hielten.

Ich untersuchte den Ort, wo Peter der Erste sich von den Türken hatte einschließen lassen; dieser Ort heißt Rebai Mahiloff; gern hätte ich den Grundriß davon aufnehmen lassen, wenn ich mir über die Stellungen der Armee dieses Fürsten genaue Aufschlüsse verschaffen konnte, allein niemand wußte mir diese zu geben.

In dem Verhältnisse, wie unsere Armee längs des linken Pruth-Ufers vorwärts drang, wurden auch die Scharmützel häufiger; die Truppe des Chan's der Tartaren wuchs an. Der Groß-Vezir war noch nicht über die Donau gegangen. Der Major Soritsch befehligte die Arnauten und Kosaken des verstorbenen Generals Stoffeln, der zur Zeit unter den Befehlen des Fürsten Repnin stand. Dieser Major, welcher von kleinem, doch gut proportionirtem Wuchs, angenehmen Manieren, tapfer, thätig und einnehmend war, wurde von allen geliebt; er hatte sämmtliche Kriegs-Unternehmungen während des vorigen Winters mitgemacht, und das von ihm kommandirte Korps befand sich zwei Stunden Weges vor der Armee.

Eines Tages, Nachmittags ließ der Fürst Repnin ein Scharmützel anbinden. Soritsch, der ein Pferd von ganz tartarischer Race bestiegen hatte, eilte hurtig mit einer Truppe Arnauten und Kosaken fort; man schickte kein Fußvolk nach, um sie zu unterstützen; sie konnten also nur den Kürzern ziehen; das Scharmützel engagirte sich, die Kosaken drangen lebhaft auf den Feind los; ihr Ungestüm riß sie fort, aber sie wurden gezwungen zu weichen und Soritsch kam nicht wieder zum Vorschein.

In diesen Plänkereien fand man im Allgemeinen auf 1000 Kosaken nicht vier, welche zusammen zogen; sie liefen vor und rückwärts und thaten aus der Entfernung viele Pistolenschüsse ohne den geringsten Nutzen.

Ich war zu Pferde als bloßer Zuschauer des Gefechts, da ich aber nicht weit vorwärts kam, verlor ich Soritsch bald aus dem Gesichte.

Als man ihn nicht zurückkommen sah, zeigte der Fürst

Repnin eine wahre Bestürzung darüber. Man wußte wohl, daß der Türkische Soldat der in seine Hände gefallenen Gefangnen nicht schone und sich beeile, ihm den Kopf abzuhauen, um den Preis von zehn Thalern zu erhalten, den man ihm für jeden ins Hauptquartier gebrachten Kopf gab.

Der Fürst ließ die an diesem Scharmützel Theil genommenen Kosaken herbeikommen; jeder von ihnen erzählte den Verlust Soritsch's auf eine andere Art. Man machte es ihnen zum Vorwurf, indem man sie mit Schmähungen überhäufte, daß sie ihn verlassen hätten, doch dieß alles gab uns den Soritsch nicht wieder. Man sprach im Hauptquartier von nichts anderm als von dem Verluste dieses tapfern Offiziers. Keiner von uns hätte Eins gegen Tausend für das Leben des armen Soritsch verwettet!

Der General-Major der Reiterei, Fürst Trubetzkoy, bot einen Diamant, welchen er am Finger hatte, als Lösegeld für Soritsch an. Dieses Anerbieten brachte den Grafen Romanzoff auf, da er Soritsch durchaus für verloren gab und meinte, von diesem sei keine Nachricht weiter zu erwarten, und man müsse sich nunmehr nicht unnützer Weise noch mit ihm beschäftigen.

Da die Sache indeß nicht unmöglich war, wenn man einen Zettel, der dieß Anerbieten enthielt, in eine Flasche thäte, die man an eine Stange befestigte und den Feind auf die Seite herlockte, wo diese aufgestellt, so konnte das Anerbieten eines Diamants Eindruck machen.

Man erfuhr endlich, daß Soritsch noch lebe, und da er in dem Augenblick, wo man ihn tödten wollte, die Geistesgegenwart hatte, Pascha! Pascha! zu rufen, so wurde er vor den Chan der Tartaren geführt. Dieser erinnerte sich, wie menschenfreundlich Soritsch mit den in seine Gewalt gefallenen Gefangenen umgegangen war, behandelte ihn großmüthig, gab ihm einen polnischen Offizier zu seiner Bedienung und ließ ihn nach Konstantinopel bringen. Man bewirkte bald seine Befreiung, er wurde hierauf der Günstling der Kaiserin, die ihn mit Wohlthaten überhäufte.

Den 6. Juli nahm die Russische Armee eine Stellung in der Nähe des Feindes, ihren rechten Flügel an den Pruth gelehnt und den Larga-Fluß zwischen sich und der vom Chan der Tartaren befehligten Armee lassend.

Der Tag vom 7. verging in Ueberlegungen und Vorbereitungen zum Angriff; General Bauer entschied diesen Entschluß; derselbe war die Seele unserer Unternehmungen.

Das Heer setzte sich beim Einbruch der Nacht in Bewegung. Der Feind hatte keine Vorkehrungen getroffen, den Uebergang über den Larga-Fluß zu verhindern, den er gleichwohl erschweren konnte, obschon der Fluß ausgetrocknet war. Sein Lager, zum Theil auf seinem linken Flügel an den Pruth gestützt und durch diesen gedeckt, war außerdem durch einen leicht frei zu machenden Graben schlecht vertheidigt, der an seiner rechten Flanke einen Winkel bildete.

Die Division von Plemenikoff erhielt Befehl, einen falschen Angriff auf die Fronte des Feindes zu machen; unsere Haupt-Anstrengung wurde auf seine rechte Flanke gerichtet, welche, wenn man über den Larga gegangen, sehr leicht angreifbar war.

In diesem Haupt-Angriff marschirten die Korps von Repnin, Potemkin und Bauer, worin ich mich befand, in erster Linie; die von Bruce und Olitz, wobei der Graf Romanzoff war, bildeten die zweite oder vielmehr die Reserve; die Reiterei kam hinter ihnen nach; eine Abtheilung Jäger marschirte in einiger Entfernung an unserer Linken.

Der Feind, der die Division Plemenikoff bereits beschäftigte, wartete unsere Ankunft nicht ab, sondern entfloh, nachdem er einige Kanonenschüsse gethan hatte.

Ich war einer der Ersten, welcher in die Verschanzung der Türken gelangte; als ich noch 10 Schritte davon entfernt war, legte einer von ihnen an eine mir gegenüber gerichtete Kanone Feuer an, und rettete sich; das war die ganze Gefahr, die ich lief.

Um die mir nachfolgenden Truppen anzufeuern, rief ich, sobald ich mich auf der Schanze befand: „Hurrah Cartharine!“ (es lebe Catharine!)

Unsere Truppen gelangten ins Türkische Lager, ohne einen Schuß zu thun; die Korps von der zweiten Linie hatten den Feind nicht einmal gesehen. Ich glaube nicht, daß dieser Angriff auf die rechte Flanke der Verschanzung uns zwanzig Mann gekostet hat.

Der falsche Angriff auf die Fronte war nicht mörderisch; Plemeniköff, der ihn leitete, war alt, aber tapfer, er forcirte die ganze Verschanzung zugleich mit uns; unser sämmtlicher Verlust überstieg nicht 100 Mann.

Die Türken ließen ihre Bagagen und die aus 60 Kanonen bestehende Artillerie in Stich.

Das Zelt des Tarteren-Chan's war mit Karmesin-rothem und mit Gold-gesticktem Atlas gefüttert; der Fürst Repnin ließ durch eine Compagnie Grenadiere Besitz davon nehmen; diese war die gewöhnliche Garde des Kommandanten en Chef, und er führte sie selbst mit fliegenden Fahnen in dies Zelt.

Der Sieger machte an diesem Tage nicht mehr als 23 Gefangene. In dem Türkischen Lager fand man so eben getödtete Russen, die Paarweise an einander befestigt waren. Dieser Anblick erbitterte unsere Leute, die hierauf mehrere, in einem erst kürzlich gegrabenen Loche gefundene Türken unbarmherzig niedermachten.

Nach dem Gefechte von Larga schrieb mir die Kaiserin einen gnädigen Brief und schickte mir den St. Georgen-Orden, den sie mir verlieh, weil ich zuerst in die Verschanzung der Türken eingedrungen war und den Sieg verkündete, indem ich ihren Namen ausrief.

Den 8. Juli nahm die Russische Armee eine Position jenseit des Larga und drang weiter auf dem linken Ufer des Pruths vor, ohne auf Feinde zu stoßen.

Man schien in völligem Frieden zu leben; der Krieg fing erst an, als man sich der Donau näherte.

Den 19. Juli stand unsere Armee im Lager an der Kahul, ein nicht weit vom Pruth, welcher unsere Rechte deckte, entfernter Fluß; die Salza, ein anderer Fluß oder Strom, war weiter gegen unsere Linke hin entfernt; wir hatten uns von die-

sem Fluß wegbegeben, ohne daß ich den Bewegungsgrund dazu erfahren, um uns dem Pruth und der Kahul zu nähern.

Wir waren nur noch auf einige Tage mit Brod versehen, und erwarteten eine Zufuhr, welche indeß der an leichten Truppen starke Feind wohl aufheben konnte, obgleich eine starke Abtheilung hinter dem Konvoi gelassen wurde, um es zu beschützen.

Am 20. Juli verkündete das Geschütz von Isache, daß der Groß-Vezir über die Donau gegangen.

Er kam in der Absicht, eine Stellung links der Kahul zu nehmen, die Fronte seiner Armee deckte er durch eine Art Verschanzung, unterließ aber deren Flanken zu stützen, obgleich die Nähe der Kahul seiner linken Flanke zum Schutze dienen konnte.

Kein Hohlweg, kein Baum behinderte die Russische Artillerie auf ihrem Marsche gegen den Feind. Bloß eine Art Erdwall durchschnitt die Fläche, auf welcher die beiden Armeen sich befanden, und diese unter dem Namen des Trajanischen Weges bekannte Erhöhung hätte eine Avant-Garde decken können.

Gefangene Türken versicherten uns, daß ihre Armee 300,000 Mann stark sei, diese Zahl war ohne Zweifel übertrieben; ich glaube, daß sich dabei zwischen 70 bis 100,000 Kombattanten befanden; die unsrige zählte deren nur 18,000; dennoch wurde der Angriff auf die folgende Nacht beschlossen.

Der beste Weg wäre gewesen, wenn man das Manövre wiederholt hätte, das so gut bei Kahul gelang und so leicht zu bewerkstelligen war, da die Türken weder vorgeschobene Posten, noch Reiterwachen und Kundschafter hatten.

Zu dem Behufe mußte man die Armee an die Salza dirigiren, und indem man dem Laufe des Flusses folgte, mit Tages-Anbruch die rechte Flanke des Feindes erreichen, die nicht gedeckt war, während man durch einen falschen Angriff die Aufmerksamkeit des Feindes auf verschiedene Punkte seiner Fronte oder seines linken Flügels hingelenkt hätte.

Nach der gemachten Erfahrung konnte man fast sicher darauf rechnen, daß er, sobald unsere Truppen seine rechte Flanke ernstlich angriffen, fliehen werde.

Ich weiß nicht, welchen Plan man befolgen wollte; es schien mir aber, daß man die Haupt=Anstrengung auf die feindliche Fronte machen wollte; das Viereck Plemenikoffs und das große Karree des Generals Oliz, woselbst sich der General=en=Chef befand, marschirten in dieser Richtung; das Bauer'sche Korps wurde beauftragt, sich auf die linke Flanke der Türken zu werfen; die Korps von Bruce und Repnin sollten deren rechte Flanke angreifen.

Mit dem Eintritte der Nacht vom 20. Juli setzte man sich in Bewegung. Vom Anfange des Marsches an herrschte Verwirrung in der 12 Stück Kanonen starken Batterie des großen Vierecks; einige dieser Geschütze waren nach der einen, andere auf die entgegengesetzte Seite gerichtet; jene hatte man vorwärts, diese rückwärts bespannt. Der General Mellissino, der sie befehligte, schien den Kopf verloren zu haben. Der Chef der Armee wurde böse und machte ihm Vorwürfe; der General Oliz wurde noch ärgerlicher darüber, da sein Viereck nicht regelmäßig marschirte, und Lücken dadurch entstanden; so verstrich die Zeit, ehe man sich verständigen konnte.

Wir konnten vom großen Viereck aus, in welchem ich mi. befand, die andern Karrees, mit welchen wir in Uebereinstimmung marschiren sollten, nicht sehen; die Dunkelheit der Nacht hinderte dieß, und man hatte keine zweckmäßigen Maßregeln genommen, um die Verbindung der andern Karrees mit den unsrigen zu bewirken, so daß wir ohne Nachrichren von denselben waren. Hatten wir die Entfernungen schlecht berechnet, oder uns von der durchaus fest zu haltenden Straße entfernt, genug, statt mit der Dämmerung das feindliche Lager zu erreichen, überraschte uns der Tag in dem Augenblicke, wo wir uns dem Trajanischen Wege näherten.

Wir entdeckten da zu unserer Linken das Karree von Bruce, welches auf einem erhöhten Terrain sehr weit von uns, und noch entfernter als das Repninsche Viereck marschirte.

Aus dem feindlichen Lager kam sodann eine Truppe hervor und warf sich zwischen uns und Bruce's Karree, von dem es mit Kanonen beschossen wurde, deren Kugeln jedoch uns

trafen. Dieser Umstand machte unser Korps stutzig; man hielt Rath: ich war der Meinung, man müsse ohne Zeitverlust auf die Verschanzung des Feindes losgehen, gegen dessen rechte Flanke man Repnin's Viereck ziehen sah; dieser Rath wurde befolgt.

Allein die Türken beschossen uns vom hintern Theil des Trajanischen Weges wie aus einer Schanze; ich nahm, ohne Ordre, aus unserm Korps einen Theil der Reserve-Infanterie, woselbst sich damals nur ein einziger Offizier befand, und machte mich auf, die Türken aus ihrem Posten zu vertreiben; sie wichen, nachdem einige Flintenschüsse auf sie gethan wurden. Indem wir den Trajanischen Weg reinigten, entdeckten wir das Viereck von Plemenikoff, welches zur Rechten einen Kanonenschuß weit von uns marschirte.

Sofort begab ich mich auf Ordre des Ober-Befehlshabers dahin, und überbrachte ihnen den Befehl, daß sie uns erwarten mögen, damit wir den Feind gemeinschaftlich angriffen.

General Sametin, einer der Anführer dieses Korps, empfing meinen Auftrag. Schon war ich zurück und endigte meinen Bericht, als ich rückwärts sehend, das Plemenikoff'sche Karree in Verwirrung gewahrte: die Wagen, Bagagen, Artillerie machten sich eilends davon.

Ich sagte zum Grafen Romanzoff: dieß Karree ist geschlagen. Kaum hatte ich diese Worte ausgesprochen, als die Plemenikoffschen Truppen in der größten Unordnung auf uns loskamen: es war eine völlige Verwirrung. Die Hälfte dieser Flüchtlinge drang durch die Oeffnung eines der Winkel in unserm Viereck; das erste in diesem Winkel postirte Grenadier-Regiment entledigte sich seiner Ladungen in die Luft. Man mogte noch so sehr schreien, daß nicht geschossen werden solle, es war nicht möglich sich verständlich zu machen. Sechs mit Pulver geladene Feldstücke, welche sich in demselben Winkel befanden, schossen zweimal, glücklicherweise ohne jemand zu treffen. In dieser schwer zu beschreibenden Verwirrung bemerkte man auf dem Platze, den das Karree inne gehabt, 40 Stück verlassene Kanonen.

Die Türken verfolgten die Flüchtlinge nur wenig. Da ich übrigens nicht sehen konnte, was auf unserm rechten Flügel vorging, so kann ich auch davon nicht als Augenzeuge sprechen.

Ein Oberst-Lieutnant sagte mir noch denselben Tag, daß, als er seine Truppe vorwärts gehen ließ, die Türken, welche so eben Plemenikoff's Viereck zersprengt hatten, beim Anblick dieser Kavallerie Halt machten und sich dann zurückzogen. Er versicherte mir, sie wären nicht stärker als 500 Mann gewesen, und fügte hinzu, daß er sie angreifen lassen wollte und „Vorwärts“ gerufen hätte, allein seine Truppe wäre unbeweglich geblieben. Doch machte sich einer von seinen Offizieren gegen einen zurückgebliebenen Türken los, der sich mit einem Knie auf die Erde niedergelassen hatte und auf ihn anlegte. Der Türke zog sich, nachdem er seinen Schuß auf den Offizier gethan, und wodurch dieser getödtet wurde, zurück.

Ueber den Anfang dieser Verwirrung habe ich nur folgendes erfahren können.

Ein von der feindlichen Verschanzung ausgehender Hohlweg zog sich bis gegen den Ort hin, wo das Viereck Plemenikoff's Halt machte. Man hätte diesen Weg erkennen und zu seiner Begrenzung ein Piket hinstellen sollen; doch es geschah nichts der Art. Plötzlich debouschirte eine Truppe Türken aus diesem Orte, stürzte sich auf das Karree und überraschte es durch diesen ungestümen Angriff dermaßen, daß es nicht mehr Zeit hatte, sich zu erkennen, und in Unordnung gerieth.

Von den 6 Bataillonen, aus welchen es bestand, kam indeß nur Ein Offizier um.

Gewiß, wer diesen Auftritt mit angesehen, wird nicht mehr sagen, daß die Russen, wenn sie in Linie sind, niemals weichen und man sie tödten müsse, um sie von ihrer Stellung zu vertreiben. Der Soldat dieser Nation ist sehr tapfer, allein er ist nicht ganz überzeugt, daß sein Patron ihn ins Paradies bringe, wenn er auf dem Schlachtfelde stirbt. Die Unordnung und der Schrecken waren so groß in unserm Korps, daß wenn es in dem Augenblick von 1000 Türken angegriffen

worden wäre, dasselbe eben so wenig als Plemenikoff's Korps Stand gehalten hätte.

Aber während diese Türkische Infanterie-Abtheilung uns in so lebhafte Unruhe versetzte, verbreitete sich in ihrem eignen Lager Bestürzung.

Das Repninsche Viereck langte an ihrer rechten Flanke an, indem es auf einer Anhöhe marschirte, welche dasselbe beherrschte, und von wo es sehr gut gesehen wurde; bei diesem Anblicke lösten sich sämmtliche Truppen dieses Lagers auf, und ergriffen die Flucht. Ja es schien sogar, daß sie schon damals zu fliehen angefangen, als in dem Plemenikoffschen Korps Verwirrung entstand, und daß ersteres die eigentliche Ursache war, die den Feind verhinderte, seine auf dieser Seite errungenen Vortheile zu verfolgen. Das Repninsche Korps entschied demnach diesen Tag, ohne daß es auch nur Einen Kanonen-Schuß gethan, noch einen einzigen Mann verloren hätte. Bauer's Karree, welches wir erst gegen Ende des Gefechts erblicken konnten, war längs der Kahul gezogen und hatte die linke Flanke des Feindes angegriffen.

Unser großes Viereck war bereits nahe daran, die Verschanzung der Türken zu erreichen, als wir zwanzig oder dreißig von ihren Infanteristen ganz ruhig hinter einer kleinen Anhöhe halten sahen.

Das gelbe Husaren-Regiment war nur funfzig Schritte von ihnen entfernt, und dennoch entronnen jene. Mehrere andere Fußgänger wurden im Grase und im Graben der Verschanzung, wohin sie sich versteckt hatten, niedergemacht.

Die Türken verließen nächst ihrem Lager auch ihr Gepäck und Geschütz, welches letztere aus 180 Stück Kanonen bestand. Die Russen machten kaum 100 Gefangene und ich bezweifele, daß dieser Sieg den Türken 500 Mann gekostet habe.

Nach ihrer Auflösung warfen sich die Feinde in Isache, Kilia, Ackermann und andere Plätze, von wo aus sie neuerdings über die Donau zu gehen versuchten. Man hätte sie aufreiben können, wenn man ohne Verzug die Armee an die Ufer

dieses Flusses versetzte, von denen sie nur zwei Tage-Märsche entfernt war.

Allein der Graf Romanzoff begnügte sich bloß einige Abtheilungen dahin zu beordern und nahe bei dem Schlachtfelde sein Lager aufzuschlagen, woselbst er auch den Feldzug beschloß.

Der Prinz Wilhelm von Braunschweig, ein Neffe des Königs von Preußen, war zur Armee gekommen, um da als Freiwilliger unter dem Befehle des Grafen Romanzoff zu dienen, welcher es nicht verheimlichte, daß der König ihm geschrieben, seinen Neffen mit Strenge zu behandeln. Dieser Prinz hatte sich die Ungnade des Königs, seines Onkels, durch einen vielleicht ungegründeten Verdacht, zugezogen, als habe er die unordentliche Lebensweise seiner Schwester, der Gemahlin des Preußischen Kronprinzen, begünstigt. Er hatte Geist und einen gebildeten Verstand; aber wegen seines schwächlichen Körpers und zarten Temperaments war er wenig geeignet, die Beschwerden des Krieges zu ertragen; er starb bald nach der Schlacht bei Kahul an der Bräune.

Den Tag nach dieser Schlacht wurde General Bauer gegen die Donau abgeschickt, um sich vom Marsche des Feindes in Kenntniß zu setzen.

Der Fürst Repnin wandte sich mit seinem Korps nach Ismail, dessen er sich bemächtigte; später nahm er Kilia-Nova nach einer zehntägigen Belagerung.

Ich wurde in letztere Stadt geschickt, um sie in Vertheidigungsstand zu setzen.

Bei meiner Ankunft zu Kilia fand ich einige Abtheilungen Russischer Truppen, welche die Thore und Wälle besetzt hatten. Fünf bis sechstausend Türken waren noch im Platze. Nach der Kapitulation sollten sie auf die andere Donau-Seite nach Tulche transportirt werden; da es aber an Schiffen fehlte, so ging dieser Transport nur sehr langsam von statten.

Kilia liegt in einem durch einen Bach und die Donau gebildeten Winkel. Seine weitläufigen Vorstädte wurden abgebrannt; die Festung ist klein, und kann sich nur einige Zeit gegen einen Feind halten, der kein anderes Geschütz als Feld-

zwölfpfünder hat. Die Russen hatten ihre einzige Batterie hundert Schritt vom Walle entfernt aufgestellt, und würden sie auf diesem Punkte nicht behauptet haben, wäre einige Ordnung in dem Platze gewesen; denn von dem Walle aus schießt man gerade hinunter auf diese Batterie und der Türke trifft sehr gut mit dem Karabiner, wenn er sich hinter einer Mauer befindet. Uebrigens hatten sich die feindlichen Truppen in wilder Verwirrung, ohne Plan, ohne Vorbereitungen oder Vertheidigung in Kilia geflüchtet.

Jeden Tag besuchte ich die Werke, welche ich vor dem Thore an der Donau bauen ließ; an tausend Türken lagerten in der Nähe, und ich verbrachte drei Wochen in deren Mitte. Sie schienen mir ganz in einem Zustande militairischer Demokratie zu leben.

Fürst Repnin behandelte die Türkischen Geißeln mit Großmuth; er machte jeder von ihnen Geschenke und sie aßen an seinem Tische.

Das erstemal, als sie beim General zu Mittage speisten, steckte der Vornehmste von ihnen seine Finger in den Suppen-Napf, um Nudeln herauszulangen. Eines Tages ließ man sie mit zwei sehr hübschen Frauenzimmern zusammen Abendbrod essen; die Gegenwart dieser Frauen setzte sie in Erstaunen und sie weigerten sich, mit denselben an Einem Tische zu sitzen. Nach einigem Bitten wurden sie so sehr dreist, daß ein Effendi beide Frauen umarmte.

Sie hatten in ihrem Zelte einen Knaben von zwölf Jahren, der die Guitarre spielte und seinen Gesang mit unanständigen Stellungen begleitete, dieß amüsirte sie aber. Wir nannten es die Türkische Komedie.

Ein gewisser Mustapha, der nicht zu diesen Geißeln gehörte, lebte ganz vertraulich mit uns, und brachte oft die Nacht in unserm Lager zu. Da er lange zu Chotzin in Garnison gewesen, so verstand er das Polnische. Der General Potemkin, welcher seitdem eine so bedeutende Rolle spielte, drang in Mustapha, daß er mit seinem Korps die Ottomanische Armee verlassen mögte; er versprach ihm ein Etablissement in Kasan, wo-

selbst die Russischen Unterthanen die Muselmännsche Religion ausüben; allein welche Anerbietungen man ihm auch machte, er verwarf sie immer unter Verachtung.

Mustapha hatte einen 16 Jahr alten Bruder, der ihn oft begleitete und dem er sehr zugethan schien; als aber von seinem Harem die Rede war, sagte er, er würde keinen Augenblick Anstand nehmen, seinen Bruder zu tödten, wenn dieser sich herausnähme, nur Eine seiner Weiber anzuschauen.

Während ich in Kilia war, starb der Platz-Kommandant; ein Bataillon Grenadiere, deren Chef er lange Zeit war, bedauerte ihn sehr. Da sie befürchteten, die Türken mögten seinen Leichnam beschimpfen, den man doch nur in einer Stadt beerdigen könne, welche ihnen beim Frieden zurückgegeben werden würde, so baten sie mich, daß ich ihnen einen sichern Ort zu seiner Beerdigung anweisen mögte. Eine sehr erhabene Terrasse schien mir zu dieser Bestimmung geeignet. Die Grenadiere gruben da ein Loch, das ihnen aber noch nicht tief genug war; nachdem sie bis 24 Fuß tief gegraben hatten, fanden sie eine Lage von Kanonenkugeln. Man konnte sicherlich keinen passenderen Ort finden, die Ueberreste eines alten Kriegers zur Ruhe zu bestatten.

Sämmtliche Grenadiere des Bataillons begleiteten diesen Leichenzug und mehrere davon vergossen Thränen. Ein rechtlicher, tapferer Offizier, der die Mühseligkeiten und Gefahren der seinen Befehlen untergebenen Soldaten theilt, wird sich immer ihre Liebe erwerben. In Kilia habe ich mehrere Denkmähler aus den Zeiten der Genueser Herrschaft bemerkt.

Den 16. September wurde Bender mit Sturm genommen. Ich habe von den Details dieser Erorberung gesprochen, welche nächst der Besatzung Neu-Servien's auch die der Krimm sehr erleichterte und die Verbindung der Türken mit Polen unterbrach.

An 26. September nahm eine Abtheilung der Armee des Grafen Romanzoff die Stadt Ackermann. Vor diesem Platze verlor man den Kommandeur eines Jäger-Bataillons, Kinloch; er war ein Verwandter desselben Generals Keith,

welcher, nachdem er in Rußland gedient, bei Hochkirchen, wo er unter der Preußischen Armee focht, getödtet wurde. Kinloch gehörte zum Regimente Caveron, welches vom Grafen von Pombal so grausam behandelt worden war. Wegen seiner Verdienste wurde er allgemein bedauert. Man glaubte, er hätte den Tod in dem Gefechte, wo er umkam, gesucht.

Es ist natürlich, daß ein vom Unglück verfolgter Krieger in der Schlacht umzukommen sucht, und unter dieser Klasse finden gerade die, welche am unglücklichsten sind, die gesuchte Gelegenheit nicht.

Im Monat November fiel das Schloß von Brasiloff, wovon die Stadt im verwichenen Winter abbrannte, in die Gewalt der Russen; kurz vorher wurden diese noch, als sie dasselbe mit Sturm nehmen wollten, mit Verlust zurückgeschlagen.

Graf Romanzoff nahm seine Winterquartiere zu Jassy, der General Olitz in Bucharest.

Der General-Major Weißmann wurde mit dem Kommando an der Donau beauftragt; man stellte unter seine Befehle die in Brasiloff, Kilia, Ismail und Ackermann gelassenen Truppen. Von der Donau bis nach Jassy beträgt der Weg 35 geographische Meilen.

Im Monat Oktober erhielt ich vom Könige von Dänemark Befehl, mich, nachdem ich diesen Feldzug beendigt, nach Kopenhagen zu begeben. Diese Ordre enthielt auch die Bemerkung, daß ich bald wieder zur Russischen Armee zurückkehren solle. Im Jahre 1771 langte ich in Kopenhagen an. Meine kriegerische Laufbahn war auf diese Weise unterbrochen, und ich sah mich in Hof-Intriguen hineingezogen, die im Jahre 1772 einen so traurigen Ausgang nahmen.

In den Feldzügen von 1769 bis 70, woselbst ich, wie man sah, gebraucht wurde, und besonders in der letztern Kampagne, entfernte man sich durchaus von den Regeln der Kriegeskunst.

Die Russische Armee drang sehr weit vor, ohne daß sie befestigte und zur Beschützung ihrer Magazine sich eignende Stützpunkte hatte. Die Lebensmittel wurden zu Wagen her

beigeschafft, denn der Dniester, der Dnieper und Pruth sind nicht schiffbar.

Es wäre dem Feinde leicht gewesen, an der linken Flanke der Russischen Verbindungs-Armee zu operiren, welche Bender belagerte; von dieser Festung aus konnte er sehr sicher im Rükken der Romanzoff'schen Armee, welche von Chotzin an die Donau heranrückte, agiren. Allein die Türken schienen den Entschluß gefaßt zu haben, ihre eignen Streitkräfte zu lähmen.

Stärker an leichten Truppen, und besonders an unregelmäßiger Reiterei, benahmen sie sich, als wäre ihre Armee aus Linien-Truppen, nach Preußischer Art abgerichtet, zusammengesetzt.

Man erinnert sich, daß sie bei der Kahuler Schlacht in ihrem Lager 180 Stück Kanonen zurückgelassen. Vielleicht hatten sie zweitausend Pferde oder Ochsen zur Fortschaffung dieser elenden Artillerie gebraucht, welche der Groß-Vezir nur darum hergebracht zu haben schien, damit sie den Russen zu Siegeszeichen dienen. Der Transport eines Haufens Steine von demselben Gewichte wäre ihnen minder schädlich gewesen.

Wozu nützt Artillerie in einer Armee, die keine regulaire Infanterie hat?

Wie konnte Herr von Choiseul, indem er die Türken zu diesem Kriege reizte, es vernachlässigen, ihnen geschickte Offiziere zu schicken, nicht um ihre Truppen zu befehligen, noch sie, wie man Anfangs wollte, nach Deutscher Art zu exerciren, sondern um die Methode anzugeben, sie gegen die Russen zu gebrauchen?

Die Herren von Bourcet's und Montalembert's Schlag konnten nach einigem Aufenthalte bei den Türken wohl eingesehen haben, daß dieses Volk keinen Krieg nach Deutscher Art führen müsse, und wenn die Türken nach ihren Kräften, das heißt auf die Weise der leichten Truppen und vorzüglich der unregelmäßigen Kavallerie agirt hätten, sie für die Russen eben das werden konnten, was die Parther den Römern gewesen waren. Die Französische Regierung hätte eine zu diesem Dienste geeignete Anzahl Offiziere vereinigen müssen, um damit die, welche

man bei den Türken verlieren konnte, wieder zu ersetzen; in einem Lande wie Frankreich, war es gar nicht schwer, dergleichen zu finden. Der Kriegsschauplatz schien für die Operationen irregulairer Reiterei und leichter Truppen günstig.

Die Flüsse, welche sich in den Pruth und den Dniester ergießen, sind fast alle im Sommer ausgetrocknet. Man findet zwischen diesen beiden Flüssen weder Graben, noch Waldungen, noch Hohlwege, noch von Mauern oder Hecken eingeschlossene Stellen, kurz nichts, was die Reiterei aufhalten könnte.

Der westliche Theil Europa's bietet keine so offene Gegend dar, als die Wallachei, Podolien, die Ukraine und Rußland, das außerdem an noch ausgedehntere Ebenen stößt, wie die freie und Chinäsische Tartarei u. s. w. Es ist daher gar nicht zu verwundern, daß diese Flächen plötzliche Veränderungen der Herrschaft erlitten, und das Loos der Völkerschaften daselbst schnell entschieden worden ist. —

In den ausgedehnten Ebenen, durch welche der Pruth, der Dniester und Dnieper fließen, muß eine aus irregulairer Kavallerie bestehende Armee weit furchtbarer seyn als ein großentheils aus Linien-Infanterie zusammengesetztes Heer, welches eingeschlossen werden und sich in wenigen Tagen dem äußersten Mangel Preis gegeben sehen kann.

Anblick und Angriff eines ungeregelten Reiterkorps sind sogar imposanter als die einer irregulairen Kavallerie-Truppe, welche zwei Mann hoch in Linie aufgestellt ist.

Es wäre demnach noch verwegener gewesen, für eine an Infanterie zahlreiche, hingegen an Kavallerie schwache Armee, sich weit in diese Gegenden hineinzuwagen, wenn der Türke seine Kräfte gekannt und Nutzen davon zu ziehen gewußt hätte.

Romanzoff's Armee war 18 bis 20,000 Mann stark, dabei waren 14,000 Mann Fußvolk; diese Zahl verhielt sich zu der der Truppen des Groß-Vezirs wie 1 zu 6; allein das Verhältniß der Kavallerie der Russischen Armee zur Türkischen, ihr entgegengesetzten, war wie 1 zu 21. Diese Mehrzahl an Reiterei von Seiten der Türken machte die ganze Stärke der Letztern aus.

Diese mußte in mehrere Korps vertheilt werden, jedes 15 bis 20,000 Pferde stark, um die Russen von allen Seiten zu necken, ohne sich jedoch weder dem Feuer ihrer Infanterie noch dem ihrer Artillerie auszusetzen.

Eine Russische von Spanischen Reitern umgebene, und durch ein mörderisches Feuer vertheidigte Armee mußte wie eine bewegliche Zitadelle betrachtet werden, wohin man nicht mit Gewalt gelangen könne, welche man aber durch Hunger bezwingen müsse, indem man alles, was sich daraus entfernt zerstörte, ihre Verbindungen unterbräche, ihre Lebensmittel und Konvois aufhöbe und sie aus einer hinlänglich großen Entfernung blokirte, um außer dem Bereich ihres Feuers zu seyn. Wollte nun die Russische Armee eines dieser Korps angreifen, so würden die andern dieselbe nur näher eingeschlossen haben, indem sie ihre Flanken und ihren Rücken beunruhigt, so wie ihre Bewegungen behindert hätten, während das angegriffene Korps aus Vorsorge, nicht ins Gefecht verwickelt zu werden, sich zurückgezogen hätte. Ihre beständige Regel mußte darin bestehen, sich immer vor dem Feinde zurückzuziehen, stets wieder über ihn herzufallen, ihn zu ermüden und einzeln aufzureiben, indem sie allgemeine Gefechte vermied. Diese Art Krieg zu führen ist leicht in Gegenden, die nicht allein offen und eben, sondern auch reich an Fourage sind, um eine sehr zahlreiche Kavallerie hinlänglich unterhalten zu können.

Konzentrirte der Russische General seine Kavallerie, um eins der feindlichen Korps anzugreifen, so konnte dieses jene mit einer Mehrzahl von 4 oder 5 gegen 1 bekämpfen. Man bemerke nur noch, daß diese Türkischen Korps weder nöthig hatten, unmittelbar unter einander in Verbindung zu seyn, noch einen Kordon aufzustellen; um das Ganze ihrer Operationen zu unterhalten, genügte es, wenn sie sich während der Nacht einen Marsch vom Feinde entfernt hielten.

Wären da die Russen wohl dazu gekommen, sich Stützpunkte zu verschaffen?

Welche Vortheile hätten sie wohl in Gegenden daraus gezogen, die so sehr weit von einander entfernt sind?

Ich will wohl glauben, daß einige Russische Detaschements wenn sie die Wachsamkeit der Feinde täuschten, sich zwischen ihren Korps Luft gemacht haben würden.

Allein hätte wohl die 50 Stunden von ihren Grenzen entfernte Hauptmasse Fußvolk und Artillerie entrinnen können? Hätte der Groß-Vezir den Krieg nach den eben angedeuteten Grundsätzen geführt, so würde die Armee des Fürsten Gallitzin nicht ungestraft die Position, in welcher sie sich in den letzten Tagen des Juli am rechten Ufer des Dniester's befand, verlassen haben. Ein den Russen beigebrachter gehöriger Stoß würde wohl die Polnischen Konföderirten bewogen haben, ihr Haupt zu erheben, und wichtige Folgen in diesen Gegenden nach sich gezogen haben. Vorausgesetzt, daß die Türkische Armee die Winterquartiere nicht in Polen nahm, wäre es für sie hinreichend gewesen, wenn sie Chotzin behauptet hätte, um das nächste Jahr den Krieg in den Umgegenden dieses Platzes wieder zu beginnen.

Was würde das Kabinet von Petersburg gethan haben, wenn es den Verlust seiner Armee in der Wallachei erfahren?

Würde es wieder eine zweite Armee organisirt haben, die wie die erste stark an Fußvolk aber schwach an Reiterei war? Das Schicksal derselben wäre dann nicht zweifelhaft gewesen.

War die Türkische Regierung nicht im Stande, ihre Kräfte zu kennen und sich derselben zu bedienen, so mußte das Französische Gouvernement sie davon unterrichten. Ohne die Fehler des Schwedischen Gouvernements würde Rußland nie festen Fuß an den Gestaden des Baltischen Meeres gefaßt haben; und ohne den Fehler des Französischen würde Rußland in diesem Kriege nicht dahin gelangt seyn, das schwarze Meer zu beherrschen. Diese Begebenheiten haben Europa eine andere Gestalt gegeben.

Der Krieg von 1788 zwischen Schweden und Rußland.

Zu Anfange des Sommers von 1788 ließ der König von Schweden, Gustav III., seine Truppen in Russisch-Finnland einrücken, und eine Flotte in See gehen, um die Operationen seiner Land-Armee zu unterstützen. Nach der Schwedischen Konstitution darf der König ohne Einwilligung seiner auf dem Reichstage vereinigten Stände keinen Krieg unternehmen, es sei denn, daß ein unvorhergesehener Angriff abzuschlagen wäre. Um daher den Krieg gegen Rußland zu rechtfertigen, gab Gustav vor, daß die Kosaken das Schwedische Territorium insultirt hätten.

Dieser Bewegungsgrund hatte sogar nur ein scheinbares Ansehen, denn die Russen gebrauchten die Kosaken gar nicht in dieser Gegend, und hatten Schweden nicht die geringste Ursache zur Beschwerde gegeben. Da ihre Haupt-Streitkräfte aber zur Zeit gegen die Türken gerichtet waren, so glaubte der König von Schweden, sie unversehens fassen und so schnell nach Petersburg kommen zu können, daß er sie dadurch zwingen werde, ihm Bewilligungen zu gewähren, um diese Hauptstadt zu retten. Auch hoffte er auf diese Weise ohne Schwertstreich einen Theil der Provinzen wieder zu erlangen, welche seine Vorgänger verloren hatten. Sein Projekt hätte auch gelingen können, wenn er seinen Angriff bis zu der Zeit verschoben hätte, wo die Russische Flotte das Baltische Meer verlassen, um sich nach dem Archipel zu einer Diversion gegen die Ottomanische Pforte zu begeben. Man versichert, daß der Hof zu Petersburg diesen Angriff Gustav's so wenig erwartete, daß er kaum 7000 Invaliden zur Bewachung seiner Besitzungen in Finnland, und zur Vertheidigung der Approschen der Hauptstadt in Bereitschaft hatte.

Die Schwedische Flotte, statt sich nur erst zu gelegener Zeit zu zeigen, stieß schon Anfangs Juli in See, und den 17. be-

gegnete sie der Russischen Flotte, band mit ihr ein Gefecht an, dessen Erfolg zweifelhaft schien, das aber Gustav's Unternehmung zerschlug, da seine Armee zu Lande keine Fortschritte machen konnte, wenn seine Flotte nicht Herr zur See war. Denn in diesen von Bächen, Sümpfen und Meer-Armen durchschnittenen Gegenden ist man genöthigt, die zum Agiren auf dem festen Lande bestimmte Armee auf Ruderschiffen abgehen zu lassen; diese Schiffe zu einem Konvoi oder einer Flotille vereinigt, fahren längs der Küste von einem Vorgebirge zum andern, und man begreift wohl, daß solche nur in so fern vorrücken oder eine Landung bewirken können, wenn sie zugleich von einer Flotte beschützt werden, die der feindlichen überlegen ist.

Da die Schwedische Flotte keinen entschiedenen Vorzug hatte, so konnte ihre Flotille auch nicht mit Erfolg operiren; sie mußte in Erwartung günstiger Gelegenheiten sich bloß auf den Schikanenkrieg beschränken. Die in ihrem Marsche aufgehaltene Landmacht sah ein, daß der unternommene Krieg wider die Schwedische Konstitution sei, und konföderirte gegen den König; die Unzufriedenheit verbreitete sich bis in die Hauptstadt und die Provinzen, und Gustav's Lage wurde kritisch.

Inzwischen reklamirte der unversehens angegriffene Hof von Petersburg die Hilfsleistungen, welche Dänemark im Traktat von 1773 zu liefern sich anheischig gemacht hatte.

Die Dänische Regierung würde wahrscheinlich der Verlegenheit, in welche diese Reklamation sie versetzte, zuvor gekommen seyn, wenn sie bei dem ersten Anschein einer Feindseligkeit von Seiten Schwedens, ein Dutzend Linien-Schiffe ausgerüstet hätte. Gustav würde es dann nicht gewagt haben, sich in eine Unternehmung mit Rußland einzulassen, wenn er die Dänische Flotte in einem Zustande, wirksam zu agiren, gesehen hätte.

Wie dem auch sei, so erklärte der Kopenhagener Hof, daß er, um seinen Verbindlichkeiten nachzukommen, Truppen gegen Schweden marschiren lassen werde.

Diesem gemäß versammelte sich in Norwegen ein Korps

von 12,000 Mann, dessen Befehl dem Prinzen Karl von Hessen, Schwager des Königs von Dänemark, anvertraut wurde. Der Erbprinz schickte sich an, in dieser Armee den Feldzug als Freiwilliger mitzumachen, die bestimmt war, zu Lande in Schweden einzudringen, und Gothenburg zu belagern.

Um vor diesen Platz zu gelangen, mußten die Dänen durch den Meerarm von Quistromboe, welcher die Norwegische Küste von der Schwedischen trennt, und sodann 30 Meilen auf Schwedischem Gebiete vordringen.

Sie setzten sich den 22. September in Bewegung und machten ein Korps von 800 Schweden zu Gefangenen, die, anstatt sich bei Annäherung der erstern in die Dasländischen Gebirge zu werfen und deren Verbindungen zu beunruhigen, es versuchten, dieselben aufzuhalten. Der Schwedische General Hierta, welcher mit einer schwachen Abtheilung zu Wenersburg stand, hätte ebenfalls ein ähnliches Manövre machen sollen und that nichts; auf diese Weise langte die Dänische Armee den 7. Oktober vor Gothenburg an, und forderte es zur Uebergabe auf.

Allein der König von Schweden war daselbst seit dem 3. dieses Monats; die Besatzung hatte Verstärkung erhalten, welche sie, wie man sagte, auf 10 oder 7000 Mann brachte; der Platz konnte nicht gleich beunruhigt werden und wurde leicht zur See und von Schonen aus verproviantirt. Ein für die Dänische Armee bestimmtes Konvoi Schiffe, wurde, da es nicht beschützt war, weggenommen. Diesem Heer fehlte es an Mitteln zu einer Beschießung oder Erstürmung, in seinem Rücken hatte es die Schwedische Festung Marstrand und es zog seine Lebensmittel zu einem sehr hohen Preise aus dieser wenig fruchtbaren Gegend. Bekam mnn Gothenburg nicht im ersten Anlaufe, so mußte man zurückgehen; aber welch ein Rückzug! Durch einen felsigen und gebirgigen Strich Landes, und von Banden bewaffneter Bauern umgeben, welche die Zufuhren abschnitten und die Passagen streitig machten, während man zugleich von einer sich siegreich glaubenden Armee verfolgt würde; man berücksichtige nun noch die strenge Jahreszeit und die in diesen scharfen Regionen schon empfindliche Kälte.

Den 8. Oktober begab sich der Englische Minister Elliot in das Dänische Lager und machte dem Befehlshaber desselben mit leichter Mühe begreiflich, daß ihm wohl dasselbe Loos bevorstehe, welches die Amerikanischen Insurgenten dem General Bourgoyen zu Saratage bereitet hatten; er bewies ihm, daß hier nur Unterhandlungen allein ihn retten könnten.

Elliot bewirkte beim Könige von Schweden einen dreitägigen Waffenstillstand.

Hätten die Dänen ihren Rückzug mit dem 9. Oktober, wie beschlossen war, angefangen, so konnten sie Odewald und sodann Stramstadt erreichen; dadurch würden sie sich ihren Stützpunkten genähert haben, und von ihrer Flotille geschützt, würden sie im Stande gewesen seyn, sich mit Kopenhagen und selbst mit Petersburg in Verbindung zu setzen. Allein dadurch, daß sie ihre Zeit in der Stellung vor Gothenburg verloren, blieb ihnen nichts anders übrig, als einen übereilten Frieden zu schließen, durch welchen sie einen Verbündeten verließen, dessen Schutz so wichtig war. Es schien, daß als Elliot diese Unterhandlung leitete, der König von Schweden die Vortheile seiner Lage nicht besser kannte, als der Chef der Dänischen Armee die Gefahren, in welche ihn seine Unvernunft versetzte. Der Englische Minister rettete wirklich die Dänische Armee, dieß wäre ihm indeß nicht gelungen, wenn Gustav die Unterhandlung geleitet hätte.

Vom 10. bis zum 12. Oktober wäre die Noth der Dänen sehr empfindlich, und vom 14. an auf dem höchsten Punkte gewesen; denn seit dem 8. waren sie bereits durch Banden Bauern, die von ihren Unter-Amtleuten geführt wurden, beunruhigt, und man versammelte schon in Karlstadt Truppen, die in Bereitschaft waren, über sie herzufallen. Es ist klar, daß der König von Schweden bei einiger Ausdauer diese ganze Armee nebst dem dabei befindlichen Thronerben von Dänemark gefangen genommen haben würde. Elend und Hunger hätten sie, auch ohne Schlacht, in seine Hände fallen lassen.

Die Dänische Armee kehrte nach Norwegen zurück, nachdem der Friede geschlossen war, und litt sehr auf ihrem Rückzuge, ob-

gleich sie nicht im mindesten von den Landeseinwohnern beunruhigt wurde; es fehlte ihr 36 Stunden lang an Brode. Bei ihrer Ankunft in Norwegen zu Anfange Novembers, war sie um 4000 Mann vermindert, von denen nur 50 oder 60 durch Feindes Hand gefallen waren.

Man braucht nicht viel Kenntnisse und Nachdenken dazu, um einzusehen, daß diese Expedition schlecht erdacht und geleitet wurde. Wäre Dänemark nicht von Fremden regiert worden, die keine Kenntniß von der Marine und den Streitkräften des Landes hatten, so würde man keine so unbesonnene Unternehmung begonnen, oder wenigstens nicht unterlassen haben, die Operationen des Heeres zu Lande durch die Flotte, welche man bei der Hand hatte, zu unterstützen; diese bei Frederichswoern befindliche Flotte bestand aus einem Schiffe von 74 Kanonen, zwei Schiffen von 64 Kanonen, drei Fregatten, zehn Galeeren und zwölf großen Barken.

Um den Traktaten mit Rußland nachzukommen, mußte man zur Verfügung dieser Macht eine angemessene Anzahl Kriegsschiffe stellen und 12,000 Mann längs der Schwedischen Grenzen vorrücken lassen, ohne daß man sie jedoch veranlaßte, sich in das feindliche Gebiet zu begeben. Der König würde sich dann genöthigt gesehen haben, einen Theil seiner Streitkräfte zur Beobachtung dieses Korps zu detaschiren. Auf diese Weise hätte man eine den Russen nützliche Diversion bewerkstelligt.

Daß man sich dem aussetzte, viel Menschen und Geld zu opfern, um sich Gothenburgs zu bemächtigen, war nicht sehr vernünftig; denn man konnte voraussehen, daß die Seemächte nicht zugeben werden, einen so wesentlichen Platz an den Debouscheen Schwedens in Dänemarks Gewahrsam zu lassen. Wollte man aber Gothenburg durchaus angreifen, so mußte dieß von der See her und nicht zu Lande geschehen; man mußte auf Ruder-Fahrzeugen die zur Expedition bestimmten Truppen nebst Zubehör einschiffen, das Konvoi durch einige Kriegsschiffe eskortiren lassen, und da landen, wo das Terrain solches begünstigte.

Da man aber den Weg zu Lande einschlug, wurden die

Transporte schwierig und außerordentlich kostspielig; zur See wären sie leicht, und die Kosten viermal geringer gewesen.

Zu Lande brauchte man wenigstens funfzehn Tage, um von den Norwegischen Grenzen nach Gothenburg zu kommen, zur See hingegen, konnte man selbst während der Nacht vorwärts kommen, die Ueberfahrt wäre in 7 oder 8 Tagen bewirkt worden, und man kam dadurch der Ankunft des Königs von Schweden zuvor? Das zu Unternehmungen der Art so nützliche, schwere Geschütz wird leicht zur See fortgebracht, aber in einem gebirgigen, durchschnittenen Lande voller Felsen stellen sich der Fortziehung desselben fast unübersteigliche Hindernisse entgegen.

Wenn der Zweck der Expedition endlich verfehlt, so war der Rückzug zur See leichter und weniger gefahrvoll.

Hätte man mich als ich im Monate Juni zu Kopenhagen anlangte, um meine Dienste anzubieten, auf eine angemessene Weise behandelt, statt mich abzuweisen und in die Nothwendigkeit zu setzen, mich zurückziehen; so würde ich wahrscheinlich Dänemark das Unglück dieses Feldzuges erspart haben.

Da ich immer die Meinung äußerte, Dänemark müsse sich hauptsächlich auf seine Marine verlassen, und seine Landtruppen dermaßen einüben, daß sie in Uebereinstimmung mit seinen Streitkräften zur See operirten; so würde ich gewiß alles aufgeboten haben, daß die Expedition gegen Gothenburg zur See und nicht zu Lande ausgeführt wurde. Es würden sich ohne Zweifel große Einwendungen gegen diese Meinung erhoben haben; ich habe indeß Grund zu vermuthen, daß mein Rath die Oberhand behalten hätte. Herr von Krüdener, Russischer Minister zu Kopenhagen, mußte in dieser Angelegenheit von entscheidendem Einflusse seyn; er bezeigte mir Vertrauen, und würde Zweifels-ohne meine Ansicht, wenn er sie nützlich fand, unterstützt haben; auch war er ganz fähig, die Vorzüge derselben einzusehen.

Der Versuch der Dänen auf Gothenburg hatte indessen nachtheilige Folgen für Rußland; dieses wollte den Krieg mit Schweden gern schnell beendigen, und war gleichwohl genöthigt, ihn bis 1790 fortzusetzen.

Es ist bereits bemerkt worden, daß die Unzufriedenheit der Schwedischen, gegen ihren König konföderirten Armee bis in die Hauptstadt und in die Provinzen sich verbreitet hatte. Die Agenten Rußlands wußten diese Unzufriedenheit so gut zu unterhalten, daß die Schweden im Begriff waren, ohne Theilnahme ihres Monarchen Frieden mit dem Petersburger Hofe zu schließen.

Gustav irrte in seinem Lande umher, und bemühte sich vergebens, die anfgeregte Stimmung zu besänftigen, als der Angriff der Dänen ihm zu Hilfe kam. Er benutzte diesen, um in den Herzen der Schweden den alten Haß gegen die Dänen wieder von neuem zu erwecken. Man erinnerte an die Tyranneien Christians des Zweiten, und machte diesen Krieg zu einem nationalen, gegen welchen das Volk sich Anfangs so laut ausgesprochen.

Sodann ließ Gustav die Vornehmsten unter den Unzufriedenen, die Häupter der Konfederirten der Armee und die Anhänger Rußlands einsperren. Demnach war das Geld, welches der Petersburger Hof verwendet hatte, um seine Parthei in Schweden zu vergrößern, verloren, und es blieb nichts übrig, als sich zu schlagen. Gustav's Operationen entsprachen seinen ersten glücklichen Erfolgen nicht. Seine Streitkräfte zur See waren allerdings denen des Feindes überlegen, allein falsche Kombinationen bewirkten, daß er diesen Vorzug einbüßte. Im Frühjahre 1789 segelte er ab, um die in der Rhede von Reval unvorsichtig ankernde feindliche Flotte zu überfallen; da er sich aber bei Rogerwik aufgehalten, um ein Kauffartheischiff wegzunehmen, so wurde dadurch die Russische Flotte in Alarm gebracht, diese hielt sich hierauf zusammen und in Bereitschaft, ihn zu empfangen. Er versuchte einen Angriff, wurde aber mit Verlust zweier Schiffe zurückgeschlagen.

In Folge dieses schlechten Versuchs führte er seine Flotte und Flottille in den Golf von Biorka-Sund. Das Vergnügen, den Lärm seines Geschützes bis in den kaiserlichen Palast von Petersburg hören zu lassen, konnte allein diesen Schritt veranlassen. Dieß Vergnügen kam ihm theuer zu stehen; einen

ganzen Monat in dem Golf blokirt zog er sich nur da heraus, indem er einen Verlust von 7 Linienschiffen, 3 Fregatten, 31 Fahrzeugen von geringerer Größe, 500 Kanonen und 5000 Mann erleiden mußte: dieß zusammen war mindestens der 3te Theil seiner Ausrüstung. Er floh mit dem Ueberreste in die Schwedische Bay von Swenka-Sund.

Im folgenden Jahre unternahmen es die Russen, ihn daselbst zu forciren. Man muß bedenken, daß in diesen an kleinen Inseln, Felsen, und Klippen zahlreichen Gegenden eine Flottille, nämlich eine Masse mit Infanterie und Artillerie versehener Schiffe, nur bei ruhigem Wetter manövriren kann; bei stürmischem Wetter muß sie ruhig auf dem Ankerplatze bleiben, sonst ist man der Gefahr ausgesetzt, sie zu verlieren. Man hatte das Kommando der Russischen Flotte dem Prinzen von Nassau anvertraut, einem Manne, der mit dem Talent zur Intrigue viel Kühnheit verband, der aber nicht die geringste Erfahrung im Kriege der Art hatte.

Er griff die Schweden in Swenka-Sund während stürmischen Wetters an; die Russische Flottille ging dabei zu Grunde, denn ein großer Theil wurde an den Felsen zerschmettert und vom Meere verschlungen, und 6000 Mann, 55 Schiffe und 500 Kanonen von den Schweden genommen. Dieser Kampf, der den 9. Juli 1790 statt fand, veränderte Gustav's Schicksal, und da die Französische Revolution ernstliche Bedenklichkeiten verursachte, und die sowohl von Rußland als auch von Schweden erfahrenen Unglücksfälle ungefähr sich ausglichen; so schlossen sie mit einander unter gleichen Bedingungen Frieden. Jede Macht blieb in den Gränzen, welche sie vor dem Ausbruche der Feindseligkeiten inne gehabt. Der Traktat wurde den 14. August 1790 unterzeichnet.

Denkschrift
über
den Militair=Etat des Königs von Dänemark.

Vorwort.

Ich hatte für Struensee eine Denkschrift aufgesetzt, aus welcher man eine Haupt=Anklage gegen mich machte, und welche ohne Zweifel sehr viel zu den Verfolgungen beitrug, deren Gegenstand ich war.

Warum soll ich also es bezweifeln, wenn es anders wahr ist, daß über den Grafen von Schmettau, der unter dem Ministerium des zweiten Grafen von Bernstorff arretirt wurde, deshalb eine kriminelle Untersuchung, während welcher er im Gefängnisse starb, verhängt worden, weil er den meinigen gleiche Grundsätze bekannt machte?

Wie dem auch sey, so habe ich während meiner Gefangenschaft in Munckholm mir das in Erinnerung zurückzurufen gesucht, was meine dem Struensee zugestellte Schrift wesentliches enthielt, und daraus folgende Denkschrift entworfen, und nachdem die mir früher auferlegten Bedingungen zurückgenommen waren, diese Schrift mit Zusätzen versehen.

Ich überreiche hiermit dieses Memoir, welches gewissermaßen zu meinem Prozesse gehört.

Mögen die Betrachtungen, die es enthält, dereinst meinem Vaterlande von Nutzen seyn.

Betrachtungen über den Militair-Etat des Königs von Dänemark.

Einleitung.

„Nicht das Glück beherrscht die Welt, sagt Montesquieu; man frage die Römer, welche einer ununterbrochenen Reihe des Wohlstandes theilhaftig wurden, so lange sie sich nach einem gewissen Plane regierten und eine ununterbrochene Folge von Widerwärtigkeiten erfuhren, als sie sich nach einem andern richteten." —

„Es giebt moralische und physische Ursachen, die in jeder Monarchie obwalten, sie erheben, erhalten, oder zu Grunde stürzen."

„Alle Ereignisse sind diesen Ursachen unterworfen; und wenn der Zufall einer Schlacht, das heißt, eine besondere Ursache, einen Staat zu Grunde gerichtet, so gab es eine allgemeine Ursache, welcher gemäß dieser Staat durch eine einzige Schlacht seinen Untergang finden mußte. Mit einem Worte, der Hauptgang zieht alle besondere Zufälle nach sich."

In der That gibt es in jedem Staat ein Prinzip des Lebens, der Gesundheit und der Stärke, die mit dem Karakter, den Bedürfnissen und den natürlichen Anlagen der Nation zusammenhängt, für welche dieser Staat existirt.

Kennet nun die Regierung diesen Karakter, diese Bedürfnisse und Anlagen der seinen Gesetzen unterworfenen Nation gehörig, und leitet sie dem gemäß, so gedeiht auch der Staat und wird stark: regiert sie das Gouvernement aber auf eine Weise, die ihrem Karakter, ihren Bedürfnissen und Anlagen entgegen, so muß der Staat nothwendig geschwächt werden; und wie groß auch die Autorität, womit die Regierung bekleidet ist, seyn mag, wäre diese Autorität auch unumschränkt, so wird doch die in ihren natürlichen Neigungen behinderte Nation in deren Händen nichts weiter, als ein ungelehriges, widerspensti-

ges Werkzeug seyn, mittelst dessen sie zu keinem dauernden Erfolge gelangen wird.

Ist es ausgemacht, wie es die Geschichte beweist, daß die Land-Truppen Dänemarks seit zwei Jahrhunderten fast immer von denen Schwedens geschlagen worden; so muß man auch einsehen, daß, unabhängig von dem Muthe beider Völker, in der Dänischen Regierung irgend etwas vorhanden sei, was den nationalen Anlagen entgegen, und daß dieser innerliche Fehler jene fortwährende Reihe von Widerwärtigkeiten, deren Gemälde so betrübend für jeden wahren Dänen ist, erzeugt habe.

Erstes Kapitel.

Ueber die Kriegs-Ausgaben.

Es ist ohne Zweifel wichtig, wenn Krieg ausbricht, nicht ohne Vertheidigung überrascht zu seyn, und daß man dann wohl versorgte Zeughäuser, Magazine und Festungen in guten Zustande, Kriegsschiffe, die in kurzer Zeit segelfertig seyn können, und eingeübte Truppen habe, die bereit sind ins Feld zu rücken.

Das alte Sprichwort: Si vis pacem, para bellum, hat nichts von seiner Richtigkeit verloren; allein die Maxime: Ne quid nimis, ist darum nicht minder wahr. Treibt man heut zu Tage die im tiefsten Frieden errichteten militairischen Etablissements nicht bis zum Uebermaß?

Wenn man mehr Arbeiter unterhält, als die Arbeit, wozu man sie bestimmt erheischt, so fehlt man gegen die ersten Regeln einer guten Oekonomie.

In diesen Irrthum scheint man am gewöhnlichsten in militairischer Hinsicht zu verfallen.

Da große Armeen einen merklichen Vorzug gegen minder beträchtliche voraus haben, so redet man sich ein, daß man, um der stärkste zu seyn wenn Krieg ansbricht, viel Soldaten wäh-

rend des Friedens halten müsse, und daß ein großes militairisches Etablissement das sicherste Mittel sei, seinen Nachbaren Achtung und Furcht einzuflößen.

Indeß scheint man zu vergessen, daß die Anzahl Soldaten, die in Friedenszeiten unterhalten werden kann, keinesweges mit der in Bezug stehe, welche man zur Zeit des Krieges gebrauchen kann.

In der That, der Soldat, der keine andere Beschäftigung hat als die, auf die Wache zu ziehen und auf dem Waffenplatze zu manövriren, kann seine Waffen, Kleidung und seine Person mit wenigen Kosten unterhalten; eine geringe Kost ist hinlänglich zur Erhaltung seiner Kräfte und Gesundheit. Wenn er aber lange und mühselige Märsche zu machen, übler Witterung zu trotzen hat, wenn er sein Nachtlager auf feuchter Erde nehmen muß, und gezwungen ist, sich oft dem Feuer des Feindes, den Angriffen seiner Kavallerie und allen Gefahren des Krieges auszusetzen: dann nutzen sich seine Kleider, seine Waffen und seine Ausrüstung weit schneller ab, ja er selbst leidet da bei weitem mehr, und sein Unterhalt muß dann viel kostspieliger werden, als zu Zeiten des Friedens.

Fügt man zu den Kosten, die in einem Feldzuge Unterhalt und Rekrutirung der Truppen erheischen, noch die hinzu, welche die Artillerie, Pferde, Fourage, Munition, Train u. s. w. erfordern, Gegenstände, die schnell schwinden und zusammenschmelzen, und die man unaufhörlich von neuem anschaffen muß; so wird man einsehen, daß eine Armee im Kriege etwas ganz anders als eine im Frieden unterhaltene Parade-Armee ist, und daß mancher Fürst, der in Friedenszeiten ein Heer von 40 oder 50,000 Mann besoldete, um damit Parade zu machen und sich ein wichtiges Ansehen zu geben, außer Stande seyn dürfte, 10,000 Mann ins Feld zu stellen und zehn Monat lang Krieg damit zu führen.

Inzwischen sind alle die Truppen, die ein Staat im Frieden mehr unterhält, als er im Kriege gebrauchen könnte, ein Gegenstand des Aufwands ohne vernünftigen Zweck, der nur zur bloßen Prahlerei dient.

Sonst bewaffnete man mit wenigen Kosten viele, die in wilder Unordnung dem Feinde entgegen gingen, um eine Invasion zurückzuweisen oder ein Gebiet zu verheeren. Während dieser Unternehmungen lebte der Krieger entweder von dem, was er mitgebracht, oder was er auf seinem Wege erbeutet hatte.

Nach einem Ausfluge von einigen Tagen ging ein jeder wieder nach Hause mit der Beute, welche er zusammen gebracht, oder den Wunden, die er erhalten.

Diese Ausflüge wurden so lange wiederholt, bis Friede wurde.

In diesen Kriegen kamen am meisten körperliche Stärke, persönliche Geschicklichkeit und Tapferkeit in Betracht. Das Volk, welches am wenigsten gebildet war und für welches Plünderung und ein vagabundes Leben den meisten Reiz hatte, konnte vor andern Völkern den Preis davon tragen.

Doch heute, wo die Civilisation und die Künste des Friedens so große Fortschritte gemacht, und sich immer mehr ausbilden, hat der Krieg aufgehört das Handwerk eines ganzen Volkes zu seyn. Er ist vielmehr eine sehr zusammengesetzte Kunst geworden, die ihre Regeln, Lehrsätze und Kunstgriffe hat. Die Erfindung des Pulvers und der Artillerie hat der Kriegeskunst Formen uud Verfahrungsarten gegeben, die den Alten unbekannt waren; die Wachsamkeit des Einzelnen ist da von geringem Einflusse, denn der Soldat ist fast darauf beschränkt, Kriegsmaschinen spielen zu lassen nud die ihm befohlnen Manövres maschinenmäßig auszuführen.

Geld und Finanzmittel haben jetzt den Werth, den die persönliche Tapferkeit verloren hat. Die Siege, welche diese Geldquellen dem Feinde lassen, sind gar nicht entscheidend; wer seinen Schatz erschöpft, um solche Siege zu erringen, muß am Ende sich Gesetze vorschreiben lassen, und armselige Helden sind nur noch für Romane tauglich.

Diejenigen, welche sich mit militairischen Anordnungen eines Staates beschäftigen, müssen demnach hauptsächlich ihre Aufmerksamkeit auf die Ausgaben, die der Krieg erheischt, richten.

Montecúculli sagt, um Krieg zu führen, braucht man Geld,

ferner Geld und endlich wieder Geld. Was zu seiner Zeit wahr gewesen, ist es heut zu Tage nicht minder; man kann sogar annehmen, daß jeder neue Krieg verhältnißmäßig kostspieliger als die vorherigen wird.

Ohne Beispiele erst weit herzuholen, führen wir nur an, wie theuer die durch die Bedrohuug Peter des III. veranlaßte Kriegesrüstung im Jahre 1762 Dänemark zu stehen kam. Man erwartete von einer aus Russen und Preußen kombinirten Armee angegriffen zu werden. Die Dänische Regierung stellte eine Armee ins Feld, die 25,000 Mann stark seyn mogte, deren Befehl man dem Grafen von Saint Germain anvertraute. Die Einkünfte des Königs betrugen ungefähr 6 Millionen Thaler (beinahe 36 Millionen französische Livres); aus Hamburg zog man 6 Millionen Livres, man vermehrte die Ausgabe der Bankzettel dermaßen, daß sie 25 Prozent gegen Silbergeld verloren, und machte endlich 42 Millionen Livres Schulden. Unterdessen schmolz die Armee durch Desertion auf weniger als 20,000 Mann zusammen; es fehlte ihr an leichten Truppen, Artillreie, Magazinen, Trains für Lebensmittel, und Hospitäler u. s. w. Man würde noch mehrere Millionen gebraucht haben, um ihre Equipirung zu vervollständigen: demungeachtet war sie keine 6 Monat auf dem Kriegesfuße, und hatte keinen Feind zu bekämpfen. Freilich ließ man auch zu gleicher Zeit beinahe 30 Linienschiffe in See gehen, obgleich Rußland deren nicht 7 dienstfähige hatte.

Dieß Beispiel zeigt, daß Dänemark damals keine Armee von 25,000 Mann effektiv ins Feld stellen konnte.

Dergleichen kostet den Staaten zweiten und dritten Ranges viel mehr, um Krieg zu führen, als den Mächten ersten Ranges. Die Ausgaben zur Verwaltung einer mittelmäßigen und wenig beträchtlichen Rüstung stehen denen einer großen wenig nach.

In diesem Fache besonders sind die Gegenstände, welche im Großen betrieben werden, verhältnißmäßig weit weniger kostspielig, als die, welche man auf einer viel geringern Stufe ins Werk setzt.

Einem mächtigen Staat bietet der Krieg mehr Wechselfälle des Siegs und Erfolges dar: er wird durch die ersten mißlungenen Versuche nicht gleich erschüttert, während der erste Schlag hinreicht, einen nicht ansehnlichen Staat niederzudrücken.

Kaiser Karl VII. war Souverain von Baiern, einem fruchtbaren Lande mit einer Bevölkerung von 2 Millionen Seelen, aus welchem er jährlich 24 Millionen Livres zog; Frankreich gab ihm große Subsidien und er bezog Kriegessteuern aus Böhmen. Dieser Fürst stellte eine Armee 30,000 Mann ins Feld, um Theil an einem Kriege gegen das Haus Oesterreich zu nehmen; allein die ersten erlittenen Stöße richteten ihn dermaßen zu Grunde, daß ihm kein Mittel übrig blieb; sie setzten sein Land der feindlichen Verheerung aus und belasteten den Staat mit einer Schuld von 80 Millionen Livres.

Der Churfürst von Sachsen und König von Polen, August II. hatte noch größere Unfälle; da dieser sich in ein Bündniß gegen den König von Preußen eingelassen, so wurde Sachsen der Hauptschauplatz des siebenjährigen Krieges. Seine Truppen waren schon seit dem ersten Feldzuge aufgerieben, und seine Provinzen in Folge übertriebener Erpressungen erschöpft, dadurch hatte er zu Ende des Krieges eine Schuldenlast von 200 Millionen Livres.

Die Mächte zweiten und dritten Ranges müssen besonders darauf sehen, ihre Finanzen in gutem Stande zu haben, um die Kosten unvermeidlicher Kriege bestreiten zu können. Sie müssen immer große Summen vorräthig haben, um im Stande zu seyn, drei oder vier Jahre lang, wenn Krieg ist, eine bewaffnete Macht, die das Feld behaupten kann, zu unterhalten.

Wie würde es wohl dem Könige von Preußen ergangen seyn, wenn es ihm nach seinen Unfällen im Jahre 1757 an Gelde gefehlt hätte? Würde er im Stande gewesen seyn, eine neue Armee zu schaffen, um bei Roßbach siegen, die Schlacht bei Lyssa gewinnen und Schlesien wieder erobern zu können?

Dieser Fürst erlitt harte Stöße, ungeheure Verluste an Kavallerie, Menschen und Kriegsgeräthe; aber seine Kassen waren gehörig gefüllt und er fand daher Rekruten, Pferde, Munition,

und ersetzte auf die Weise seine Verluste. In allen kritischen Verhältnissen unterstützte ihn bloß sein Geld.

Man halte gegen dieß Gemälde das der Schweden, welche man in demselben Kriege in Bewegung setzte. Ihre Vorfahren hatten mehr als einmal das Schicksal von Deutschland entschieden: ihre Armee während des siebenjährigen Krieges bestand aus rüstigen, beharrlichen und tapfern Soldaten, aus Offizieren, die unterrichtet, verständig, muthig und ruhmbegierig waren. Wie ging es dennoch zu, daß diese Armee damals eine so bedauernswerthe Rolle spielte? Woran fehlte es ihr? .... Antwort: an Subsistenzmitteln, Equipirung, Munition, Sold, kurz an allem, was die Haupttriebfeder des Krieges ist. Die Schwedische Regierung hatte nicht Geld genug, um das Heer in Stand zu setzen, daß es mit Nachdruck agiren könne und machte ohne Erfolg eine Schuld von 40 Millionen Livres.

Ein gut versorgter Schatz ist zur Unterhaltung eines Krieges noch nöthiger als gut abgerichtete Bataillons und Eskadrons; oder um mich besser auszudrücken, die Finanzen sind die Grundlage bei einer jeden militairischen Einrichtung. Auf das Gedeihen des finanziellen Theils müssen die Anstrengungen eines Staates vorzüglich gerichtet seyn, um die zu seiner Erhaltung nöthige Macht und Kraft zu erlangen.

Betrachtungen über die Finanzen und die hauptsächlich hierauf bezüglichen Gegenstande werden demnach bei Gelegenheit der militairischen Einrichtung Dänemarks nicht am unrechten Orte stehen.

Zweites Kapitel.

Von dem Ackerbau.

Zur Verbesserung seiner Finanzen kann ein Staat nur folgende zwei Hilfsmittel anwenden:

solche, die seine Einahme vermehren,
und diejenigen, die seine Ausgabe vermindern.

Die Einnahme eines Staates entspringt aus den Auflagen, die er von den Gewinnsten der Industrie, so wie von der Arbeit der Steuerbaren erhebt.

Damit der Staat also seine Einkünfte vermehre, muß er sich bestreben, die Arbeit und den produktiven Gewerbfleiß zu begünstigen.

Es würde überflüssig seyn, länger bei einer so augenscheinlichen Wahrheit zu verweilen.

Unter den produktiven Gewerbszweigen behauptet der Ackerbau den ersten Rang.

Dieser ist es, dessen Besitz der Nation, die ihn ausübt, am meisten gesichert bleibt; kein anderer gewährt wichtigere und nothwendigere Ergebnisse, keiner interessirt so viele Individuen.

Diese vorzüglichste Industrie, die von jeder andern unterstützt und selbst bedient werden sollte, schmachtet in Dänemark ganz.

Gleichwohl ist der Boden Holstein's, Schleswig's, Jütlands und der Dänischen Inseln im Allgemeinen fruchtbar und fast überall zur Bebauung geeignet. Woher kömmt es demnach, daß man daselbst noch so viele Haiden und unbebaute Strecken der Art findet, welche die Gefilde entehren? Woher die Vernachlässigung, die man in der Bewässerung der Wiesen zeigt? woher der Mangel an Sorgfalt, den Dünger gehörig zu bereiten? Warum gewähren da die Wohnungen einen so dürftigen Anblick? Warum endlich findet man in ihrer Nachbarschaft so wenig Küchen- und Obstgärten?

Die Antwort ist leicht; daher, weil der größte Theil der Landleute daselbst noch den Diensten der Frohnen, der Miliz, den Fuhren-Diensten für die Krone unterworfen sind; ferner weil das Wild und die Jäger deren Anbau ungestraft niedertreten.

Der Umfang der urbaren Ländereien wird in diesem Lande nach Tonnen trocknen Getreides berechnet, ein Maß, welches 210,280 Pariser Quadratfuß gleichkömmt.

Dänemark enthält ohne Norwegen 350,000 solcher Tonnen an bebauten Ländereien.

Im Jahre 1771 besaßen die Grundherrn 30,000 solcher

Abgaben-freien Ländereien; ungefähr 50.000 gehörten den vom Frohndienste befreiten Bauern, deren Land aber mit hohem Grundzins, die sie der Krone und der Geistlichkeit zu geben hatten, belastet war. Die übrigen, nämlich 270,000, gehörten den Frohn-Bauern, deren Ländereien zwar einem geringeren Grundzins als die vorerwähnte Klasse unterworfen waren, auf denen aber die ganze Schwere des Frohndienstes lastete. Der Lehnsherr genoß daselbst die Freiheit der Auflagen seiner Ländereien, die er sich eigenthümlich vorbehielt und mittelst Frohndienste bearbeiten ließ; diese Befreiung fand indeß nur in so fern statt, wenn wenigstens 200 Tonnen urbaren Landes für die Frohn-Bauern übrig blieben.

Allein der Grundherr vertheilte dieselben nach seinen Anordnungen; er eignete sich nach Gefallen die Ländereien seiner Frohnbauern, die ihm am fruchtbarsten schienen, wieder zu, und gab ihnen als Tausch geringere dafür; forderte so viel Frohndienste von denselben, als ihm beliebte; konnte, wen er wollte, aus einer guten Wohnung vertreiben und ihm eine schlechtere dafür geben: verfügte endlich auch über den Nachlaß der Verstorbenen, und behielt deren Effekten für sich.

Wie ging es zu, daß der Dänische Ackerbauer in diesen niedrigen Zustand gesunken? Mir ist dieß unbekannt. So viel aber ist ausgemacht, daß vor Waldemar II. die aus kleinen Erbtheilen bestehenden Ländereien Dänemarks von freien Menschen bearbeitet wurden. Die Dienstbarkeit fing demnach erst unter der Regierung dieses Fürsten an.

Friedrich IV. versuchte mittelst Ordonnanz vom 1. Februar 1707 die Bauern in einigen Theilen seiner Staaten zu befreien. Dieser Versuch hatte wenig Erfolg, und unter Christian VI. erließ man förmliche Reglements wegen der Miliz, offenbar in der Absicht, die Last des Frohndienstes zu erschweren.

Norwegen's kaltes Klima und die Härte seines Bodens waren vielleicht Ursachen, daß es von der Dienstbarkeit befreit blieb.

Unter den Bauern dieses Landes sind einige Eigenthümer der Ländereien, die sie bearbeiten, andere aber nur deren Päch-

ter. Ihre Pachtung ist lebenslänglich und den Pachtzins tragen sie durch Arbeiten ab, die sie für den Eigenthümer verrichten.

Die Einberufung der Militz oder der zum Seedienste bestimmten Klassen, die Abgaben und die Fuhrendienste für die Krone sind die einzigen Lasten, welche auf dem Norwegischen Landmann ruhen; doch erfahren auch die Ländereien eine gewisse Freiheit, deren sie genießen, denn sie werden verhältnißmäßig besser bebaut als die in Dänemark.

Durch die in Dänemark eingetretenen Auswanderungen der Bauern, welche ihre Felder in Stich ließen, um anderswo einen erträglichern Unterhalt zu suchen, fingen mehrere Grundherren an einzusehen, daß freie Pächter ihnen mehr Nutzen gewähren, als Frohn-Bauern.

Die Freimachung der Letztern mußte nicht bloß als ein Akt der Billigkeit und Humanität, sondern auch als eine von dem Interesse des Staates und dem der Grundherren selbst in Anspruch genommene Maßregel betrachtet werden. Die Schwierigkeiten einer Stufen-weisen und successiven Befreiung, wie sie eigentlich bewerkstelligt werden sollte, mögte wohl aus dem Widerwillen, welchen die Bauern gegen Neuerungen hegen, herzuleiten seyn. Sie haben es auf eigene Unkosten gelernt, denselben nicht zu trauen.

Diese Befreiung würde ohne Zweifel ein großer Schritt zu Verbesserung seyn; man muß indeß nicht glauben, daß sie allein den Ackerbau in Dänemark aus der niedrigen Stufe, in welche er seit so langer Zeit gesunken, zu heben vermöge.

Um ihn zu beleben, muß man so viel als möglich die Lasten der Klassen-Milizen und die, welche auf dem Landmanne ruhen, erleichtern, und diesem auch das Recht geben, das Wild zu vertilgen, welches seine Felder verheert.

Er muß von den Fuhrendiensten befreit werden, die er genöthigt ist der Krone zu leisten.

Man rathe zu der Einrichtung von Umzäunungen, die des sorgfältigen Landmanns Felder vor fehlerhaften Schlendrianen und den Nachlässigkeiten der Nachbaren bewahren.

Auch muß man die Pachtungen auf lange Zeit

begünstigen, um dem Pächter Zeit zu lassen, die Früchte seiner bewirkten Verbesserungen zu erndten, und die darauf verwandten Gelder wieder herauszubringen.

Uebrigens würde es dem Landmann nicht sonderlich nützen, wenn er reichliche Ernten zöge, diese würden ihm nur eine kostbare Verlegenheit verursachen, wenn er keinen Ausweg fände, die Erträgnisse, welche seine Arbeit belohnen sollen, zu realisiren. Man behindere die Märkte also nicht, die er in seinem Bereiche haben mögte; vielmehr entferne man davon alle Schwierigkeiten, erleichtere und sichere ihm den Zutritt dazu, und unterstütze seine Anstrengungen, damit er deren immer neuere und vortheilhaftere ermittele. Man vergesse nicht, daß alle, die Erzeugnisse des Bodens betreffenden Prohibitiv-Gesetze außerordentliche Maßregeln seien, welche die Nothwendigkeit allein entschuldigen kann.

Wenn man also, um die Manufaktnren aufzumuntern, den Preis der Ackerbauerzeugnisse herabsetzt, oder die zur Nuzzung des Bodens unentbehrlichen Gegenstände auf einem sehr hohen Preis hält, dann macht man die Hauptsache von Nebendingen abhängig, dann strebt man dahin, die Haupt-Industrie, das Fondement der Macht und die Wohlfahrt des Staates herabzusetzen und zu zerstören; um untergeordnete Industrien zu begünstigen, die man nicht sicher ist zu behalten und vielleicht trotz allen Anstrengungen morgen schon verliert.

Am besten thut man, wenn man den Ackerbau von allen öffentlichen Lasten befreit läßt. In der That, wenn man die Arbeiten und die Betriebsamkeit des Landmanns mit Steuern belegt, erschwert und lähmt man da nicht die produktiven Fähigkeiten des Bodens, und hindert man da nicht die Reichthümer der Ländereien in ihrer Entstehung?

Uebertriebene Auflagen bewirken das nämliche bei dem Ackerbau, wie Hagel, welcher die Früchte zerschlägt, Viehseuchen, welche die Ställe entvölkern und Feuersbrünste, welche die Scheuern verzehren: die Geißel der Auflagen ist sogar noch böser als jene vorübergehenden Plagen, die doch wenigstens die Hoffnung nicht rauben. Man richte also die Besteuerung des Ackerbau-

standes so leicht ein, als die Umstände es nur immer erlauben. Man setze sie ein für allemal fest; ein Uebel, das nicht abzuändern ist, scheint durch Gewohnheit erträglicher zu werden.

Die Besteuerung darf sich nicht auf die bewirkten Verbesserungen erstrecken, oder sie erst dann treffen, wenn sie fest begründet, und die, so sie bewirkt, gehörige Zeit gehabt haben, ihre darauf verwendeten Kosten wieder heraus zuziehen und den Nutzen davon zu tragen, wodurch sie in ihren Anstrengungen aufgemuntert werden.

Wird wohl der Landmann sich bestreben, seine Heerden, Gebäude und andern Gegenstände zur Benutzung seines Gutes zu vermehren und zu verbessern, wenn diese Vervollkommnungen ihm nur noch schwerere Lasten zuziehen, und wenn er sieht, daß der Fiskus seine Unternehmungen mit dem Auge verfolgt, und sich anschickt, ihm deren Früchte zu entreißen?

Nach diesen Grundsätzen muß die Abgabe des Zehnten als eine der beschwerlichsten Lasten betrachtet werden, da sie unmittelbar die landwirthschaftlichen Verbesserungen trifft. Kann die Regierung dieses Ergebnisses des Zehnten durchaus nicht entbehren, so muß man statt dessen eine andere equivalente Auflage einführen, die jedoch die Verbesserungen nicht behindern darf. Die Erfordernisse des Ackerbaues beschränken sich auf drei Punkte, — Freiheit, Schutz und Schonung. Eine Administration, die den Landleuten Freiheit und Sicherheit für ihre Personen, Ländereien, Industrie und Mittel zum Anbau, so wie Begünstigung ihrer Märkte gewährt; die jeden Zwang in ihren Arbeiten aus dem Wege räumt; ihnen einen wirksamen Schutz sichert, aber wenig von ihnen verlangt; eine solche Verwaltung erfüllt wahrhaft ihren Beruf in Rücksicht auf jene.

Ohne Zweifel gibt es Vervollkommnungen im Ackerbauwesen, welche Fremde mit Erfolg einführen, und die eine wohlthätige Administration auch in ihrem Lande einzuführen wünschen mag, allein sie muß sich nur hüten, zu dem Behufe Zwangsmittel zu gebrauchen.

Keine dieser so sehr angepriesenen Methoden, keine der von den Ausländern vervollkommneten Verfahrungsweisen wiegen

die Freiheit auf. Man beenge die Industrie des Landmanns, selbst unter dem Vorwande, ihm Gutes zu erzeigen, nicht; was sein Verhalten betrifft, so überlasse man dieß seinem Interesse, das ihn weit besser leiten wird als alle Gesetze und Doktrinen.

Man lasse ihn wirken, beschränke sich darauf, seine Anstrengungen zu schützen, und man wird Gedeihen bei ihm bemerken.

Scheint irgend eine Neuerung wichtig, so kann man ja einen Versuch damit in den Ländereien der Krone anstellen; das Beispiel allein wird hinreichen, dem, was sich als nützlich bewährt, Eingang zu verschaffen.

Diese Maximen der Freiheit sind nicht bloß anwendbar auf die Industrie in landwirthschaftlicher Hinsicht, sondern mit einigen Einschränkungen auch auf die kaufmännische Betriebsamkeit und auf die des Manufaktur-Wesens.

Drittes Kapitel.

Von den Manufakturen.

In Bezug auf die Manufakturen sollte man denen den Vorzug geben, die den Ackerbau betreffen, den Forderungen dieser Industrie erster Klasse entsprechen, den Erzeugnissen des Bodens mehr Werth geben, für die unentbehrlichsten Bedürfnisse sorgen, und dem Klima oder andern natürlichen und lokalen Verhältnissen des Landes angemessen sind.

Statt also in Dänemark eine königliche Porzellan-Fabrik zu errichten, hätte man eher die Etablissements gewöhnlicher Töpfer-Waaren begünstigen, und die für die Seiden-Fabriken verschwendeten Summen zur Vervollkommnung der Strumpfwirkereien Jütlands und der Wollen-Manufakturen des Landes verwenden sollen.

Die Industrie in Bezug auf das Manufaktur-Wesen, muß ihre Anstrengungen auf das, was den Bedürfnissen des Lebens betrifft, richten, und sie würde auch ohne Zweifel diese

Richtung nehmen, wenn die Regierung sich darauf beschränkte, dieselbe zu schützen, und gar nichts oder nur sehr wenig von ihr verlangte.

In einem Staate wie Dänemark haben große Unternehmungen im Manufakturwesen den Uebelstand, daß dadurch das National-Interesse großentheils der Kaprice und Unbedachtsamkeit einer kleinen Anzahl Unternehmer Preis gegeben wird. Weit entfernt also, daselbst die Errichtung großer Fabriken auf Unkosten einer Menge kleiner Werkstätten begünstigen zu dürfen, muß man vielmehr diese unterstützen, damit sie nicht von irgend einem mächtigen Unternehmer erdrückt werden.

Viertes Kapitel.

Vom Handel.

Das in dieser Rücksicht zu beobachtende Verhalten scheint schon durch das angedeutet, was bei Gelegenheit der übrigen Zweige der produktiven Industrie gesagt worden ist.

Was der Handel von jeder Regierung in Anspruch nimmt, besteht darin, daß er nicht behindert, sondern geschützt werde, daß man guten Glauben darin unterhalte und demselben seinen Gang lasse.

Will man ihn jedoch aufmuntern, so muß dieß vorzugsweise dem innern Handel zu Theil werden, dem welcher geradezu die Landeserzeugnisse interessirt und ihnen einen nützlichen Verbrauch verschafft. Man dehne die Begünstigungen nicht über den Handel hinaus, welcher mit den Nachbaren, mit den unter des Landes unmittelbarem Einfluß stehenden Gegenden, oder mit denen besteht, die den Landeserzeugnissen einen vortheilhaften Ausweg darbieten.

Kein Theil der Vorschüsse, welche diesen Handel, den man den häuslicheu nennen kann, beleben, werde ihm entzogen, um zur Aufmunterung weit ausgedehnter Unternehmungen und ge-

wagter Spekulationen verwendet zu werden. Es ist hinreichend, wenn man denen, welche sich damit befassen, nichts in den Weg legt, und man braucht sie daher nicht weiter auf Kosten der innern Oekonomie zu unterstützen und zu beschützen.

Gleich großen Europäischen Seemächten besitzt Dänemark in Ost-Indien Etablissements und läßt dessen Handel durch eine privilegirte Gesellschaft betreiben. Diese Unternehmung, womit sich die Regierung sehr beschäftigt hat, kostete ihr viele direkte und zu Beschützungskosten erforderliche Vorschüsse.

Die Grundlage der Englisch-Ostindischen Kompagnie besteht in dem Einkommen eines großen Reichs in Indien. Die Holländisch-Ostindische Kompagnie besitzt die Molukkischen Inseln. Und dennoch hielt man das Vermögen dieser beiden Kompagnien nicht für sehr solide.

Was ist aber von dem Handel der Dänisch-Asiatischen Kompagnie zu hoffen, einem Handel, dessen Märkte so sehr entfernt, dessen Rückladungen durch die stürmischsten Meere so langsam in einem der entferntesten Winkel des Nordens ankommen und deren verzögerte Verkäufe so vielen Wechselfällen ausgesetzt sind?

War dieser Handel wohl das werth, was zu dessen Gründung, Unterhaltung und Schutz verwendet worden ist?

Wie viel würde der Ackerbau und die innere Industrie Dänemarks gewonnen haben, wenn man diesen Zweigen die Vorschüsse hätte zufließen lassen, welche der Handel mit Indien verschlang!

Ist es anders wahr, wie man vermuthet, daß alle oder doch fast alle Aktien der Kopenhagener Asiatischen Kompagnie heute Fremden gehören, wozu sollte sich Dänemark erschöpfen, um dieselbe zu unterstützen? Uebrigens, da drei Viertel der Norwegischen Produkte mittelst ausländischer Fahrzeuge ausgeführt werden, wozu braucht man so viel Aufmerksamkeit auf den Ostindischen Handel zu verwenden? Mit dem innern Handel muß man sich beschäftigen, dieser ist am sichersten, am leichtesten zu beschützen und trägt am meisten zur Wohlfahrt des Landes bei.

Nächst diesem verdient der auswärtige Konsumtions-Handel, der den National-Erzeugnissen Werth gibt, am meisten begünstigt zu werden, besonders wenn er mit den nächsten Nachbaren statt findet. Dieser Handel steht in genauer Verbindung mit den Fortschritten des Landes-Ackerbaues und erzielt dessen Zunahme.

Erst dann, wenn die innere Industrie und der Konsumtions-Handel die zu ihrem Wohlstand erforderlichen Kapitalien erlangt hat, dann erst wird es Zeit seyn, den Ueberschuß des National Vermögens zu gewagten Spekulationen herzugeben.

Man wird einwenden, daß die Holländer ihre Reichthümer hauptsächlich aus diesen Handels-Spekulationen ziehen.

Aber die Holländer befinden sich in ganz besondern Umständen: ihre innere Industrie und ihr Konsumtions-Handel mit einheimischen Produkten verschlingt nur einen kleinen Theil ihrer Kapitalien; es bleibt ihnen also noch ein großer Ueberschuß, wovon sie ohne Hinderniß einen Theil in Spekulationen anlegen können.

Die Gewinnste, die dieser Handel abwirft, vermehren unmittelbar nur die Einsätze ins Spiel, während jene des innern und des National-Produkten-Handels geradezu den Reichthum des Landes und seine produktive Kraft vergrößern.

Entzieht man die, zur innern Industrie gebrauchten Fonds derselben, um solche zum Spekulations-Handel zu verwenden, so setzt man eine solide Anlage den Wechselfällen des Zufalls aus, kompromittirt das Landesvermögen bei diesem Glücksspiel, und bewirkt, daß die Fortschritte des Ackerbaues und der Landeswohlfahrt eine entgegengesetzte, rückgängige Richtung nehmen.

Ein solcher Handel frommt dem Lande nur, wenn diejenigen, welche sich dadurch bereichert, ihre Kapitalien davon herausziehen, um sie dem Ackerbau oder irgend einer andern innern Industrie zuzuwenden.

Also wenn erst der Frohndienst in Dänemark abgeschafft seyn und der Landmann nicht mehr zu befürchten haben wird, daß man ihm sein Gespann zum Fuhrendienste der Krone wegnehme: dann wird man sehen, daß die Kaufleute aus Ham-

burg und Lübeck ohne Zweifel gern Ländereien ankaufen und ihre Kapitalien zur Vermehrung des Ackerbaues anlegen werden. So lange aber der Boden von Frohnen-Bauern bearbeitet wird, hat man nicht Ursache zu wünschen, daß Kaufleute daselbst Herrschaften erwerben; sie würden dahin nur einen noch habgierigern und anspruchsvollern Geist als der der alten Adeligen mitbringen. Dänemarks Handel würde ohne Zweifel geeignet seyn, eine den National-Interessen günstige Richtung zu nehmen, wenn man ihm seine vollkommene Freiheit ließe.

Fünftes Kapitel.

Von der Fischerei.

Unter den Gewerbszweigen, welche mit der Schiffahrt und dem Handel in Beziehung stehen, behauptet die Fischerei mit den ersten Rang.

Die Fischerei dient als Schule, um gute Seeleute zu bilden; sie ist nicht bloß ein wichtiges Hilfsmittel für Dänemark, um seine Reichthümer zu vermehren, sondern muß auch als ein Gegenstand des unentbehrlichsten Bedürfnisses betrachtet werden; denn sie verschafft Unterhalt den Einwohnern Islands, der Insel Ferro, Finmarks, Nordlands und eines großen Theils von Norwegen. Island zählt auf einem Gebiete von 1400 deutschen Meilen höchstens 50,000 Einwohner; ihren Unterhalt verdanken sie fast einzig und allein der Fischerei, und bringen dem Könige jährlich 36,000 Livres ein.

Island, Finmark und die Insel Ferro haben nicht einmal eine Stadt.

Eine in Kopenhagen errichtete Kompagnie hatte das alleinige Vorrecht, deren Produkte zu kaufen und den Einwohnern die zu ihrer Unterhaltung erst von auswärts bezogenen Gegenstände zu verkaufen. Dieses Monopols bemächtigte sich die Regierung und betreibt es direkte für ihre Rechnung.

Bergen und einige andere Plätze in Norwegen üben ein ähnliches Monopol im Nordlande aus.

Die Fischerei hat zu besonderen Etablissements Veranlassung gegeben.

So findet man 14 Meilen von Drontheim die Stadt Christiansund, die auf drei im Meere befindlichen Felsen gebaut ist. Sie hat einen guten Hafen; das Meer vertritt bei ihr die Stelle eines öffentlichen Platzes und der Straßen; der Fischfang, den sie in der Nachbarschaft treibt, ist fast ihre einzige Ressource.

Eben so findet man zwei Meilen von Christiansund einen nackten Felsen mitten im Meere, Namens Grippe, auf welchem 30 Familien von der Fischerei leben.

So manche andere Felsen dieser Küste würden einen ähnlichen Anblick gewähren, wäre die Fischerei in einem blühenden Zustande.

Dieser Industrie-Zweig wäre großer Entwickelungen in den Dänischen Staaten fähig. Es genügt, wenn man bemerkt, daß Bilbao jährlich aus Nordamerika so viel Fische erhält als ganz Norwegen ausführt.

Um die Fischerei aufzumuntern, müßte man denen, welche sie betreiben, die Erlaubniß ertheilen, auf jedem Markte, der ihnen beliebte, kaufen und verkaufen zu können und ihnen bloß zur Pflicht machen, zu ihrer Bekleidung sich Dänischer Produkte zu bedienen.

Auch müßte man sich damit beschäftigen, einige Städte an den Küsten, die keine haben, zu gründen, wodurch deren abgesondert lebende Bewohner in ihrer Nähe Niederlagen und Märkte finden würden, um sich mit den gewöhnlichen dringenden Bedürfnissen zu versehen.

Endlich müßte man noch Aufmunterungen denen bewilligen, welche Fischerei-Kompagnien errichteten und dazu sich der Schiffe mit Verdecken bedienten, damit dieser Gewerbszweig auf eine regelmäßige und allgemein befolgte Weise betrieben werde. Denn bis jetzt ist er manchen Norwegischen Bauern schädlich, welche von dem Reize zum Branntwein angelockt bei

günstiger Jahreszeit ihre Felder verlassen, um Fischer zu werden. Hier ergeben sie sich der größten Trunkenheit, wenn der Fischfang gut ausfällt und sterben vor Hunger, wenn er unglücklich ist. In letzterm Fall findet man nicht selten am Ufer Todte, die noch Seegras im Munde haben.

In dem Zustande, worin dieser Industrie-Zweig jetzt beschränkt ist, muß die Dänische Regierung nicht allein keine unmittelbare Einnahme daraus machen wollen, sondern vielmehr Vorschüsse zu dem Behufe machen; daraus würde für den Staat gewiß eine Quelle des Wohlstandes erwachsen.

Sechstes Kapitel.

Von der Erziehung.

Es gibt einen Punkt, über welchen jede civilisirte Nation einig zu seyn scheint: daß nämlich die Erziehung der Jugend die wirksamsten Mittel darbiete, um in einem Lande die dem Staate nützlichen Industrien und die Keime der öffentlichen Wohlfahrt zu entwickeln; man ist indeß über die bei der Erziehung zu befolgende Methode noch nicht gleich einig.

Vielleicht legt man zu viel Gewicht auf die Erlernung der hohen Wissenschaften und schönen Künste, wie man sie nennt.

Wenn man es in großen Staaten so einrichtet, daß man da sich in den hohen Wissenschaften und schönen Künsten unterrichten kann, so ist dieß ohne Zweifel ein sehr löbliches Verfahren, wenn nämlich zugleich auch für die gewöhnliche Bildung gesorgt wird.

Bildet man die Jugend aus allen Ständen zur Ordnung, zum Fleiße, zur Arbeit; flößt man ihr Achtung ein für die rechtmäßige Autorität und für die Religion; macht man ihr die Erfüllung ihrer Pflichten nicht allein zur Gewohnheit, sondern geht dabei so zu Werke, daß sie Geschmack daran findet und sie ihr gewissermaßen zum Bedürfnisse wird; lehrt man sie sorgfältig spre-

chen, lesen, schreiben, rechnen, ein zur Beförderung der Intelligenz so nöthiger Unterricht; läßt man nicht zu, daß der Schüler über den von ihm einzuschlagenden Weg in Ungewißheit bleibe, sondern veranlaßte ihn vielmehr, daß er sich frühzeitig zu einem anerkannt nützlichen Stande vorbereite: so ist das der Inbegriff der gewöhnlichen Erziehung, die die Schüler darüber belehrt, was sie jeden Tag ihres Lebens, in welche Verhältnisse sie auch versetzt würden, zu thun haben.

Ohne also das mindeste von dem abzubrechen, was zum Erfolge der Erziehung nöthig ist, die zur Erlernung einer dem Schüler fremden Wissenschaft oder Kunst aufmuntert, muß jeder Unterricht der gewöhnlichen Erziehung untergeordnet und dahin gerichtet seyn, diese sicherer, leichter und vollkommener zu machen.

Man muß sich daher vor allem mit den Primair-Schulen befassen; das, was man für die allgemeine Bildung thut, muß mit dem gewöhnlichen Unterricht in Bezug stehen.

Mit großen Kosten Akademien der Wissenschaften, Bildhauer-, Architektur- und Musikschulen gründen oder unterhalten, während es an Primair-Schulen fehlt, das heißt das Elend mit glänzendem Flitter behängen.

Man mag noch so viel aufgeklärte Männer predigen und Unterrichtsbücher unter ein Volk vertheilen lassen, das sie in Ermangelung der gewöhnlichen Erziehung nicht versteht; immer wird die angewandte Mühe vergebens und gleichsam Gold in Mist vergraben seyn.

Es würde schon viel von Seiten der Regierung gethan seyn, wenn diese, so viel ihre Kräfte es erlaubten, alle Gegenstände, welche der Erziehung Nachtheil brächten, beseitigte und es sorgfältig vermiede, ihr durch deren eigenes Betragen zu schaden.

Die Regierung entmuthigt die Bildung, wenn sie ihr Vertrauen Fremden eher als Einheimischen schenkt. Sie würde sie aber im Gegentheil aufmuntern, wenn sie die wichtigsten Stellen denen vorbehielte, welche auf den Landes-Schulen studirt haben, und man würde auf diese Weise eher im Stande seyn,

sich durch Proben von der Fähigkeit und dem Karakter der Eleven zu überzeugen.

Die Regierung, welche sich in ihrer Verwaltung der Sprache des Ausländers vorzugsweise vor der Nationalsprache bedient, erzielt dadurch, ohne es zu wissen, unter dem Volke Gemeingeist und Vaterlandsliebe zu ersticken.

Das Gouvernement, welches unnütze Aemter vermehrt und viele Müßiggänger besoldet, gleichviel ob vom Civil- oder Militair-Stande, gibt den Bürgern das schädliche Beispiel, daß Leute Besoldungen beziehen, ohne solche durch eine dem Publikum, das sie bezahlt, geleistete nützliche Arbeit verdient zu haben.

Die zahlreichen Müßiggänger, auf diese Weise besoldet, geben den arbeitsamen Menschen nicht nur in so fern ein schädliches Beispiel, daß sie diese von ihren Arbeiten abziehen und in deren Familien Verdorbenheit und Unordnung bringen; sondern sie machen sie auch mit den Lastern bekannt, welche zur Zerstreuung und zum Hilfsmittel dienen, der Langeweile zu entgehen. Die Regierung, welche allen Klassen die Mittel an die Hand gäbe, sprechen, lesen, schreiben, rechnen und die Kenntnisse in Bezug auf die gewöhnliche Erziehung zu lernen; die mit diesen Erleichterungen auch den Einfluß verbände, den das Beispiel der Vorgesetzten und das Betragen der öffentlichen Behörde immer auf die Moral der Einzelnen hat; die eine unpartheiische und schnelle Gerichtspflege handhaben ließe; die sorgfältig auf Erhaltung der guten Ordnung wachte; die nur die nöthigen Agenten gebrauchte, ihnen ein hinlängliches Auskommen anwiese, von ihnen aber auch treue und vollkommene Verwaltung ihres Amtes forderte: eine solche Regierung würde ihr Geschäft, in so fern es den wesentlichen Theil der öffentlichen Erziehung betrifft, erfüllt haben; die Theilnahme und Energie ihrer Untergebenen würde das Uebrige thun.

Das Beispiel der Regierung, der sie beseelende Geist der Ordnung, Oekonomie und Wachsamkeit, der Eifer für das öffentliche Wohl, den sie bei jeder Gelegenheit zeigte, das ist der wichtigste Unterricht, die dem unter ihren Gesetzen stehenden Volke gegeben werden kann.

Daher verdankt auch der von Natur so kalte und langsame Holländer großentheils dem Einflusse seiner Regierung, seine Gewohnheiten zur Ordnung, seine Wirthschaftlichkeit, Beharrlichkeit und den religösen Karakter, der ihn so vortheilhaft unter den Europäischen Nationen auszeichnet.

Siebentes Kapitel.

Von der Bevölkerung.

Erkennt man im Allgemeinen den Einfluß der Erziehung der Jugend auf die Wohlfahrt einer Nation, so kömmt eine andere Frage politischer Oekonomie, über welche die Meinungen getheilt sind, in Erwägung, nämlich die Bevölkerung. Manche von wahrem Eifer zur Beförderung der Betriebsamkeit und Macht ihres Landes beseelte Regierung, glaubt Wunder zu bewirken, wenn sie alles aufbietet, um die Bevölkerung zu vermehren.

Auf diese Weise hat das Dänische Gouvernement außer andern zur Vergrößerung der Zahl seiner Unterthanen angewandten Mitteln, auch ansehnliche Summen verwendet, um Ausländer, denen dasselbe Haidestrecken in Jütland zur Urbarmachung überwiesen, herbeizuziehen und im Lande zu behalten.

Man vergaß, daß von 800,000, ihrem Stande nach zur Bebauung des Bodens der Dänischen Staaten bestimmten Individuen, Norwegen ungerechnet, wenigstens 60,000 aus Mangel an Arbeit dahin gebracht waren, die öffentliche Unterstützung in Anspruch zu nehmen.

Wie soll man aber vermuthen, daß man nach dem Beispiele so vieler Staaten, welche darin im Interesse ihrer Wohlfahrt zu handeln glaubten, daß sie sich bestrebten, ihre Bevölkerung unmittelbar zu vermehren, dennoch Fehlgriffe begehen könne; man fange doch nur mit dem alten Rom an, welches so geneigt war, sich immerfort mit neuen vom Auslande hergezoge-

nen Bürgern zu bereichern, und dann sich bemühte, die durch seine verschlingende Administration entstandenen Lücken mittelst Gesetze in Betreff der Ehen zu ersetzen.

Eine Regierung, welche die Armen, Soldaten und Matrosen verheirathet, ihren Frauen und Familien Wohnung, Löhnung und Rationen von Lebensmitteln überweist; die Anstalten zur Aufnahme der durch Elend und liederliche Lebensart ihrer Eltern verlassenen Kinder unterhält; die sich der Auswanderung der Landes=Einwohner in die Fremde widersetzt, und von außen her Arme enrolliren läßt, um sie bei sich einzuführen; was thut diese Regierung anderes, als geradezu es verkehrt anfangen, um zu dem sich vorgesetzten Ziele zu kommen?

Sie will ihr Volk mächtiger machen und macht es nur elender, häuft neue Lasten zu den alten, welche die arbeitenden und produktiven Klassen schon zu tragen haben.

In diesen Klassen herrscht die Macht und der Reichthum des Staates; sie sind dessen Triebfedern und Kraft. Man lasse ihnen demnach nur das Mittel, Ersparnisse zu bewirken, und sie werden schon die nöthigen Arme finden, um ihrer Industrie und ihren Arbeiten einen größern Umfang zu geben, ohne daß die Regierung nöthig hätte, sich drein zu mischen.

Wozu ist es gut, die Zahl der Armen zu vermehren und dergleichen anders woher herbeizuziehen, denen man Almosen spenden muß?

Weiß man denn nicht, daß Menschen, die kein Eigenthum besitzen, einem Staate nur in so fern nützlich sind, wenn sie durch Arbeit mehr erwerben als zu ihrem Unterhalte erforderlich?

Bevor man Arbeiter herbeiruft, muß man für sie auch hinlängliche Beschäftigung haben und wissen, wodurch sie ihren Unterhalt verdienen können; kann man dieses gehörig anbieten, so werden sich die Arbeiter schon ohne Mühe finden.

In dem civilisirten Zustande, worin die Europäischen Länder sich befinden, kann es den Menschen wohl an Arbeit, der produktiven Arbeit aber keineswegs an Menschen fehlen.

Kann die Bevölkerung selbst wohl durch die zu dem Behufe angewandten gewaltsamen Mittel wachsen?

Durchaus nicht, denn wie man weiß, reibt das Elend bald diejenigen auf, welche nichts zu leben haben.

Wenn man dahin gelangte alle die im Schooße des Landes zu behalten, welche es verlassen wollen, und noch dazu jährlich 20,000 Fremde hereinbrächte, würde man wohl nach 30 Jahren 600,000 Einwohner auf diesem Gebiete mehr haben?

Antwort: nein, nicht einen einzigen; allein wenn man dieselben Anstrengungen gemacht hätte, um die produktive Betriebsamkeit zu vermehren, so würde die Bevölkerung wahrscheinlich angewachsen seyn, denn sie steht beständig in Verhältniß mit der Menge der Unterhaltungsmittel und Gewinnste, die ihr das Land darbietet.

Je mehr Nahrungsquellen das Land gewährt, desto mehr vervielfältigt sich die Menschenmasse. Gegentheils vermindert sich diese immer mehr, wenn die produktiven Industrien und die Mittel, seinen Unterhalt zu verdienen, immer weniger werden.

Die Vermehrung der Bevölkerung kann also im Allgemeinen als ein Zeichen der Wohlfahrt angesehen werden. Allein der wirkliche Wohlstand hängt nicht von dem Zuwachse der Individuen-Zahl, sondern einzig von der produktiven Industrie und den Subsistenzmitteln, die sie gewährt, ab.

Außer in Fällen, wo Pest, Hungersnoth und andere ungewöhnliche Plagen wüthen, neigt sich die Zahl der Geburten in der Regel über die der Sterbefälle hinaus; und die schnellen Fortschritte im Wachsthum gewisser Kolonien beweist, wie sehr die Bevölkerung zunehmen kann, wenn sie durch einen Ueberfluß produktiver Einrichtungen begünstigt wird.

Von 1750 bis 1756 hatten die Preußischen Staaten einen Ueberschuß von 141,000 Geburten gegen Sterbefälle.

Dieser Ueberschuß beträgt jährlich 12,000 in den Dänischen, und 4000 in den Norwegischen Staaten.

Auf der Insel Bornholm, wo die Auswanderungen häufig sind, verhalten sich die Geburten zu den Sterbefällen, wie 5 zu 3.

Die Schwierigkeit liegt nicht in der Zeugung, sondern darin, daß es schwer ist, die Kinder zu ernähren und groß zu ziehen.

Hören die Unterhaltungsmittel auf in Ueberfluß vorhanden zu seyn, und wird es schwierig sich diese zu verschaffen, dann sollte die Regierung die Auswanderung wohl eher begünstigen oder ihr wenigstens nichts in den Weg legen. Man kann nicht genug wiederholen, daß das einzige gute Mittel, ein Volk zu vergrößern und dessen Auswanderung zu verhindern, darin bestehe, daß man die produktive Industrie uud die Nahrungsquellen begünstige.

Auswanderungen können in so fern zur Wohlfahrt eines Landes beitragen, wenn die, welche es verlassen haben, mit den in der Fremde erworbenen Gewinnsten wieder nach ihrem Vaterlande zurückkommen. Auf diese Weise bereichern die Schweden ihr Land mit den Reichthümern, welche sie sich auswärts erwerben. Viele junge Leute aus Holstein und Schleswig gehen nach Hamburg, Holland, England, um da ihr Glück zu machen; sie würden ohne Zweifel zur Vermehrung des Landes-Reichthums beitragen, wenn sie ihre Ersparnisse dahin brächten; dieß würden sie auch gewiß thun, wären sie sicher, bei ihrer Heimkehr wie Kinder einer gemeinschaftlichen Familie aufgenommen zu werden. Warum sollte Dänemark nicht in der That die Seinigen aufmuntern, auswärts ihr Glück zu versuchen, das sie in der Heimath nicht finden, um sodann mit dem Vermögen und den Einsichten, die sie daselbst erworben, in ihr Vaterland zurückzukehren? Man müßte hier die Jugend zu dergleichen Unternehmungen vorbereiten, durch Belehrungen, welche die Erfolge wo möglich sicherten. Man müßte die, welche ihre Ersparnisse dahin brächten, freundlich aufnehmen. Könnte Rußland den Dänischen Emigranten nicht kostbare Hilfsquellen darbieten? Dieses bedarf der Fremden; die Deutschen sind da nicht sehr beliebt; die Schweden werden davon durch politische Mißhelligkeiten entfernt gehalten, während das regierende Haus von Dänemark mit Rußland durch Bande der Verwandtschaft vereint ist.

Achtes Kapitel.

Von den Armen.

Auf eine widersprechende Weise, welche nur die Inkonsequenz des menschlichen Geistes bekundet, beklagen sich die Regierungen, nachdem sie die Vermehrung der Volkszahl durch gewaltsame Mittel herbeigeführt, über die Menge von Armen, womit der Staat überlastet ist.

Und doch ist es ausgemacht, daß man die Anzahl der Armen durch Findelhäuser und Heirathen unter solchen Leuten, welchen das Unentbehrlichste zur Versorgung einer Haushaltung gebricht, so wie durch Dürftige, welche man aus der Fremde herzieht, vermehrt.

Auch ist es wahr, daß sie durch solche Etablissements sich vermehren, die zur Unterhaltung einer vagabunden und herumstreichenden Lebensart dienen, durch Errichtung der Klöster und anderer unnützen Anstalten, endlich durch solche Mittel, welche dahin zielen, die zur produktiven Betriebsamkeit Gehörenden von ihrer Arbeit abzubringen. Wie ist es möglich, daß Regierungen, die vom Geiste für Menschenwohl beseelt sind, es für nützlich erachten können, unter sich so viel Müßiggänger zu dulden, für welche die Betriebsamkeit der arbeitenden Klassen nur mit Mühe ausreicht?

Die Ursachen der Armuth angeben, heißt zugleich die Mittel, sich darauf zu legen, zeigen.

Will man die Zahl der Armen verringern, welche gleich einem nagenden Geschwür täglich mehr in den polizisirten Staaten um sich greift, so bemühe man sich, die Fortschritte der produktiven Betriebsamkeit eher als die der Bevölkerung zu begünstigen. Weit entfernt in das Land arme Ausländer zu ziehen, sei man vielmehr darauf bedacht, sie davon zu entfernen; man muntere dagegen diejenigen zur Auswanderung auf, die in ihrem Vaterlande keinen hinlänglichen Unterhalt finden.

Statt also Preise auszusetzen, um die Jugend zum Heirathen aufzumuntern, gebe man den Eltern und Vormündern mehr Gewalt, damit sie die, welche unter ihrer Obhut stehen, von unüberlegten Ehebündnissen abhalten. Den Armen gewähre man nur solche Unterstützungen, die die Nothwendigkeit erheischt; man schaffe in allen Theilen der öffentlichen Ordnung unnütze Aemter und Besoldungen ab; man entferne vom Volke, und besonders von den mit produktiven Arbeiten beschäftigten Klassen, alles was sie davon abwenden, ihre häusliche Wirthschaftlichkeit stören oder Unordnung dahin bringen könnte.

Man bemühe sich, die Anzahl der auf Unkosten derselben Klassen lebenden Müßiggänger zu vermindern.

Die Menschen, welche nichts weiter als reich sind, belasten vielleicht die produktive Industrie nicht minder als andere Müssiggänger; gleich eben so vielen kleinen Despoten fallen sie dem Staate durch ihre Dienerschaften, Pferde, ihren Luxus und ihre inproduktiven Ausgaben zur Last. Man sehe, in welche Lage sie Polen versetzt haben.

Man könnte diese Last durch Abschaffung der Majorate und der ewigen Substitutionen erleichtern.

Der progressive Zuwachs der Armen, worüber man in unsern Tagen so sehr schreit, gereicht den Sitten und den Administrationen gleichsam zur Satyre; denn dieser Zuwachs muß nothwendigerweise aus der moralischen Verderbtheit und den Fehlern des administrativen Theils entstehen; aber nichts trägt vielleicht mehr zur Vermehrung der Armen bei, als die ungeheuern öffentlichen Lasten und deren ungleiche Vertheilung.

Neuntes Kapitel.

Von den Auflagen.

Die Frohnendienste, die Militairlasten, die Dienstleistungen und selbst die Mißgriffe, Nachlässigkeiten, Zögerungen in den

Operationen, der Polizei, Justiz-Tribunåle und der Verwaltungs-Beamten sind für die Partikuliers ein Aequivalent für die, zuweilen sehr schweren, Auflagen, und vermehren dennoch das Einkommen des Staates gar nicht, oder nur sehr unbedeutend.

Was die Besteuerung im eigentlichen Sinne anbelangt, so kann man leicht wahrnehmen, daß ein schwacher Staat, welcher sie in Verhåltniß mit den Ausgaben einrichten wollte, deren er, um seinen Nachbar-Staaten gleich zu kommen, bedürfen mögte, nur seine Lasten vervielfåltigen, zugleich seine Schwäche vermehren und sich durch eitle Anstrengungen aus Rivalitåt zu Grunde richten würde.

Die Besteuerung muß nicht nach den vorgeblichen Bedürfnissen des Staates, sondern nach den disponiblen Reichthümern der Beitragenden eingerichtet werden, das heißt nach dem Ueberschüsse des Einkommens, der einem Jeden, nachdem er für seinen Unterhalt und die zu seiner Industrie erforderlichen Auslagen gesorgt, übrig bleibt.

Entfernt man sich von dieser Regel, so werden die Auflagen nur Grenzen in der Ohnmacht der Besteuerten oder der Eintreiber der Gefålle finden, und bald wird es dem Volke einerlei seyn, ob es von einer feindlichen Armee, oder von den Agenten des Schatzes geplündert wird.

Um daher eine, mit den disponiblen Reichthümern der Steuerpflichtigen in Verhåltniß stehende Besteuerung einzurichten, muß man zuvörderst die Ausgaben des Staates dermaßen ordnen, daß sie sein jetziges Einkommen nicht übersteigen. So wie man die Maxime aus dem Auge verliert, seine Ausgabe mit seiner Einnahme in Verhåltniß zu bringen, weiß man nicht mehr, wo man hingeråth; man macht dann Unternehmungen, ohne zu wissen, ob man ihnen auch gewachsen ist. Sehr bald wird man mit unvorherzusehenden Schulden belastet seyn, und gewagte Schritte thun, um sich heraus zu wickeln. Bevorrechtete Gesellschaften sind eben so bald aufgelöst, als geschaffen. Man nimmt sodann seine Zuflucht zu Wuchrern, um den dringendsten Bedürfnissen Genüge leisten zu können; endlich überläßt man sich übertriebenen Anstrengungen, die doch nur in äußer-

sten Nothfällen zu entschuldigen sind: auf diese Weise sieht sich ein Staat nach einem langen Frieden eben so erschöpft, als wenn er einen langen und unglücklichen Krieg zu bestehen gehabt hätte.

Wenn man glaubt die übermäßige Besteuerung dadurch auszugleichen, daß man einen Theil ihres Ertrages dazu verwendet, unbebautes Land urbar machen zu lassen, im Lande irgend eine neue Industrie einzuführen, oder Professoren und Gelehrten Jahrgehalte auszusetzen, so macht man sich eine große Vorspiegelung. Wie kann die Wohlfahrt bei dem steigenden Elende des Volkes bestehen?

Neue Mittel erdenken, um die Regierung aus einer augenblicklichen Verlegenheit zu reißen, neue Anlagen erfinden und die schon bestehenden noch ergiebiger machen, das ist die Kunst des Finanziers; allein das Mittel finden, die Steuern zu vermindern, sie auf eine billigere Weise zu vertheilen, deren Last zu erleichtern, die Lasten des Staates zu verringern, seine Ausgaben seinen Einnahmen unterzuordnen, und Ersparnisse für außerordentliche Bedürfnisse zu erzielen: das ist die Kunst einer guten Staatsverwaltung. In dem Zustande der Erschlaffung, worin sich die Dänische Nation jetzt befindet, bedarf sie einiger Erleichterung ihrer Abgaben; sie muß wie ein von einer Krankheit Genesener behandelt werden, der ohne große Schonung nicht wieder zu Kräften kommen kann.

Das Steuerwesen sollte nur wenig seinen Ackerbau und im Allgemeinen seine produktive Industrie belästigen, und man würde es erträglicher machen, wenn man es auf mehrere verschiedene Punkte vertheilte.

Legte man die Steuern hauptsächlich auf die Konsumtion, so würde man den Vortheil haben, sie nur in dem Augenblicke, wo sie abgetragen werden können, einzufordern; man würde also einen rechten Zeitpunkt haben, den die direkte Besteuerung nie erlangen kann.

Dänemarks Einkommen bei einer Bevölkerung von höchstens 2,200,000 Einwohnern betrug im Jahre 1769 ungefähr 36,000,000 Französische Livres, dabei war der nahe an 4,000,000 Livres abwerfende Sundzoll nicht mit inbegriffen; die ganze

Einnahme konnte daher auf 40 Millionen Livres angeschlagen werden. Dazu trug Norwegen mit 700,000 Einwohnern 840,000 Livres bei.

Obgleich der Staat seit 1718 keinen Krieg zu unterhalten brauchte, war er dennoch im Jahre 1769 mit einer Schuld von 106,000,000 Livres belastet.

Die Vorbereitungen zu dem Kriege, welche man im Jahre 1762 traf, um sich den Forderungen Rußlands in Betreff Holsteins zu widersetzen, haben ohne Zweifel große Kosten verursacht; aber der Staat hatte schon seit 1746 Schulden, und diese sind besonders seit 1753 angewachsen.

Es ist für die Dänische Regierung wesentlich, daß sie ihre Schulden tilge; sie kann indessen die Wohlfahrt ihrer Nation nur in so fern erzielen, wenn sie die auf ihr ruhenden Lasten vermindert; und will sie sich bei ihren Nachbarn in Achtung setzen, so muß sie dahin wirken, wie die Preußische Regierung eine hinlängliche Summe als Reserve zu halten, um wenigstens drei Feldzüge bestreiten zu können.

Diese Aufgabe ist groß; allein die Regierung betrachte nur als Beispiel den König von Sardinien, Karl Emanuel III., welcher bei einer Bevölkerung von 3 Millionen betriebsamer Unterthanen und einem weit fruchtbarern Boden als Dänemark, dennoch im Jahre 1769 nur 27 Millionen Livres in Steuern erhob; dabei hatte er die von Italien nach Frankreich führenden Pässe durch die Alpen zu bewachen.

Sie sehe ferner, was die Regierung des Churfürstenthums Sachsen bewirkte; diese hatte im Jahre 1763 eine Schuldenlast von mehr als 200 Millionen Livres, das Land hatte während des siebenjährigen Krieges so viele Kontributionen zu bezahlen und so viel Ungemach zu ertragen. Doch seit 1770 fing man mit Tilgung seiner Schuld an, der Kredit wurde wieder hergestellt, und die National-Industrie gewann neues Leben.

Die Dänische Regierung kann eben so gut die Einschränkungen bewerkstelligen, welche die Lage des Staates erheischt, wenn sie die gewagten Unternehmungen im Ackerbau, Fabrikwesen und Handel aufgibt, die kostspieligen, aber nicht nöthigen

Bauten einstellt; und sowohl im Civil- als im Militairstande die Zahl der Aemter, Besoldungen und Pensionen vermindert; doch muß dieß nicht durch gewaltsame und plötzliche Abschaffungen geschehen, die immer den Karakter der Gewaltthätigkeit und Ungerechtigkeit haben, sondern man braucht nur die durch Todesfälle oder freiwillige Ausscheidung erledigten Stellen und unnützen Pensionen nicht wieder zu besetzen.

Jedes Gouvernement sollte sich wie ein wirthschaftlicher Familienvater verhalten, der jeden Abend mit seinen Leuten rechnet und die überflüssigen Ausgaben seines Hauswesens abschafft.

Der Preußische König Friedrich II. und Karl Emanuel, König von Sardinien, sorgten, wie man sagt, dafür, daß sie die Uebersicht ihrer Einnahme und Ausgabe stets auf ihrem Schreibepulte vor Augen hatten, und verordneten durchaus keine kostspielige Operation, ohne zugleich auch die Fonds, die zu dem Behufe verwendet werden konnten, zu überweisen.

Das ist ein Muster, dem man nachahmen muß.

Dänemark ist arm, weil es mehr unternimmt, als seine Kräfte erlauben. Es richte nur seine Ausgabe nach seinen Einkommen ein, und verzichte darauf, sich das Ansehen von Größe und Macht zu geben, so wird es auch stark und reich werden können.

Unter allen seinen Ausgaben ist die beträchtlichste vorzüglich die der bewaffneten Macht, welche es in Frieden unterhält. Die Beleuchtung dieses Theils der öffentlichen Ausgaben, und der darin vorzunehmenden Einschränkungen, bringt mich auf den Hauptgegenstand dieser Schrift, nämlich auf die militairischen Etablissements Dänemarks.

Zehntes Kapitel.

Von der Landmacht Dänemarks im Allgemeinen.

Im Jahre 1769 betrug die Landmacht Dänemark's wenigstens 66,000 Mann, davon erhielten die 50,000 aus Milizen formir-

ten nur Sold, so lange sie zu den jedes Jahr vorgenommenen Uebungen und Revüen gebraucht wurden, aber die Offiziere der verschiedenen Korps und 16,000 Mann, großentheils in der Fremde geworben, wurden stets unterhalten und besoldet. Diese nach deutscher Art eingeübte und größtentheils von fremden Offizieren deutsch kommandirte Armee kostete jährlich wenigstens 12 Millionen Livres.

Ein in Friedenszeiten unterhaltenes Militair-Etablissement scheint mir bloß den Zweck zu haben, daß man sich dadurch in den Stand setze, vorkommenden-Falls Feinde bekämpfen zu können.

Verwendet man aber zu dem Behufe Mittel, die nicht zum Ziele führen, und trifft dazu übertriebene Anordnungen, so verschwendet man schon im Frieden vergebens die Hilfsquellen zum Kriege.

Um also das Etablissement, welches eine Regierung im Frieden zu unterhalten hat, gehörig beurtheilen zu können, muß man zuvor untersuchen, welche innere und äußere Gefahren dieselbe bedrohen könnten, was für einen Krieg sie einst zu bestehen haben dürfte, die Mittel, die ihr zu dessen Unterhaltung zu Gebote stehen mögten, so wie die zweckmäßigste Anwendung dieser Mittel, um von Erfolg zu seyn.

Eilftes Kapitel.

Von den Parade-Truppen und der übermäßigen Anzahl Soldaten, welche man gegenwärtig während des Friedens unterhält.

Zu einer Zeit des Friedens, worin wir leben, scheint die Unterhaltung übermäßiger Militair-Etablissements eine in allen Staaten Europa's verbreitete Krankheit zu seyn.

Deutschland besonders ist so sehr mit regulären Truppen überlastet, daß es seine in Frieden unterhaltenen Armeen lange nicht, selbst während mehrerer Feldzüge, verbrauchen kann.

In einigen kleinen Staaten sind die Soldaten für die Regierung ein Gegenstand des Handels; man errichtet dieselben, um sie Handel-treibenden Nationen zu verkaufen; und diese glauben eine gute Einrichtung zu treffen, wenn sie ihre Vertheidigung Söldlingen anvertrauen.

Man mögte auf die Vermuthung gerathen, daß die regulären Truppen für die meisten Fürsten Gegenstand des Vergnügens und der Parade seien.

Wäre dem nicht so, wozu diese engen Uniformen, die dem Soldaten nur erlauben sich im Ganzen zu bewegen? Wozu das gepuderte Haar, die mit Pomade beschmierten Locken, die starken Zöpfe, die so eng zusammen pressenden Kamaschen, wodurch die Kniee beinahe ihrer natürlichen Beweglichkeit beraubt scheinen; wozu die lackirten Ledersachen, diese Flinten, von denen das Holz gefirnißt ist, der Lauf aber wie Spiegelglas blitzt, und bei der geringsten Bewegung ein Geklirr verursacht? Wozu diese affektirte Genauigkeit in dem Ensemble der Manövres, wie in den kleinsten Details?

Alle diese gesuchten Künsteleien sind wahrlich unnütz, und selbst unanwendbar im Kriege, und sollen bloß bei Parade-Uebungen das Auge bestechen.

Seit sehr langer Zeit sind die Deutschen hierin zur allgemeinen Mode geworden und dienen den regulären und besonders den Parade-Truppen zum Muster; aber seit Anfange des letzten Jahrhunderts hat der König Friedrich Wilhelm von Preußen die Manier, regulaire Truppen zu halten, weiter getrieben, als es vorher der Fall gewesen; er unterhielt eine größere Anzahl davon als ein so unbeträchtlicher Staat zu erlauben schien, und wählte dazu besonders Menschen von hohem Wuchs, obgleich solche die Beschwerden des Krieges weit weniger als andere ertragen können. Dieser König beschäftigte sich hauptsächlich mit der Bildung, Haltung und Uebungen seiner Soldaten.

Da sein Nachfolger der Armee ein wirklich kriegerisches Ansehen zu geben verstand, so führte dieser Erfolg eine allgemeine Liebhaberei der Art herbei. Die andern Fürsten nahmen ihn, gleichsam aus Neid zu Muster. Jeder glaubte, er könne

weder Soldaten genug halten, noch auf deren Paradirung Sorgfalt genug verwenden, und auf die kleinsten Details in Hinsicht der Bekleidung und Haltung genau wachen zu müssen.

Man wird sich daher nicht wunderu, daß die Dänische Regierung, durch dieses Beispiel mit fortgerissen, sich ebenfalls diesem Luxus der Truppen-Unterhaltung in Friedenszeiten überlassen, und vielleicht darin weiter als andere gegangen ist.

Obschon also der König von Sardinien und eben so der Churfürst von Sachsen, reichere Staaten als der König von Dänemark besitzen, so beträgt doch die Sardinische Armee auf dem Friedensfuße nur ungefähr 20,000, und die Sächsische höchstens 13,000 Mann. Der König von Preußen verwendet in der That zwei Drittel des Staats-Einkommens zu seinem Friedens-Etat; allein er hat auch keine Marine zu unterhalten, keine Interessen einer großen Schuld zu bezahlen, wie es in Dänemark der Fall ist, und seine Verwaltung ist so geordnet, daß er jedes Jahr Ersparnisse für außerordentliche Fälle zurücklegen kann.

Man wird einwenden, das $^{4}/_{5}$. der Dänischen Landmacht aus Milizen bestehe, welche der Staat bloß equipirt und jährlich in Friedenszeiten nur einen Monat, so lange sie Dienste thun, besoldet.

Allein muß man denn zu dieser Ausgabe nicht auch die hinzu rechnen, welche eine Menge bei diesen Korps angestellter Offiziere, die man zu jeder Zeit unterhält und besoldet, verursachen?

Kann man denn die große Anzahl Hände, die dem Ackerbau zur Zeit entzogen werden, wo die Militair-Uebungen vorgenommen werden, so wie die dadurch verloren gehenden Arbeitstage und die Kosten, welche die Märsche so vieler Milizen und ihr Aufenthalt bei den Fahnen verursachen, für nichts rechnen?

Soll man die Gelegenheiten zu Ausschweifungen und die Beispiele der Verderbtheit, denen sie bei ihren militairischen Ausflügen ausgesetzt sind; die ansteckenden Krankheiten, welche sie in ihre Dörfer zurückbringen und endlich die Zeit, die er-

forderlich ist, bis sie wieder ihre Gewohnheiten zur Bearbeitung des Bodens angenommen, soll man dieß alles gar nicht in Anschlag bringen?

Die Miliz der Dänischen Armee wird aus den Landleuten, und keinesweges aus den Städtern genommen.

Diese Konskription, bei welcher viel Willkühr statt findet, veranlaßt zu häufigen Bedrückungen und Ungerechtigkeiten.

Im eigentlichen Dänemark und in den Deutschen Provinzen der Monarchie ist jeder, der heirathet, von dem Milizdienste befreit, in Norwegen hingegen jeder Landmanu der Konskription unterworfen, und gehört bis zum vierzigsten Jahre unter die Miliz; hat er dieses Alter erreicht, so kömmt er in ein Soldaten-Korps, welches unter dem Namen Landgarden besteht, und bleibt bis zu seinem funfzigsten Jahre darin.

Norwegen, das auf eine Bevölkerung von 700,000 Einwohnern, dem Staate im Durchschnitte eine Steuer von 12 Livres für jeden Kopf entrichtet, liefert der Armee 13 Regimenter Fuß-Milizen, vier zu Pferde und außerdem ein Regiment Grimpeurs (Kletterer), also zusammen 20,300 Mann; rechnet man dazu noch 9,000 Landgarden und 14,000 zur Marine, so ergiebt sich eine Hauptsumme von 43,000 Konskribirten.

Dieß heißt auf 14 Einwohner des platten Landes Einen, also ein Verhältniß, welches selbst das der Preußischen Staaten bei weitem übersteigt, wo die ohne Unterschied der Städte und des platten Landes zum Militair-Dienste genommenen Mannschaften bei einer Bevölkerung von 6 Millionen Einwohnern eine Hauptsumme von 120,000 gibt (1 von 50).

Die Preußischen Rekruten sind in Friedenszeiten bloß einige Tage wirkliche, besoldete Milizen, wenn sie nämlich jährlich zu den Frühjahr- und Herbstübungen gebraucht werden.

Zudem hat der Preußische Monarch stets eine hinlängliche Kasse, um mit der in Friedenszeiten unterhaltenen zahlreichen Armee mehrere Feldzüge bestreiten zu können.

Aber die Dänische Regierung, weit entfernt, dergleichen Ersparnisse zu besitzen, wird vielmehr von Schulden erdrückt.

Im Jahre 1762 versuchte sie 25,000 Mann ins Feld zu stellen, um einen Angriff der mit den Russen vereinigten Preußen, womit man bedroht war, abzuweisen. Dieser Versuch überstieg in der That ihre Kräfte, da sie zu dessen Ausführung beträchtliche Schulden machen mußte; und dennoch fehlte es dabei dieser Armee von 25,000 Mann an den wesentlichsten Gegenständen, um wirksam handeln zu können; sie schmolz in einigen Tagen, wie wir bereits gesehen haben, auf weniger als 20,000 Mann zusammen, ohne daß sie einen Feind gesehen.

Diese Erfahrung zeigt, daß Dänemark in seinem jetzigen Zustande keine nach Art Deutscher Heere eingerichtete Armee über 25,000 Mann ins Feld stellen kann.

Zur Unterstützung meiner Behauptung bemerke ich noch, daß eine zum Gebrauch außerhalb der Grenzen bestimmte Armee von 25,000 Mann wenigstens 40 Stück Kanonen von verschiedenem Kaliber, nebst den dazu gehörigen Kasten und vorräthigen Laffetten bedarf, und außerdem 1,500 Pferde zur Bespannung dieser Artillerie und der nöthigen Pontons, 1,200 für den Transport der Lebensmittel, ein Belagerungszubehör, um nicht vor jedem unbedeutenden Ort aufgehalten zu werden; und da man heut zu Tage die Artillerie sehr oft bloß stellt, so wird eine zweite nöthig, um die erstere erforderlichenfalls zu ersetzen. Im Frieden muß man für alle Theile einer solchen Ausrüstung Vorbereitungen treffen, indem man Gewicht, Entfernungen und den Werth eines jeden Gegenstandes gehörig bestimmt.

Dieser Umriß wird hinreichend seyn, einen Begriff von den Kosten zu geben, welche eine Armee von 25,000 Mann verursachte, die man in den Stand setzen wollte, ins Feld zu rücken.

Ist die Dänische Regierung in dem Fall, nur eine Armee von dieser Stärke zu gebrauchen, um zu Lande Krieg zu führen, wozu unterhält sie im Frieden eine Militair-Einrichtung für mehr als 66,000 Mann?

Da der König weder mit Soldaten handelt, noch einen Gegenstand des Vergnügens und der Parade daraus macht, so ist dieser Aufwand zwecklos.

Um eine große Anzahl unnützer Soldaten zu bekommen, entzieht man den produktiven Klassen und namentlich dem Ackerbau die nöthigen Hände; man belegt die arbeitenden Klassen mit übertriebenen Steuern; diese Menschen, aus denen man Soldaten zu bilden vorgibt, macht man durch Abgeschmacktheiten dumm; man erstickt in der Nation den kriegerischen Geist. Endlich um das Heer zahlreich zu machen, vergißt man das, was man anwenden müßte, um es gut zu machen. Man vernachlässigt die wesentlichsten Theile der Kriegskunst, nämlich die des Artillerie-Wesens und solche, welche zur Bildung des Ingenieurs, Staabs-Offiziers gehören, oder auf die Militair-Verwaltung und den Dienst der Kriegs- und anderer verschiedenen Bedürfnisse Bezug haben.

Zwölftes Kapitel.

Ist Dänemark von Kriegsgefahren bedroht?

Die Regierung eines Landes, welche einen übertrieben Militair-Etat unterhält, weil es von nahen oder fast unvermeidlichen Kriegen bedroht werden könnte, begeht schon einen großen Fehler; doch ist dieser zu entschuldigen. Allein Dänemark ist der Gefahr, Krieg führen zu müssen, wenig ausgesetzt; seine Unabhängigkeit und Sicherheit sind ihm durch das Interesse der großen Mächte verbürgt. Beinahe außer dem Bereich der Streitigkeiten, welche Europa in Bewegung setzen könnten, kann es seine Ruhe erhalten, wenn es die Vorsicht gebraucht, zu seinen Wohl sich nicht in fremde Angelegenheiten zu mischen, und die mit seiner Lage verbundenen Unannehmlichkeiten geduldig erträgt.

Außerdem kann es mit einer Macht von 25,000 Mann gegen Staaten des Kontinents vom ersten Range nicht kämpfen.

Was die Staaten zweiter und dritter Ordnung anbelangt, so haben sie nicht mehr die Freiheit zu handeln, die sie vormals ausübten, und dürfen jetzt nur mit Einwilligung mäch

tiger Nachbaren, unter deren Einfluß sie gestellt sind, Krieg führen.

Es ist ohne Zweifel natürlich, daß die Dänische Regierung sich bestrebe, die Kraft des von ihr verwalteten Staates zu vermehren, und ihn unabhängig von der wandelbaren Politik der großen Mächte zu machen; allein welch anderes Mittel, diese Kraft zu vermehren, steht ihr zu Gebote, als die Begünstigung der produktiven Betriebsamkeit ihrer Mitbürger, und die Abschaffung aller unnützen Ausgaben in der Verwaltung?

Weit entfernt den Staat durch eine übertriebene Militair-Einrichtung stärker zu machen, belastet sie ihn nur mit einer Bürde, die seine Schwäche vermehrt.

Wenn man die Anzahl der Offiziere von der Landmacht durch Erledigungen, die man nicht wieder besetzte, und die regulären Truppen bis auf die zur Bewachung der nützlichen Festungen erforderlichen vermindern wollte, so würden diese Maßregeln um so zweckmäßiger seyn, da der Staat, wie wir gesehen haben, jetzt keinen Krieg zu befürchten hat, und man in dringenden Umständen nur Geld braucht, um das Landheer sehr bald zu verstärken.

Die einzige Macht, die man wegen alter gehässigen Gesinnungen für einen Feind Dänemarks ansehen könnte, wäre Schweden; doch dieser Feind ist, seitdem Rußland eine so wichtige Stelle in dem politischen Systeme Europa's einnimmt, bei weitem nicht mehr so zu fürchten.

Man muß darum aber nicht glauben, daß Schweden nicht gern Dänemark angriffe, wenn es Gelegenheit fände, solches mit Vortheil zu thun. Außer jenen Bewegungsgründen des Hasses würde es um so mehr zu einer solchen Unternehmung geneigt seyn, da es nicht vergessen hat, welche Erfolge seine Land-Armeen über die Dänischen davon getragen.

Dreizehntes Kapitel.

Von der Nöthwendigkeit, der Dänischen Armee einen National-Karakter zu geben.

Bemerkenswerth ist es, daß troß allen von Dänemark wegen seiner Landmacht gemachten Aufopferungen die Schwedischen Truppen dennoch stets ein entschiedenes Uebergewicht gegen sie behauptet haben.

Allein die Ursache hiervon ist nicht schwer zu finden: das Uebergewicht der Schwedischen Armee gegen die Dänemark's rührt daher, weil jene national, diese aber es nicht ist.

Man findet in dem Schwedischen Heere keine andere als Landesmilizen, es wird nur von Offizieren des Landes angeführt, in der Landessprache befehligt und nach den Gebräuchen und Sitten des Landes eingerichtet. Diese Armee ist daher sehr national.

Hingegen zur Dänischen Armee wird ein Theil der Soldaten aus der Fremde gezogen; die Offiziere und besonders die höhern, sind Ausländer, welche die Landessprache nicht verstehen, und deren Sprachweise den Ausländer verräth; die Uebungen geschehen nach Deutschem Kommando; der Soldatendienst wird nach dem Muster der Deutschen Truppen besorgt: dieser an sich schon harte und verdrießliche Dienst wird den Landesmilizen noch verhaßter, da er von Ausländern herzurühren scheint. Daher ist diese Armee auch nichts weniger als national.

Es gewährt einen auffallenden Gegensatz, daß während die Landmacht Dänemarks nichts als Widerwärtigkeiten erfahren, seine Seemacht sich durch glänzende Thaten ausgezeichnet, und stets ein entschiedenes Uebergewicht gegen die Schwedischen Flotten behauptet hat.

Allein die Dänische Seemacht besteht ausschließlich aus Landeskindern, und war immer von der reinsten Vaterlandsliebe beseelt.

Dieser Gegensatz zwischen dem Geist und den Erfolgen beider Streitkräfte kann keinen Zweifel übrig lassen, daß Maßregeln nothwendig sind, um den Landtruppen Dänemarks einen Volkskarakter zu geben, der eben so anerkannt, als jener, welcher seine Seemacht auszeichnet.

Vierzehntes Kapitel.

Von der Nothwendigkeit, Ausländer von der Armee auszuschließen, um diese nationaler zu machen.

Die zuerst anzuwendende Maßregel, damit nicht nur die Landmacht, sondern auch der ganze Staat einen Nationalkarakter erhalte, muß darin bestehen, daß man Ausländer sowohl von Militair- als auch von Civil-Aemtern ausschließe. Doch muß man, wie bereits gesagt worden, plötzliche Entlassungen vermeiden, da man diese nicht ohne Entschädigungen zu bewilligen bewerkstelligen könnte, wodurch die Staatslasten nur vermehrt werden würden; sondern man muß nach und nach die von Fremden erledigten Stellen, und zwar vorzugsweise mit Einländern, wiederbesetzen.

Begünstigt man die Ausländer bei der Regierung und bei öffentlichen Stellen vorzugsweise vor den Einheimischen, so erstickt man den Nachahmungseifer der Letztern, setzt die den erstern untergeordneten Beamten herab, entmuthigt und entfremdet sie den Staats-Interessen.

Kann wohl ein Ausländer Landesmilizen, wenn diese durch ein etwas lebhaftes Gefecht erschüttert worden sind, wieder zusammen bringen? Kann er sie wieder in die Schlacht führen? Wird er etwa durch Drohungen oder Stockprügel dahin gelangen, unter Leuten, deren Sitten, Geist und Sprache er nicht kennt, den Eifer wieder zu beleben und Ordnung herzustellen? Will man einen Offizier haben, welcher das Vertrauen der

unter seine Leitung zu stellenden Truppe besitzen soll, so nehme man dazu einen Mann, der diese Truppe kennt, und sich ihr verständlich zu machen weiß. Man gefällt sich zwar immer zu wiederholen, daß Dänemark nicht Unterthanen genug besitze, die fähig wären, Offizierstellen bei der Landarmee, und namentlich die höhern Ranges, zu bekleiden.

Aber man bedenke doch, daß diese Doktrine von den zu Staatsdiensten berufenen Ausländern gepredigt wird, und das für eine Armee, bei welcher so viele Stellen an Menschen, die den Domestiken-Stand verlassen haben, vergeben wurden; man wird es also wohl nicht wagen zu behaupten, daß das Land nicht Offiziere genug habe!

Wären die Ausländer von der Dänischen Armee ausgeschlossen, so könnte man daselbst den Gebrauch der den Dänen und Norwegern so verhaßten Deutschen Sprache nach und nach abschaffen, da diese jenen nur aus den an sie gerichteten harten und stolzen Worten bekannt oder verständlich ist. Die Sprache eines Volkes scheint einen wesentlichen Theil seiner Existenz auszumachen: setzt man diese Sprache herab, so beleidigt und demüthigt man dadurch alle, denen sie zum Werkzeug ihrer Gedanken und Unterhaltungen dient.

Ohne also im entferntesten die Dänische, das heißt, die Skandinavische Sprache aus den Akten der Regierung und den Exercicien der Armee auszuschließen, muß man sich bestreben, sie nach und nach in den deutschen Provinzen des Königreichs einzuführen; das wäre ein wirksames Mittel, sie enger mit dem Staatskörper zu verbinden.

Es würde schon ein großer Schritt zur Nationalisirung der Landmacht gethan seyn, wenn man die Offizierstellen den Landeskindern vorbehielte, allein man muß auch suchen, sie von den darunter befindlichen fremden Soldaten zu reinigen. Die Regierung gebraucht jährlich wenigstens 400 fremde Rekruten, und man bezahlt für jeden Mann 600 Livres; die National-Rekruten würden nicht die Hälfte kosten, und man würde noch weit weniger Ausgaben haben, wenn die besoldeten Trup-

pen, so weit solche zur Bewachung der Festungen erforderlich sind, beschränkt wären.

Diese fremden Söldlinge sind großentheils die Hefe aus der Bevölkerung der benachbarten Staaten; sie stecken hauptsächlich die Hauptstadt mit physischer und moralischer Verderbtheit an, die sie dahin bringen, können nur durch Furcht gezügelt werden, und für sie besonders scheint es nothwendig, die Tortur, Leibesstrafen und äußerst strenge Maßregeln in der Disziplin beizubehalten.

Bedenkt man überdieß, daß sie desertiren, wenn sie Gelegenheit dazu finden; daß sie vielleicht sämmtlich desertiren würden, sobald die Armee zu Felde zöge, wie man es auch im Jahre 1762 erfahren, als der Graf von Saint Germain mit Dänischen Truppen nach Meklenburg marschirte, so entsteht die Frage: wozu die Ausgabe nütze, die man sich mache, um solche Soldaten zu bekommen.

Statt daß man also jährlich 250,000 Livres verwendet, um diese lasterhafte Brut zu vervollständigen, würde es nicht zweckmäßiger seyn, wenn man sich vielmehr derer entledigte, welche das Land schon unterhält?

Rekrutirt man die Soldaten durch Landeskinder, so hat man zugleich ein Mittel, die Zahl der Armen um so viel zu verringern.

Holt man aber Rekruten aus den Nachbar-Staaten, so reinigt man im Gegentheil diese von Armen, um sie seinem Lande aufzubürden, und bewirkt dadurch, daß die Armuth hier nur zunimmt.

Ist es nicht merkwürdig, daß der König von Neapel, dessen Staaten von Lazaroni's wimmeln, so wie der König von Sardinien, der jedes Jahr Wolken seiner Unterthanen, Savoyarden, aus seinem Lande auswandern sieht, und daß der König von Frankreich, dessen Provinzen durch so viele Bettler belästigt werden, daß diese alle glauben können, es gereiche ihnen zum Vortheile, mit großen Kosten in der Fremde angeworbene Soldaten in ihren Armeen zu unterhalten?

Kann man sich wohl vorstellen, daß Landesleute weniger geneigt seien, für ihr Vaterland zu kämpfen als fremde Miethlinge? Würden die Norweger, Dänen, die Leute aus Holstein weniger Tapferkeit und Eifer für ihr Land zeigen als die Banden, welche man auf dem Straßenpflaster Hamburg's, Lübek's und anderer Reichsstädte anwirbt? Aber will man etwa die Bevölkerung des Landes dadurch begünstigen, daß man sie mit Rekruten versieht, die man von auswärts herbeischafft? Doch wir haben schon bemerkt, wie sehr dergleichen Maßregeln den wahren Interessen des Staates, welche von denen der produktiven Betriebsamkeit unzertrennlich, entgegen sind.

Funfzehntes Kapitel.

Von der Haltung und Disziplin der Dänischen Armee.

Wäre die Dänische Armee, wie man immer darauf zurückkommen muß, nicht mit fremden Söldlingen belästigt, und die Besetzung der Offizierstellen für die Einheimischen vorbehalten; wäre die Anzahl Truppen, und besonders der regulairen, auf die, welche wie wirklichen Bedürfnisse erheischen, beschränkt; so würde es viel leichter seyn, bei ihnen eine wahrhaft zweckmäßige Haltung, Bildung und Disziplin einzuführen.

Gegenwärtig wird die Dänische Armee nach Preußischem Fuße unterhalten; man findet bei ihr, besonders in Rücksicht auf Nahrung, Bekleidung, Wohnung und Unterhalt des Soldaten, dieselbe äußerst spärliche Einrichtung, ohne welche es den größten Staaten nicht möglich seyn würde, so zahlreiche Heere zu haben, als sie im tiefsten Frieden unterhalten.

Um mit der Beköstigung anzufangen, erwähne ich nur wie ich im Jahre 1771 gefunden, daß die Soldaten meines Regiments, obgleich sie zusammen von den im Großen und zu den geringsten Preisen angeschafften Lebensmitteln lebten, dennoch nicht ein=

mal so gut wie die Holländischen Ruderknechte von ihrer Löhnung unterhalten werden konnten.

Worin liegt also die Oekonomie, wenn man eine Menge schwächlicher Menschen, die wie die Fliegen hinfallen, beim Dienste hält und sie mit großen Kosten rekrutirt?

Die Bekleidung des Soldaten ist eben so unzulänglich als seine Nahrung; ein enges Kleid, Kamaschen, die auf eine grausame Weise die Beine und Kniee zusammenpressen, sind nur geeignet, den Körper steif zu machen und seine natürliche Verrichtung zu erschweren: ein ernstlicher Uebelstand in jedem Lande, aber hauptsächlich in einem feuchten und kalten Klima.

Wenige Soldaten haben Kleidungsstücke genug, um solche wechseln zu können. Im allgemeinen sind sie nicht in Kasernen einquartirt; und die von Einem Korps, welche bei den Bürgern in abgesonderten Häusern wohnen, können nur unvollkommen beaufsichtigt werden; dieß muß in einer Stadt wie Kopenhagen zu vielen Unordnungen Anlaß geben.

Die meisten Soldaten wohnen in Scheunen, die dem Winde und selbst dem Regen ausgesetzt sind; mehreren werden Winkel zur Wohnung angewiesen, wo das Tageslicht nicht hinkömmt, und dennoch sollen sie sich frisiren, pudern, gehörig ankleiden und ihre militairische Toilette machen; daher gehen sie auch, wenn sie können, in Schenkhäuser, wo es warm ist, um sich da mit Branntwein zu berauschen und ihre Leiden zu vergessen.

Es kann daher auch nicht fehlen, daß durch dieses Elend Vergehungen und Züchtigungen herbeigeführt werden. Das Militair-Gefängniß in Kopenhagen ist oft zum Erdrücken voll mit Eingesperrten, und da sie sich hier anhäufen und kein anderes Bette als den Fußboden haben, so reizen sie sich gegenseitig im Gefühle ihrer Leiden auf, und dieß Gefängniß wird ihnen demnach zur Schule der Verderbniß.

Was die Galeerensträflinge anbelangt, welche in feuchten Schoppen von widrigem Ansehen unter einander eingesperrt sind, so werden sie da mit ungeheurer Grausamkeit behandelt.

Was soll man von solchen Einrichtungen erwarten? Sollte

nicht jeder Gefangene sein besonderes Lager haben, das er sorgfältig rein halten müßte? wäre es nicht nöthig, daß er unter einer, obschon strengen, doch von Grausamkeit freien Beaufsichtigung stünde? Die Stille, die Einsamkeit, die Arbeit, die Mittel, welche das Mitleid eingibt; sind das nicht die wirksamsten Wege der Bestrafung?

Die Unmenschlichkeit, welche in diesen Gefängniß-Anstalten herrscht, scheint eine Folge der strengen Maßregeln der Militair-Disziplin. Man mögte behaupten, daß der Stock, wenn auch nicht das einzige, doch das wesentlichste Werkzeug sei, den Soldaten zu bilden und sich ihm verständlich zu machen. Der Gebrauch desselben ist bei den Offizieren und Unteroffizieren so gemein geworden, daß sie, um ihre Grausamkeit zu befriedigen, die Unglücklichen, welche Gegenstand ihrer Kapricen sind, oft ohne allen scheinbaren Grund damit prügeln.

Diese Behandlung trägt nicht bloß dazu bei, auf das Moralische des Soldaten zu wirken, dem sie Ehre und Energie benimmt, sie greift auch seine Brust an, und setzt ihn außer Stand, nur einigermaßen starke Beschwerden zu ertragen.

Welch ein Schauspiel für eine große Stadt, für eine königliche Residenz, wenn man jeden Tag unglückliche Soldaten Stockprügel bekommen oder Spießruthen laufen sieht! Welch eine Schule für die Jugend des platten Landes, die zur Armee berufen wird, um da als Miliz zu dienen! Man würde ohne Zweifel in Dänemark auf diese eben so ungereimte als empörende Disziplin verzichten, wenn man den Theil der Armee, den man stets unterhält, aus einem richtigen Gesichtspunkte betrachtete, in ihm den Kern der Streitkräfte des Staats und das Muster für die Milizen sähe.

Man würde dann begreifen, daß dieser Theil in der Beziehung aus Menschen bestehen müßte, die wegen ihrer Stärke, Beweglichkeit, Bravour, Ordnungsliebe und Ergebenheit ausgezeichnet sind, und die daher so zu behandeln wären, wie ein Korps, das ehrenwerth und aus den besten des Volks gebildet, dazu bestimmt ist, Liebe zum Militair-Dienste einzuflößen, statt

des Widerwillens und Schreckens, die eine regulaire Truppe jetzt verursacht.

Von den 15 bis 16,000 Mann dieser Truppe, welche die Dänische Regierung stets in Gang hält, werden beinahe zwei Drittel von den Bürgern, Bauern und Offizieren der Armee zu Arbeitern und Domestiken gebraucht. Zwar spart man, während sie bei den Partikuliers arbeiten, ihre Besoldung, allein sie gewöhnen sich dadurch diesen Dienst dem des Königs, der ihnen weniger abwirft, vorzuziehen, und werden zum Militairstande wenig tauglich. Wozu braucht man übrigens den von den Partikuliers zu ihrem eignen Gebrauch verwendeten Soldaten anwerben, bekleiden und versorgen zu lassen? Befürchtet man etwa, daß jene keine Holzhauer, Handlanger und Domestiken finden mögten, wenn die Regierung sich nicht damit befaßte?

Eben so ist es ein Irrthum, wenn man glaubt, man könne den Soldaten einer regulairen Truppe vortheilhaft zu Arbeiten für den König verwenden, nämlich zur Anlegung von Kanälen, zur Errichtung künstlicher Straßen und zu andern öffentlichen Bauten. Der Lohn, den man dem Soldaten dafür bezahlen müßte, würde freilich nicht so hoch zu stehen kommen als der, welchen der Handwerker dafür erhält, der diese Arbeiten als zu seinem Geschäft gehörig besorgt; allein wird der Soldat sich derselben eben so gut entledigen? Werden seine Kräfte und seine Gesundheit bei dieser ungewohnten Arbeit nicht leiden? Der hohe Lohn, den er dafür erhält und die Gewohnheiten, die er sich bei Arbeiten der Art aneignet, werden diese ihn nicht noch unfähiger zum Militair-Dienste machen? Man berücksichtige nur, wie hoch eine solche Soldaten-Lehrzeit der Regierung zu stehen kömmt, und die Gewinnste werden dann verschwinden.

Bei einer regulairen Truppe, die den Milizen zum Muster dienen soll, muß der Soldat von seiner Löhnung leben und auf seine Exercitien beschränkt seyn. Jede andere Beschäftigung schadet dem Handwerk des Kriegers. Man muß aber auch nur so viel Menschen dazu berufen, als das Bedürfniß

des Staats erheischt, und als man zur Erfüllung des Zweckes, zu dem man sie bestimmte, gebrauchen kann.

Man wird selbst nur dann dahin gelangen, der regulairen Truppe den Grad der Vollkommenheit zu geben, wodurch sie wahrhaft nützlich werden kann, wenn man sie gleich unter die Zahl, auf die man sie in der Folge zu bringen für zweckdienlich hielte, beschränkte. Nur aus einem kleinen Korps, dessen Geist und Haltung ausgezeichnet gut sind, muß man ursprünglich den Kern der Armee bilden, welcher die Milizen im Nothfall verstärkt und diesen gleichwohl in ihrem kriegerischen Beruf als Beispiel zur Nachahmung aufgestellt wird.

Sechszehntes Kapitel.

Von den Milizen.

Die Milizen sind die wesentliche Kraft der Staaten zweiter und dritter Ordnung, in Gefahren des Krieges, womit sie bedroht sind.

Die Tauglichkeit der Milizen hängt von ihren moralischen Anlagen ab.

Ist die Regierung bei dem Volke beliebt, so können die Milizen sehr gut werden, denn sie sind in der That nichts anderes, als das bewaffnete Volk und es ist einleuchtend, daß das Volk um so geneigter seyn wird, für seine Regierung zu kämpfen, je zugethaner es ihr ist.

Das Geheimniß der Regierung, sich dem Volke theuer zu machen, beruht darauf, daß sie es aufrichtig liebe und ihm bei jeder Gelegenheit nicht bloß durch Worte, sondern durch Anstrengungen beweise, daß sie sein Glück zum Gegenstand ihrer Sorgfalt mache.

Doch Anstrengungen ohne bemerkliche Demonstration mögten vielleicht nicht gehörig gewürdigt und bloße Demonstrationen ohne wirksame Anstrengungen von keinem dauernden Eindruck seyn.

Macht man den Milizen den Dienst verdrießlich, so verdirbt man den Geist derselben.

Dieser Dienst muß von Vaterlandsliebe beseelt und mit freudigem Gemüthe begleitet seyn.

Man kann ihn ohne Zweifel nicht ganz zu einem freiwilligen machen, allein man müßte ihn mit einem festlichen und feierlichen Wesen verschmelzen, das geeignet wäre, eine gegenseitige Uebereinstimmung des Eifers und des Vertrauens von Seiten der Milizen und der Regierung zu bekunden.

Jeder rüstige, unverheirathete Mann, oder wer kein Familien-Vater ist, müßte vom 18. bis 35. Jahre in der Miliz dienen, ohne daß der nothwendig gehässige Unterschied zwischen Städtern und Landleuten statt fände.

Diese Miliz dürfte indeß nur für den Fall eines Krieges zur Armee einberufen werden. Uebrigens müßte dieselbe zu gewissen Zeiten im Jahre zu den militairischen Uebungen gezogen werden, ohne daß man sie jedoch zu weit von ihrer Heimath entfernte. Dieser letztere Umstand würde um so weniger Schwierigkeiten machen, da die gegenwärtigen Umstände, worin sich Dänemark befindet, große Manövres der Armee nicht sehr nöthig machen.

Siebzehntes Kapitel.

Von der Kriegsart, zu welcher die Dänischen Truppen vorbereitet und von den Manövren, in welchen sie geübt werden müßten.

Mögen Mächte, wie Preußen und Oesterreich, deren Armeen bestimmt sind, sich den Besitz der Ebenen von Sachsen und Böhmen oder die der Oder, Elbe und Donau streitig zu machen, mögen diese Mächte immerhin zahlreiche Truppen zusammen ziehen, um sie zu großen Manövres, wie man dergleichen benennt, zu gebrauchen, das ist begreiflich; diese Manövres

können ihren Nutzen haben, allein hat Dänemark wohl Ursache seine Truppen darin zu üben?

Wie bereits bemerkt, kann es nicht daran denken, einen Angriffskrieg auf dem Kontinent zu führen.

Fände es sich in dem Fall, seinen eignen Boden zu vertheidigen, so würden seine Truppen Holstein gegen größere Streitkräfte, die dieß zwischen Hamburg und Lübeck angriffen, nicht decken können.

Die Stöhr, welche sich in die Elbe, und die Trave, die sich in das Baltische Meer ergießt, kommen zwar aus dem Mittelpunkte dieser Provinz, gewähren aber keine Vertheidigungslinie und können an der Quelle umgangen werden. Lübeck und Hamburg, weit entfernt als Stützpunkte gegen den Feind zu dienen, würden ihn wahrscheinlich eher begünstigen. Holstein würde demnach schon vom Feinde überschwemmt seyn, bevor man Truppen genug beisammen hätte, ihm den Eingang dahin streitig zu machen.

Und doch ist dieß die einzige Provinz der Dänischen Staaten, wo die Truppen nach Deutscher Art manövriren können. Die Eyder, welche Holstein von Schleswig trennt, bietet von da aus eine Vertheidigungslinie dar, und jenseit der Eyder gewährt das Land seiner Natur nach große Vortheile zum Schikanen-Krieg, in welchem die Marine wesentliche Dienste leisten würde.

Norwegen bietet fast auf einer ganzen Strecke von 5,000 Deutschen Quadrat-Meilen nichts als eine felsige Masse dar, die durch enge Thäler abgetheilt und gegen das Meer hin von weit ins Land herein gehenden Buchten eingeschnitten ist. Eine Menge kleiner Inseln, Felsen und Klippen vertheidigen den Eingang dieser Küsten.

Von der Landseite kann Norwegen nur von den durch eine Kette hoher Berge gebildeten Schwedischen Grenzen aus belästigt werden und die Schweden haben den Uebergang über dieselben nie ungestraft erzwungen.

Das Land ist nicht minder wegen der Unfruchtbarkeit des Bodens und der Schärfe des Klima's, als durch seine Lage

selbst gesichert. Eine Armee würde da keinen Unterhalt finden; ihre Transporte würden nur mit vielen Schwierigkeiten und Gefahren bis zu ihr gelangen.

Die Kunst, zahlreiche Truppen auf einer nicht geräumigen Strecke zusammen zu bringen, und sie da mit Pünktlichkeit und schnell zu ordnen, diese auf Ebenen so nützliche Entwickelungskunst würde in Norwegen unanwendbar seyn, und man fände da keinen passenden Ort, ein Bataillon gegen den Feind in Bewegung zu setzen.

Die gelehrten Manövres, welche Friedrich den Sieg bei Kollin hätten sichern müssen, wäre sein Plan pünktlich befolgt worden, und die ihm bei Lissa den Sieg verschafften, würden in diesem Lande unausführbar seyn. Der Krieg in Norwegen kann nur mittelst Posten- und kleiner Gefechte geführt werden, deren Erfolg von der Kenntniß der Oertlichkeiten und der Tapferkeit der Kämpfenden abhängt.

Die Reiterei kann da nur zu Patrouillen gebraucht werden und muß daher von leichter Art und nicht zahlreich seyn.

Man kann hier nur solche Artillerie gebrauchen, die leicht fortzubringen ist.

Die vortheilhafteste Waffe des zur Vertheidigung dieser Felsen und Defiléen berufenen Soldaten ist der gezogene Karabiner. Da er hier steile Abhänge abstoßen, längs schroffer Küsten sich bewegen, schnell von einem Orte zum andern sich wenden und großen Beschwerden trotzen muß; so ist es nöthig, daß er nur mit leichtem und wenig belästigendem Gepäcke versehen werde.

Der Krieg an den Seeküsten erfordert leichte und kleine Schiffe, mit welchen man bequem manövriren kann, und die mit dreisten Seeleuten, welche mit den Klippen bekannt, bemannt seyn müssen; auch muß dieser Krieg durch Soldaten unterstützt werden, welche zu Aus- und Einschiffungen und zu der Art Expeditionen eingeübt sind, die man Coups de main nennt.

Der Norwegische Bauer besitzt die Eigenschaften, welche zu dieser Art Krieg passen. Behend, kräftig, thätig und un-

ternehmend, ist er gewohnt, Felsen zu erklettern, um daselbst den Bär und andere wilde Thiere, welche sich hier aufhalten, zu erlegen. Er setzt sich gern den Stürmen und Gefahren des Meeres aus. Sein selten bedeckter Hals, seine bloße Brust scheinen dem Reife zu trotzen. Er würde um so geneigter zu einem Vertheidigungskriege seyn, da er sehr an seinem Vaterlande hängt und ausländische Sitten verabscheut; besonders nährt er einen National-Haß gegen die Schweden.

Was für Beleidigungen, Schläge, demüthigende und grausame Behandlungen müssen die armen Norweger nicht ertragen, um zu lernen, sich nach Preußischer Art den Kopf zurecht zu machen, spitze Mützen zu tragen, Kamaschen, die ihnen die Beine einzwängen, anzuziehen, den Zwang enger Kleidungsstücke zu ertragen und das Kommando derselben Deutschen Sprache zu verstehen, die sie verabscheuen! Wie sehr sehnen sie sich bei dem bittern und schlecht gebackenen Kommisbrode, womit man sie nährt, nach den aus Hafer bereiteten mürben Kuchen, welche sie in ihren einsamen ländlichen Winkeln hatten! Es gibt kein nützliches Handwerk, das ihnen halb so viel Mühseligkeiten verursacht hätte, als ihre militairische Lehrzeit.

Traurig ist es, wenn man bedenkt, daß alle diese den Norwegischen und Dänischen Soldaten oder Milizen zugefügten Bedrückungen rein verloren sind, und durchaus nicht den geringsten Nutzen zur Folge haben können. Man braucht bloß einen Blick auf die Karte von Europa zu werfen, um einzusehen, daß das Dänische Königreich zu einem Seestaate bestimmt ist, und daß seine Landmacht hauptsächlich eingeübt werden müsse, die Streitkräfte seiner Marine zu unterstützen, und in Uebereinstimmung mit ihr zu wirken.

Schiffe, die dazu eingerichtet sind, zwischen Klippen und Untiefen leicht zu manövriren; Landtruppen, die darin geübt sind, sich ein- und auszuschiffen, dem Feinde unversehens einen Streich zu versetzen und sodann, wenn es nöthig ist, sich schnell zurückzuziehen: das sind die Mittel, welche Dänemark zu brauchen scheint, wenn es im Kriege verwickelt ist.

Nicht dadurch, daß sie dem Ausländer sklavisch nachahmen,

sondern, wenn sie nach den Hilfsmitteln, die ihnen das Land darbietet, operiren, werden die Dänen Erfolge in militairischer Hinsicht und die Macht erlangen, zu welcher sie berechtigt sind.

Im Jahre 1712 wagte es der Schwedische General Steenbock, nachdem er die Schlacht von Gadebusch gegen die Dänen gewonnen hatte, in Dänemark einzufallen; wurde aber da umzingelt und gezwungen, sich zum Kriegsgefangenen machen zu lassen.

Wodurch erlangte man diesen großen Erfolg? Durch übereinstimmendes Wirken der Land- und Seemacht. Nachdem der Dänische Admiral Sehestedt die Schwedische Eskadre, welche dem Steenbock Lebensmittel brachte, geschlagen hatte, versuchte dieser General, um sich solche zu verschaffen, die gewagte Unternehmung und unterlag ihr.

Man erinnere sich der ruhmvollen Zeiten der alten Normänner; nur durch ähnliche Uebereinstimmung wurden sie so furchtbar; und Dänemark könnte dadurch, so wie durch zweckmäßige Uebungen noch jetzt zu diesem Ansehen gelangen, ohne Nachtheil es mit Schweden aufnehmen und sich selbst gegen mächtigere Feinde behaupten. Wenn Dänemark seine Landtruppen vorzugsweise so einübte, daß sie zur Unterstützung seiner Seemacht dienten, so würde es im Stande seyn, den Krieg weit wirksamer zu führen, als wenn es beide Truppen-Gattungen abgesondert gebrauchte; Rußland würde sich um seine Freundschaft bewerben, und im Falle eines Bruchs mit dieser Macht, würde jenes ihr Streitkräfte entgegen zu stellen haben. Man begreift, daß diese Art Dienst mit den Manövres, Exercitien, Equipirung und Disziplin Deutscher Truppen nicht vereinbar ist.

Der Dienst, zu welchem man den Dänischen Soldaten bestimmte, würde es nöthig machen, daß er weniger maschinenmäßig militairisch und mehr Krieger als Deutscher Soldat sei; seine Kopfbedeckung, Bekleidung und Nahrung würde wenig verschieden von denen seines Dienstkamerads, des Matrosen, seyn und man müßte seine Ausrüstung und Bewaffnung so leicht als nur möglich einrichten.

Der König besitzt in Kopenhagen eine Fabrik, die 1,200 Arbeiter beschäftigt, welche die Armee mit rothem Tuche versieht. Es ist nicht zweifelhaft, daß die Konkurrenz der Einzelnen zu diesem Behufe bessere und billigere Waare als man aus diesem Etablissement erhält, liefern würde; übrigens ist rothes Tuch für ein feuchtes Klima keineswegs zweckmäßig.

In Dänemark verfertigt man für die Landleute eine Art Tuch von natürlicher Farbe, welches man Wadmel nennt, und das für die Bekleidung der Truppen sehr zweckmäßig wäre. Wenn man dieses Zeug zu dem Behufe gebrauchte, so würde man dadurch das Fabrikwesen aufmuntern, was wahrhaft national wäre.

Die ausschließlichen Vorrechte in Bezug auf die Verpflegung der Armee, scheint eine Ungerechtigkeit gegen die Partikuliers zu seyn, welche dabei mit concurriren konnten. Uebrigens leidet der Dienst nicht selten durch dergleichen Bevorrechtungen. Gewöhnlich werden solche mächtigen Personnagen zu Theil, deren Lieferungen man sich nicht getraut nachzusehen, um das Schlechte auszuschießen, und die Verpflegung der Truppen ist daher gewissermaßen der Willkühr derselben überlassen.

Die Waffen, welche die Dänischen Truppen ebenfalls von ausschließlichen Lieferanten erhalten, sind nicht allein zu theuer, sondern auch zu schwerfällig, und dieß wäre ein Hauptfehler bei einem Dienste, zu welchem der Dänische Soldat gebraucht werden sollte.

Achtzehntes Kapitel.

Von den Offizieren der Armee im Allgemeinen.

Nichts ist zum Erfolg jeder Art Militair-Dienst wesentlicher als die Fähigkeit der Offiziere. Nie wird eine Armee gut seyn können, wenn deren Offiziere ohne die zu ihrem Berufe erforderlichen Eigenschaften sind.

Man wähle also bei der Besetzung der Offizierstellen in

der Armee solche junge Leute aus dem Lande, die eine ordentliche und sorgfältige Erziehung erhalten haben, und eben so wohl an die Rücksichten gegen ihres Gleichen, als auch an die ihren Vorgesetzten schuldige Ehrerbietung gewöhnt sind.

Wenn man ferner zur Armee nur Landeskinder nimmt, so wird man weit leichter Offiziere darin finden, denen der Ruhm des Vaterlandes wahrhaft am Herzen liegt, die sich daher dem Wohle des Dienstes widmen, und durch hierauf bezügliche Kenntnisse zu ihrem Stande vorbereitet haben. Da die öffentlichen Bildungsanstalten so zu sagen, unter der Leitung der Regierung stehen, so kann diese sich auch Rechenschaft von der Aufführung und den Fortschritten der Jugend ablegen lassen, und einigermaßen auf die Schüler merken, welche die meiste Anlage zum Militair-Dienste zeigen.

Bedarf der Soldat, welcher dazu bestimmt wird, zwischen den Felsen Norwegens zu kämpfen, oder prompte und kühne See-Unternehmungen zu machen, besonders persönlicher Tapferkeit dazu, so muß der zur Leitung desselben bestimmte Offizier diese Tapferkeit in einem noch höhern Grade besitzen, und damit noch andere Vertrauen-einflößende Eigenschaften vereinigen.

Es ist, wie gesagt, zu vermuthen, daß die Dänische Armee wenig der Gefahr ausgesetzt seyn werde, Krieg führen zu müssen; doch gute, und besonders Offiziere höhern Rangs werden nicht im Friedensdienste gebildet. Da man indeß bei Krieg-führenden Armeen die, welche thätig und unterrichtet sind, gern aufnimmt, so könnte man jungen Dänischen Offizieren die Erlaubniß ertheilen, bei fremden im Kriege begriffenen Mächten Dienste zu nehmen: man müßte sogar dem Offizier, welcher sich in dieser Schule bildete, fortwährend seine Lieutnants-Löhnung zahlen; und wenn er in diesem Dienste durch seine Thaten befördert worden, so müßte er, indem er wieder zur Dänischen Armee zurückkehrte, daselbst einen equivalenten Grad erhalten. Man begreift wohl, daß eine solche Vergünstigung nur Denen vorbehalten werden müsse, die durch ihre Waffenthaten befördert worden sind.

Wenn man diese Methode befolgte, so würde man sich

Männer verschaffen, die erfahren im Dienste der Artillerie, des Geniewesens und Generalstabes wären; die jungen Dänischen Offiziere würden dadurch Gelegenheit finden, besonders bei der Französischen Armee, woselbst man sie besser kennt als anderswo, sich in den gelehrten Theilen der Kriegswissenschaft zu unterrichten.

Man würde während des Friedens die höhern Grade in der Dänischen Armee Denen vorbehalten, die in fremden Kriegen avancirt sind.

Jede andere Vergünstigung würde aus der militairischen Laufbahn verbannt seyn, und die Beförderung während des Friedens dabei einen unabänderlichen Gang gehen.

Wenn Ansehen denselben Grad erhielte, der dem Dienste gebührt, so würde dieser Grad bald weniger Werth haben, als der Kredit, welcher ihn verschaffte und zur Erlangung noch höherer Grade verhelfen kann; alsdann würde man, statt sich auf Studien und auf Pflichterfüllungen zu legen, die zu nichts führten, vielmehr zu den Mitteln der Intrigue sich hinneigen, die nebst Kredit auch Beförderung und Gunst verschaffen.

Also muß nicht bloß Vergünstigung von dieser Karriere ausgeschlossen seyn, sondern es ist auch nothwendig, daß Hofstellen mit denen der Armee nichts gemein haben, und man darf nichts dulden, was nicht mit militairischer Disziplin und militairischem Geiste harmonirt.

Wie empörend ist es zu sehen, daß der Kapitain oder bloße Lieutnant, weil er Hof-Livree trägt, es seinem Oberst und sogar seinem General, welche freilich bloß Militairs sind, zuvorthut!

Aus denselben Gründen sollte man auch nach und nach die Vorrechte der Gardes du Korps aufhören, oder vielmehr diese Truppe ganz eingehen lassen, um die Wiederentstehung dieser Privilegien zu verhindern.

Vormals waren die Gardes du Korps die einzige im Frieden beibehaltene Armee, daher entstanden auch ihre Prärogative. In Rußland und Frankreich hat der Garde-Offizier zwei

Grade vor jedem andern Offizier desselben Ranges in der Armee voraus.

Ich habe in Dänemark eine Zeit erlebt, wo die Armee nicht mehr als drei Obersten von der Infanterie und Einen von der Kavallerie hatte, die niemals die Garden verließen.

Diese Truppe hängt unmittelbar vom Könige ab; und da sie außer ihrer Mitte keinem andern Vorgesetzten untergeordnet ist, so steht sie gleichsam als Fremder in der Armee da, oder vielmehr sie bildet die Mittelsperson zwischen dem Heere und dem Hof.

Im Allgemeinen besitzen diese Leute wenig vom Militairwesen; sie affektiren einen großsprecherischen, beleidigenden Ton, besonders die Offiziere, welche als wahre Hof-Geschöpfe bekannt sind. Der Dienst dieser ist eine Lehrzeit der Intrigue, in welcher sie sich mit allem Ernste darauf legen, die Gunst mächtiger Personnagen zu erschleichen. Diese Denkungsart ist gerade der Gegensatz des Militairgeistes, der keine andere Auszeichnung duldet, als die der Disziplin und des kriegerischen Verdienstes; übrigens sind die Gardes du Korps nicht geeigneter als andere gut erzogene Dänische Soldaten, für die Sicherheit des Thrones zu wachen. Man kann sie als einen überflüssigen Gegenstand betrachten, der dem Fürsten angenehm, aber dem Interesse der Armee entgegen ist.

Der Staat kann nicht, ohne unmenschlich zu handeln, den Soldaten verlassen, der alt, oder im Dienste, wenn auch nur in dem eines vieljährigen Friedens, seine Gesundheit eingebüßt hat. Er muß für seinen Unterhalt sorgen; eben so muß er die Soldaten jedes Ranges, die es ihm zu reformiren gefällt, entschädigen; und dieß sind Gründe mehr, welche die Regierung abhalten sollten, sich mit unnützen Militairs zu belästigen.

Uebrigens sind Infanterie-Offiziere, die an einen langen Friedensdienst gewöhnt, oft wenig geeignet zum Kriege; und bricht dieser aus, so finden sich besonders unter einem von Nationalgeiste beseelten Volke schon Menschen genug, die fähig sind, nützliche Dienste zu leisten. So brachte die letzte Invasion Norwegens durch Karl XII. daselbst einen Kruse, Kolbiernsee

und andere hervor. Man ehre diese neugeschaffenen Männer des Staates, die sich in den Reihen der Vaterlandsvertheidiger hervorgethan.

Diese Leichtigkeit, im Nothfalle Infanterie-Offiziere zu finden, existirt nicht für die Offiziere vom Genie-Wesen, des Generalstabs und für die der Verwaltung.

Neunzehntes Kapitel.

Von den Beamten der Militair-Verwaltung.

Der Ruhm, den sich der König von Preußen, Friedrich II., erworben, war vorzüglich die Frucht seines Talents hinsichtlich der Administration. Hierin hat er alle übertroffen. Die Wissenschaft der Militair-Verwaltung ist nicht weniger wichtig, als die der Schlachten. Wozu würde die Kriegskunst nützen, wenn die Armee Mangel am Brode litte?

Im Frieden muß man Militair-Verwaltungs-Beamten bilden, indem man die sich darum Bewerbenden lehrte, die Oekonomie einer Kompagnie, eines Bataillons, eines Regiments, eines Kriegs-Platzes, einer Armee zu dirigiren.

Man befürchte nicht etwa einige Zöglinge für dieses Lehrfach zu viel zu bekommen; die zur Militair-Verwaltung tauglichen Menschen sind auch fähig, die Geschäfte im bürgerlichen Leben zu besorgen. Die Militair-Oekonomie macht einen Theil der politischen aus, deren Kenntniß von allgemeinem Nuzzen ist.

Wüßte man, was alles zu den Bedürfnissen eines Heeres gehört, sähe man im Voraus, was der Krieg verzehre, so würde man zurückhaltender seyn, diesen zu unternehmen; man würde begreifen, daß es die Mittel, ihn mit Erfolg führen zu können, zerstören heiße, wenn man während des Friedens mehr Truppen unterhält, als man ins Feld stellen kann.

Verbreitet sich die Gewohnheit an Ordnung und Pünkt-

lichkeit nur mehr, so wird man auch einsehen, daß die Ueberlast der Militair- und Civil-Beamten allgemeines Elend erzeuge, daß der Staat aber es erlangen könne, sich ohne Erschütterung und in kurzer Zeit deren zu entledigen, wenn er die vakant gewordenen nutzlosen Aemter nicht wieder besetzte.

Aber wie viel Festigkeit gehörte nicht dazu, den Anstrengungen der Intrigue in einem Lande zu widerstehen, wo die Bewerbung um Stellen ein Hauptgeschäft ist?

Zwanzigstes Kapitel.

Von den Offizieren des Genie-Wesens, des General-Stabs und der Artillerie.

Ingenieure, Stabs- und Artillerie-Offiziere müssen ebenfalls während des Friedens gebildet werden.

Damit man in der Dänischen Jugend Subjekte finde, die sich zu diesen verschiedenen Dienstzweigen eignen, muß man Sorge tragen, das Studium der Mathematik zu begünstigen, die, welche sich darin auszeichnen, belohnen, und ihnen die Mittel an die Hände geben, sich im Auslande darin zu vervollkommnen.

In das Genie-Korps, in das der Artillerie und zu den Stabs-Offizierstellen müssen nur Subjekte von erprobter Fähigkeit zugelassen werden; um aber *nur* solche zu bekommen, muß man sie auch gehörig bezahlen. Ein hoher Offizier von diesen Dienstzweigen muß einen eben so großen Gehalt als ein Bischof, und die untergeordneten Offiziere in dem Verhältnisse, beziehen. Aus diesen Genie- und Artillerie-Korps würde man sodann die zum Kommando in den Festungen bestimmten Offiziere nehmen. Wenn man diesen Weg befolgte, so würde es möglich werden, die Kommandanten-Stellen der festen Plätze die Posten des höhern Offiziers vom Geniewesen, der Artillerie und des Generalstabs nur mit wissenschaftlichen und fähigen Männern zu besetzen.

Auch wäre es sehr nützlich, wenn man die Artilleristen und Sapeurs bei Feuersbrünsten übte, welche Plage dem Lande fürchterlicher ist, als die Angriffe des fremden Feindes. In den Zeughäusern müßten zu dem Behufe Maschinen in Bereitschaft gesetzt, und diejenigen belohnt werden, welche sich in gefährlichen Umständen auszeichneten. Man müßte für die Weiber und Kinder derer, welche in diesem Berufe ihren Tod fanden, sorgen, und auch die nicht vergessen, welche sicherere und zweckmäßigere Verfahrungsweisen erfanden, um Feuersbrünste zu löschen oder ihnen vorzubeugen.

Im Winter, wenn das die Mauern von Kopenhagen bespühlende Meer zugefroren, ist der Platz offen; die Artilleristen müßten sodann die Weisung erhalten, das Eis aufzuschlagen und die Mittel vorzubereiten, eine Operation, wie oben erwähnt, mit Sicherheit und Schnelligkeit auszuführen.

In einem Staate wie Dänemark, dessen Hauptkraft in der Marine besteht, dürfte keine obere Anstellung, sei es in der Armee oder der Civil-Verwaltung, einem andern als solchem, der eine große Seereise gemacht, übertragen werden; dergleichen Reisen könnten vielleicht zu einer Veränderung der Ansichten der Regierung beitragen und Dänemark würde nicht mehr wie ein in der Mitte Deutschlands liegendes Land behandelt werden.

Ein Ober-Offizier von der Land-Armee müßte erst einige Zeit successive bei der Infanterie, Reiterei und Artillerie gedient haben: denn im Kriege besteht jedes nur irgend ansehnliche Detaschement aus diesen drei Waffengattungen, und der dasselbe Kommandirende muß es zu gebrauchen verstehen; außerdem würde eine solche Lehrzeit der Unwissenheit der höhern Offiziere in jeder Waffenart, zu welcher sie nicht ausschließlich gehörten, vorbeugen.

Wenn man die Zahl der Milizen nach dem vorgeschlagenen Plan, und vorzüglich die regulären Truppen auf ein Artillerie-Korps, die nöthigen Offiziere des Geniewesens, des Generalstabs und der Militair-Verwaltung, so wie auf die zur Besetzung der festen Plätze erforderliche Infanterie und Kavallerie beschränkte; so könnte man die Armee in einen weit bessern Zustand, als sie jetzt ist, versetzen, dem Soldaten und Offizier

eine hinlängliche Löhnung geben, und bei der ganzen Armee 6 Millionen Livres Ersparnisse bewirken. Diese aber müßten dann vorzüglich auf Verbesserung der festen Plätze verwendet werden.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Von den festen Plätzen.

Die festen Plätze eines Landes, welche nicht den besondern Zweck haben, seine Unterwerfung der Regierung zu sichern, müssen die Bestimmung haben, einem auswärtigen Feinde ein Hinderniß darzubieten, daß er nicht ins Land eindringe, oder sich da festsetze; die Operationen der zur Vertheidigung desselben bestimmten Armee zu unterstützen; seine Magazine zu bewachen, und die Verbindung mit den durch natürliche Hindernisse, z. B. einen Fluß, Meerarm, eine Gebirgskette, davon getrennten Ländern zu decken; so wie ihr im Nothfalle zum Rückzugspunkte und Schutzorte zu dienen. Auf 84 Städte, welche die Dänischen Staaten in Europa zählen, rechnet man 19 Festungen. Beim ersten Anblicke scheint diese Zahl ansehnlich; Herr von Saint Germain hat mehrere davon eingehen lassen wollen, ob er recht hatte, soll hier untersucht werden.

Rendsburg an der Eyder, durch Kanut VI. gegründet, um die Einwohner Holsteins in Gehorsam zu halten, hat gegenwärtig die Bestimmung, die durch die Eyder gebildete Vertheidigungs-Linie zu sichern; die Werke wurden aber so sehr vermehrt, daß 15,000 Mann zu deren Besetzung erforderlich wären; die zählt nur 3,600 Einwohner. Es scheint, daß statt die Festungswerke hier zu vermehren, man solche eher hätte vermindern sollen.

Glückstadt an der Elbe, von Christian IV. zur Einschließung Hamburg's erbaut, dient der Dänischen Armee weder zum Stütz- noch zum Ruhepunkte; diese Festung vertheidigt den Eingang in Holstein nicht, da sie nicht an der Straße liegt; wollte man sich nach einem erlittenen Unfall dahin flüchten,

so würde man sich in einen Sack begeben. Der Zugang zur Elbe ist zu gefährlich, als daß man aus Glückstadt einen Militair-Hafen machen könnte, und doch hat man, obschon mit wenig Erfolg, es versucht, hier ein Bassin graben zu lassen, das bereits 3 Millionen gekostet.

Wenn im Kriegsfall die Dänische Armee genöthigt würde, die Trave zu verlassen, so würde sie sich zwischen Rendsburg und Friedrichsort zusammenziehen, um ihre Verbindung mit Dänemark zu unterhalten, alsdann fiele Glückstadt in Feindes Gewalt, der sich auf diesen Platz stützen würde.

Friedrichsort, an einem Meerarm in Schleswig, kann einer zur Räumung Holsteins gezwungenen Armee zum Stützpunkte dienen, und die Verbindung mit Dänemark decken.

Die beiden auf der östlichen Küste Jütlands befindlichen Festungen Hals und Fladstrands, dienen dazu, erstere den Eingang Lymfiords zu vertheidigen, letztere die Verbindung zwischen Jütland und Norwegen zu unterhalten.

Fredericia in Jütland enthält nur zwei- oder dreitausend Einwohner, ist aber nichts desto weniger sehr groß.

Nyburg, auf der Insel Fühnen, soll die Verbindung zwischen dieser und der Insel Seeland decken, ist aber zu dem Behufe schlecht gelegen; der Feind würde die Wirkung dadurch vereiteln, daß er zu Slibshaffen Batterien errichtete. Außerdem kann Nyburg bestrichen, und mittelst eines Hohlweges leicht überrumpelt werden.

Corsoer, auf der Insel Seeland, Nyburg gegenüber, liegt am großen Belte, und ist ein unbedeutender Ort, der keinen Widerstand leisten kann.

Das Schloß Kronenburg, am Sunde, kann dessen Passage nicht hindern: sein Geschütz erreicht das gegenseitige Ufer nicht, welches nach einer Schätzung N. Wilsen's 1991 Toisen davon entfernt ist. Eine Dänische Flotte, welche eine der Flanken Kronenburgs schützen wollte, würde ihre andere Seite durch die auf dem entgegengesetzten Ufer befindlichen Schwedischen Batterien Helsinborgs bedroht sehen; nimmt man auch an, daß die Dänen beide Ufer besetzt hielten, so ist doch zu be-

zweifeln, daß ihre Flotte aus diesem Stützpunkte großen Nutzen ziehen könnte. Man erinnert sich, daß Karl V., König von Schweden, im Jahre 1658 Herr von Kronenburg und Helsinborg war; seine aus 32 Linienschiffen bestehende Flotte befand sich im Sunde, um sich einer Holländischen, 35 Linienschiffe starken Flotte, welche Kopenhagen zu Hülfe kommen wollte, zu widersetzen; die Holländische Flotte wurde aus den beiden Forts beschossen, und ein einziger Schlag traf.

Der König von Schweden war in Person zu Kronenburg; die Schwedische Flotte kämpfte tapfer, aber ihr wurden fünf Schiffe in Grund gebort, und drei andere genommen; der Ueberrest flüchtete übel zugerichtet nach Landskrona. Hier hat man ein großes Beispiel, das beweist, wie wenig Hilfe von Kronenburg zu erwarten ist. Inzwischen hat man die Werke dieses Platzes, der nicht einmal mit einem Hafen versehen ist, sehr vermehrt.

Norwegen, das wegen seiner vortheilhaften Lage so leicht zu vertheidigen ist, enthält darum keine geringere Anzahl Festungen in Verhältniß zu den übrigen Theilen der Dänischen Monarchie; man findet darin:

Aggershuus an einem Arm der See, ein festes Schloß, das Christiania beherrscht;

Friedrichshald, auf einem der an der äußersten südöstlichen Spitze des Landes befindlichen, und bis ins Schwedische Gebiet hervorspringenden Felsen, welcher Ort durch Karl VII., der vor seinen Wällen getödtet wurde, berühmt ist.

Friedrichsstadt, am Ausflusse des Glommenflusses, dazu bestimmt, dessen Eingang zu vertheidigen;

Kongswinger ebenfalls am Glommen gegen die östliche Grenze;

Flekeroe, auf einem Eiland vorwärts Christiansund, vertheidigt eine herrliche Rhede:

Drontheim, nördlich auf einer Halbinsel, deren Küsten von einem Meerarm und einem Flusse bespühlt werden. Einige Werke vertheidigen die Erdzunge, mittelst welcher Drontheim mit dem festen Lande verbunden ist; man kann sie aber an

einem Ort, wo das Meer nicht tief ist, umgehen; überdieß wird die Stadt, die nicht mehr als 4000 Einwohner zählt, durch mehrere benachbarte Anhöhen bestrichen.

Friedrichsteen, ein zur Vertheidigung Drontheim's gehöriges Fort;

Munckholm, auf einem Felsen im Meere, ist zu weit von der Rhede Drontheim's entfernt, um sie wirksam zu schützen.

Wardhuus, unter 71 Grad nördlicher Breite: dieser Ort ist 6 Monat des Jahres ein bloßer Eisklumpen, was indeß die Finn= und Lappländer nicht hindert, die Gegend zu beunruhigen; ihre Ausflüge sind jedoch ohne Erfolg;

Hammershuus, auf der Insel Bornholm; Christiansoe auf einem benachbarten Eilande; diese beiden Festen können es nicht hindern, in die Gewalt derer zu fallen, welche Herren des Meeres sind.

Bedenkt man, daß im Falle eines Krieges es beschwerlich ist, diese unnützen Festungen zu bewachen, wenn man dieß aber unterläßt, sie dem Feinde, welcher sich derselben bemächtigte, nützlich sind, uud daß deren Unterhaltung während des Feindes kostspielig ist: so wird man einsehen, wie viel Dänemark gewonnen haben würde, wenn es den Plan des Grafen von Saint Germain befolgt hätte.

Die Abtragung der Festungswerke Glücksstadts, die Abschaffung ihres Generalstabs, ihrer Besatzung, Artillerie und der dazu gebrauchten Ingenieurs würde eine jährliche Ersparniß vnn 3 bis 400.000 Livres eingebracht haben.

Nächst Glückstadt sollte man vielleicht auch die Festungswerke Corsoer's, Nyburg's, Friedericia's, Hale's und die neuen Werke Rendsburg's so wie einige Festungen in Norwegen abtragen.

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Kopenhagen.

Das Interesse einer Macht zweiten Ranges scheint die Veranlassung zur Befestigung einiger wesentlichen Punkte dieser Residenz des Souverains gegeben zu haben. Die Dänische Regierung hat vielleicht den innern Raum und die Festungswerke Kopenhagens zu sehr ausgedehnt. Als unsere Vorfahren diesen Platz so tapfer vertheidigten, war sein innerer Raum nicht so groß. Dieser wurde seit 1658 um drei Viertel vergrößert; man fügte die Zitadelle und die Wälle von Christianshafen hinzu; sein innerer Bezirk beträgt 26,460 Fuß. Obgleich die Werke dabei mit inbegriffen sind, so würden im Falle eines Angriffs die gewöhnliche Besatzung und der militairisch-organisirte Theil der Bürgerschaft zu seiner Vertheidigung nicht hinlänglich seyn; man müßte fast alle Waffen-fähige Einwohner dazu verwenden.

Kopenhagen enthält die Land- und See-Arsenale, die Kriegs-Flotte, die Haupt-Niederlagen des Handels und der Administration: die ganze Monarchie befindet sich gewissermaßen in dieser Hauptstadt.

Ihr Hafen wird durch die Zitadelle, verschiedene Werke, und vorzüglich durch die geringe Tiefe des Meeres vertheidigt. Diese Untiefen, welche die Gefahr einer Beschießung entfernen, erstrecken sich auf fast 1,200 Toisen, ein beträchtlicher Raum, der jedoch nicht hinlänglich ist, den Platz vor einem Bombardement zu schützen.

Uebrigens nöthigen diese Untiefen die Kriegs- und großen Kauffarteischiffe, fern vom Hafen, die hohe See abzuwarten, um ihre Ausrüstung und Ladung, wenn sie abgehen sollen, zu empfangen, oder auszuladen, bevor sie herein gehen.

Daher würde eine nahe vom übermächtigen Feinde verfolgte Dänische Flotte sich auch nicht in diesen Hafen flüchten können und zerstört werden, bevor sie mit den nöthigen Vorbereitungen,

um sich hinein zu begeben, fertig wäre. Drei oder vier Kriegsschiffe würden hinreichen, sie zu blokiren, da sie nicht gehörig gerüstet ausziehen kann, um den Feind zu bekämpfen. Bis jetzt ist dieser Uebelstand wenig bemerkt worden, weil die Dänische Marine stets im Vortheil gegen ihre Feinde war.

Während der schönen Jahreszeit steht nicht zu befürchten, daß die Schweden eine Landung versuchen mögten, Kopenhagen zu überfallen; ihre Seemacht ist auch für eine Unternehmung der Art zu schwach. Wenn aber das Meer und die Seen, welche die Stadt umgeben, zugefroren sind, so brauchte eine Schwedische in Scanien postirte Armee nur 3 Tage dazu, um vor Kopenhagen zu gelangen, dessen weiter Raum einem unternehmenden, kühnen Feinde die Ersteigung des Platzes mittelst Sturmleitern sehr erleichtern würde.

Dieser Gefahr wäre vorzubeugen, wenn man das Eis um den Platz aufschlüge, und diese Operation zweimal des Tages wiederholte, dergestalt, daß dadurch ein stets offener breiter Graben entstände, der den Zugang zum Platze vertheidigte.

Es gibt in Kopenhagen drei von einander unabhängige Kommando's, eins für die Stadt, ein anderes für die Zitadelle, und ein drittes für den Hafen und die ihn vertheidigenden Festungswerke. Diese Theilung veranlaßt häufig Schwierigkeiten, und ist dem Wohl des Dienstes nachtheilig.

Die Vertheidigung eines Platzes kann nur dann im Zusammenhange und mit Nachdruck geschehen, wenn ein einziger Chef daselbst den Befehl hat.

Da Kopenhagen ein Seeplatz ist, so müßte sein Kommandant auch ein See-Offizier seyn.

Ein so hochwichtiger Posten erforderte einen Mann von erprobter Fähigkeit, und der eines vollkommenen Vertrauens würdig; er müßte ausgedehnte Vollmachten besitzen, um der Nothwendigkeit, solche bei den geringsten Umständen erst einholen zu müssen, überhoben zu seyn.

Obgleich die Einwohner Kopenhagens ruhigen und sanften Karakters sind, so fallen doch häufig Meutereien da vor; diese fangen gewöhnlich mit Streit zwischen Soldaten und Matrosen,

Bürgern oder Studenten an. Die Erstern maßen sich des, unter den Soldaten in Deutschland so gewöhnlichen befehlerischen Tones an; man begreift, daß ein solcher Ton von Soldaten einer, durch so manche erfahrne Unfälle gedemüthigten Armee, weder von den Matrosen, die sich der Großthaten der Dänischen Flotte erinnern, noch selbst von den Bürgern und Studenten, deren Vorgänger zur Vertheidigung der Stadt mitgewirkt, ertragen werden kann. Daher sieht man auch Bürger, Studenten und Matrosen zusammenhalten bei den Streitigkeiten, in welche jede von ihnen mit den Soldaten gerathen.

Dieser Geist der Zwietracht würde ohne Zweifel verschwinden, wenn man die Landarmee ganz national machte und jedermann gleichmäßig unter gewöhnlicher Autorität der Polizei stände.

Doch sollte man nie vergessen, daß die bürgerlichen Beamten die Pflicht haben, bei einer Zusammenrottirung sich an Ort und Stelle zu begeben, um sie aus einander zu bringen: daß das Militair sich nur dann damit befassen dürfe, wenn die Behörde sich dessen dazu bedient; daß man nur im äußersten Fall Gewalt gebrauchen müsse, wenn die angewandten Mittel des Zuredens vergebens waren, daß aber die militairische Gewalt sich auf das erste Signal bereit halten müsse. Nachlässigkeit, Gleichmuth und Ungestraftheit dienen dem Aufruhr zur Aufmunterung; aber Ungerechtigkeit und Gewalt machen ihn gefährlich und können ihn zu einem Grade steigern, daß dann dessen Unterdrückung nicht mehr möglich ist.

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Von der Dänischen Marine.

Was so eben über Kopenhagen gesagt worden, scheint zu beweisen, daß es Dänemark bis jetzt an einem guten Militairhafen gefehlt habe. Die Schweden haben einen, nämlich Karls-

krona, dennoch sind ihnen die Dänen zur See immer überlegen gewesen; sie sind mehr Seeleute als jene, haben mehr Seehandel, Matrosen und Geld.

Im Jahre 1769 bestand das See-Militair-Etablissement in Kopenhagen aus 4400 Matrosen und Artilleristen, die vom Könige unterhalten und besoldet wurden; sie erhielten indeß während des Friedens leicht die Erlaubniß, auf Kauffarteischiffen Dienst zu nehmen. Außerdem schätzte man die Klassen der zum Seedienste bestimmten Milizen auf 24,000 Mann; 28 bis 30 Linienschiffe und eine verhältnißmäßige Anzahl geringerer Schiffe wurden im Hafen von Kopenhagen in Bereitschaft gehalten, woselbst auch mit Materialien zum Bau anderer Schiffe reichlich versehene Magazine befindlich waren.

Nur Landes-Eingeborne wurden zum Dienste als Offiziere oder bloße Matrosen auf den Schiffen des Königs zugelassen.

Man berücksichtige noch, daß Kriegsschiffe und Leute noch keine Seemacht bilden, diese Menschen müssen auch an die See gewöhnt, und praktische Kenntniß der See-Manövres haben. Eine Regierung würde vergebens Anstrengungen machen und Geld dazu verwenden, um sie selbst zu bilden; diese kann nur das Ergebniß der kaufmännischen Schiffahrt und des Seehandels seyn. Je mehr ein Land Seehandel hat, desto mehr werden sich daselbst Seeleute bilden. Die Ausdehnung dieses Handels ist daher der wahre Maßstab der Seemacht eines Staates; denn hat man erst viele Seeleute, so finden sich auch bald Schiffe und eine Kriegs-Marine.

Die Kauffartei-Schiffahrt Dänemarks gebraucht ungefähr 18,000 Matrosen, welche das wirkliche Personale der Seemacht vorstellen. In der That besteht die Anzahl der zum Seedienste des Königs klassifizirten Milizen aus wenigstens 24000 Mann; was aber unter dieser Miliz zur See fremd ist, vermehrt die Kraft der Seemacht nicht im geringsten, uud man würde um nichts weiter kommen, wenn man deren Zahl auf 50,000 brächte: die Seemacht würde immer nur auf die 18,000 Matrosen beschränkt seyn, welche der Seehandel beschäftigt.

Es gibt daher kein anderes Mittel, die Marine des Staa-

tes zu vergrößern, als wenn man daselbst die Fortschritte des Seehandels begünstigt.

Die Klassifizirung für die königliche Marine legt der Freiheit, der Industrie und der Seehandlung Hindernisse in den Weg, wobei der Staat keinen Vortheil hat.

Warum nimmt man im Falle eines Seekrieges, womit Dänemark jedoch wenig bedroht ist, nicht wie in Holland freiwillige Matrosen dazu?

Befürchtet man etwa, daß eine solche Maßregel unzulänglich und zu kostspielig seyn würde? In diesem Falle könnte man wie in England, Matrosen pressen; dieß würde der Klassifizirung vorzuziehen seyn, welche ein steter Zwang, dagegen die Matrosenpressung nur eine augenblickliche gewaltsame Maßregel ist.

Die Dänische Regierung besoldet selbst in Friedenszeiten ein zu zahlreiches Korps See-Zimmerleute. Unterhält man bloß, um diese nicht unbeschäftigt zu lassen, in den Magazinen eine so ungeheure Masse Bauholz, und läßt so viele Kriegsschiffe anfertigen, welche, ohne irgend einen Dienst zu leisten, in dem Hafen von Kopenhagen verfaulen? Würde die Kauffartei-Flotte nicht Materialien und Arbeiter, deren die Marine des Königs bedürfen mögte, zu einem weit geringern Preise liefern?

Ist es nicht eine rein verlorne Ausgabe, daß man mehr Kriegsschiffe bauen läßt, als man gegen den Feind gebrauchen könnte?

Dänemark würde es sicherlich mit seinen 18,000 Matrosen nicht versuchen, gegen große Seemächte zu kämpfen; da es bloß mit den Schweden in Krieg kommen kann, warum unterhält es im Frieden mehr Kriegsschiffe als Schweden besitzt?

Es ist zu bemerken, daß die Dänische Flotte vielleicht zu viel Linienschiffe, und nicht leichtere genug habe, die geeignet wären, zwischen den Klippen und auf den Untiefen, von denen die Küsten des Landes umgeben sind, zu fahren.

Schluß.

Dänemark ist, vermöge der Lage und Umstände, in denen es sich befindet, zu einem Seestaate bestimmt, und kann nur durch seine Marine zu Ansehen gelangen; es wird aber durch einen übermäßigen Militair-Etat im Frieden weder zur See noch zu Lande wirkliche Macht erwerben.

Unterhält man einen größern Militair-Etat in Friedenszeiten, als man im Kriege gebrauchen kann, so erschöpft man sich, um sich ein Ansehen zu geben.

Vielleicht gab es eine Zeit, wo die militairischen Erfolge eines Volkes das Resultat der durch das Bedürfniß angetriebenen Begierde waren; allein in den Zeiten, worin wir leben, entspringt die Kraft eines Staates aus der Anzahl, dem Reichthum und Gemeingeiste der unter seinen Gesetzen lebenden Individuen.

Die Aufgabe, welche sich eine Regierung setzt, um die durch begangene Mißgriffe und erfahrene Unfälle herbeigeführten Uebel wieder gut zu machen, und sich für die Zukunft Hilfsquellen zu bereiten, muß darin bestehen, alles zu beseitigen, was die produktive Industrie unter den Einzelnen behindert, sie zu nützlichen Arbeiten aufzumuntern; die Gesellschaften und Unternehmungen, da wo deren Anstrengungen vereint seyn müssen zu beschützen; unter ihnen Treue, Sicherheit uud Ordnung walten zu lassen; die überflüssigen Ausgaben des Staates abzuschaffen, und die Civil- und Militair-Beamten auf die unumgänglich nöthige Zahl zu beschränken.

Macht es sich die Regierung ferner zur Richtschnur, den Landeskindern vorzugsweise Vertrauen zu schenken, und ihnen die Civil- und Militair-Aemter vorzubehalten; bestrebt sie sich, dem Volke Liebe zu bezeigen, und unterstützt sie diese durch wirkliche und aufrichtig gemeinte Anstrengungen: so wird es ihr sicherlich gelingen, Gemeingeist und Vaterlandsliebe, nicht bloß unter den von ihr besoldeten Beamten und regulären Truppen,

sondern auch in der ganzen Nation hervorzurufen. Dann wird diese auch stets bereit seyn, sich zu waffnen, um die Regierung zu vertheidigen, und ihr die Milizen zu liefern, welche die wesentliche Kraft der Staaten zweiter Ordnung ausmachen, wofern nur die Menschen, welche sie regieren, sich ein wahrhaft nationales Ansehen zu verschaffen wissen, und sich bestreben, statt die Milizen nach dem Muster fremder Heere zu bilden, solche nach den örtlichen Umständen des Landes und den karakteristischen Anlagen seiner Einwohner zu organisiren. Es ist wahrscheinlich, daß wenn Dänemark diesen Weg einschlägt, es sich aus seiner gegenwärtigen Schwäche erheben, und zu dem Grade der Wohlfahrt und Macht gelangen werde, welche es durch seine Stellung zu hoffen berechtigt ist.

Anhang vom Jahre 1794.

Unter der Regierung Friedrich V., welcher im Jahre 1767 starb, bezog die Dänische Regierung vom Französischen Hofe Subsidien für die militairischen Rüstungen, welche sie auf seine Veranlassung unternahm, um die mit See-Munition nach Frankreich geschickten Dänischen Schiffe zu eskortiren.

Diese Rüstungen geschahen 1757 und 58. Ihre Kosten überstiegen die Gewinnste dieses Handels, und den Betrag der von Frankreich versprochenen Subsidien, welche übrigens nicht ganz geleistet wurden. Die Dänische Regierung hatte Ursache zu vermuthen, daß diese Rüstungen sie mit England entzweien dürften, gegen welche Macht sie eine rücksichtsvolle Stellung behaupten zu müssen glaubte.

Diese Betrachtungen regelten ihr Verhalten während des Amerikanischen Krieges: sie lehnte es ab, mit zu der Koalition bewaffneter Neutralität zu treten, welche von Rußland ausging;

diese Weigerung schützte Dänemark vor dem Ungewitter, das damals die Holländer heimsuchte.

Wie geht es zu, daß diese Lehren der Erfahrung jetzt verloren sind, und die Dänische Regierung die Gefahren nicht sieht, denen sie sich durch das eben mit Schweden eingegangene Bündniß bewaffneter Neutralität aussetzt?

Man muß die Geschichte vergessen haben, da man nicht einsieht, daß Schwedens Freundschaft für Dänemark rein imaginair ist; doch selbst angenommen, sie wäre aufrichtig, so gewährt sie doch eine zu schwache Stütze gegen England, und selbst gegen Rußland und mußte daher gegen eine solche Allianz einnehmen.

Ueberdieß, welchen Zweck hat dieses Bündniß für Dänemark? — die Dänischen Kaufleute, welche Getreide nach Frankreich bringen, zu schützen.

Doch der Dänische Ackerbaustand kann, da er zu dem Bedarf Norwegens und anderer nördlichen Theile der Monarchie nicht ausreicht, auch zu diesem Handel kein Getreide liefern; man bezieht es daher jetzt aus Polen und den Preußischen Provinzen.

Die Gewinnste, welche diese Einfuhren abwerfen, bereichern demnach vorzüglich die Fremden; bloß einige Dänische Spekulanten haben einen sehr schwachen Theil daran, und die Nation im Ganzen zieht wenig Nutzen daraus. Uebrigens wird auch dieser aufhören, sobald Preußen mit Frankreich den jetzt unterhandelten Frieden abgeschlossen haben, und selbst sein Getreide und das der benachbarten Polen nach Frankreich schicken wird.

Ist hierbei wohl ein Nutzen, der so viel Aufopferungen verdiente? Kostet die aus acht Linienschiffen und einer Anzahl Fregatten bestehende Eskadre, welche Dänemark seinem Traktat mit Schweden gemäß, in See gehen läßt, ihm nicht weit mehr als der durch diese Ausrüstung zu beschützende Handel seinen Kaufleuten einbringen mögte?

Anhang vom Jahre 1795.

Wenn Frankreich mit England im Kriege begriffen ist, so bieten sich für die neutralen Staaten, wie z. B. Dänemark, Gelegenheiten dar, Vortheile daraus zu ziehen, indem sie den Franzosen Gegenstände bringen, welche diese gerade brauchen, aber mit ihren eignen Schiffen nicht ohne große Gefahren holen können; die neutralen Schiffe indessen, die diesen Handel betreiben, sind der Untersuchung der englischen Kreuzer ausgesetzt, welche die zur Verpflegung ihrer Feinde bestimmten Gegenstände durchsuchen, und die Schiffe, welche dergleichen verdächtige Sachen zu enthalten scheinen, nach England aufbringen.

Mehrere dieser Schiffe werden von den Englischen Gerichten für gute Prise erklärt.

Man hat sogar Beispiele, daß neutrale Schiffe, welche nicht nach Frankreich bestimmt waren und nichts zu dessen Verpflegung enthielten, zum großen Nachtheil der Interessenten, nach England geschickt, da behalten und für gute Prise erklärt wurden. Man behauptet, daß die Englische Regierung der Fremden wenig schone, wenn es sich darum handelt, den Handel seines Landes zu begünstigen, oder den Eifer seiner Kreuzer zu ermuthigen.

Die Engländer würden es ohne Zweifel nicht wagen, sich dergleichen verhaßte Bedrückungen zu erlauben, wenn sie sich nicht der unendlichen Uebermacht ihrer Kräfte gegen die andern Seemächte bewußt wären.

Wie sollen sich also die Staaten verhalten, welche solche Bedrückungen erfahren?

Sollen sie die Gesetze der Billigkeit in Anspruch nehmen? — Dergleichen Fragen werden unglücklicherweise nicht, wie die der Partikuliers, durch bestimmte Gesetze und neutrale Tribunäle, die Autorität genug haben, ihre Beschlüsse in Vollziehung zu bringen, entschieden.

In solchen Fällen ist es nicht genug, wenn man das Recht auf seiner Seite hat, um Gerechtigkeit zu erhalten; wäre dem

so, dann würde man weder Land- noch See-Armeen brauchen, und gute Professoren des öffentlichen Rechts würden dazu hinreichend seyn. Allein in den Streitigkeiten, die ein Staat mit einem andern hat, wird das Recht allein wenig beachtet, wenn es nicht durch Achtung-gebietende Kräfte, oder durch geschickte, mit Empfehlungen irgend einer alliirten Macht begleitete Negociationen unterstützt ist.

Der Weg der Unterhandlungen ist für alle Staaten zweckmäßig; er gehört aber vorzüglich in die Staaten zweiter Ordnung, wie es Dänemark ist.

Demnach muß dieses, wenn es mit den Barbaresken-Staaten in Afrika in Streitigkeiten kömmt, Frankreichs Verwendung in Anspruch nehmen, und wenn sein Seehandel durch Englische Kreuzer Abbruch erleidet, sich an den Hof von St. James wenden, bei ihm um Ersatz und Erleichterung anhalten, zugleich aber sich bemühen, daß diese Reklamationen durch den Petersburger Hof unterstützt werden.

Eben so muß Dänemark zur Dazwischenkunft dieses Hofes seine Zuflucht nehmen, so oft es über Interessen mit der Preußischen oder Oesterreichischen Regierung zu verhandeln hat.

So wie dieser Staat aber gegen eine Macht wie England Drohungen anwendet, oder Kriegs Demonstrationen vornimmt, wenn ihm von derselben irgend eine Beleidigung widerfahren, dann täuscht er sich über den Umfang seiner Kräfte; statt Respekt oder Furcht einzuflößen, reizt er bloß, und weit entfernt, dem erfahrnen Uebel abzuhelfen, setzt er sich nur noch größern aus.

Ein schwacher Staat, der weder durch Negociationen, noch durch Bitten für die von irgend einer großen Macht ihm zugefügten Kränkungen Ersatz erhalten kann, muß sich bemühen, seine Unzufriedenheit an sich zu halten, im Stillen, und wo möglich selbst mit Anstand leiden.

Nur durch eine weise Resignation entgingen die Holländer dem Zorn Kromwell's. Ohne die Kränkungen der Englischen Kreuzer zu erwiedern, welche im völligen Frieden ihre Kauffartei-Schiffe durchsuchten, ertrugen sie vielmehr diese Demüthigung lieber, als daß sie mit ihrem furchtbaren Feinde anbanden.

Durch ein gleich kluges Benehmen behauptete Venedig so viele Jahrhunderte seine politische Existenz zwischen streitsüchtigen und mächtigen Nachbaren.

Die Kunst, zu rechter Zeit nachzugeben, und ohne Murren Unrecht zu ertragen, macht einen Theil der von kleinen Staaten zu beobachtenden Klugheit aus.

Welche Frucht hat die Dänische Regierung durch ihre Neutralitäts-Allianz mit Schweden, oder durch ihre feindliche Stellung davon getragen? Ihre Absichten waren ohne Zweifel recht gut, allein sie flößte den Kaufleuten des Landes eine nachtheilige Sicherheit ein. Die Engländer machen hauptsächlich auf Dänische Schiffe Jagd, und den 18. August 1794 zählte man bereits 315 dergleichen in den Englischen Häfen zurückgehaltene Schiffe; und obgleich die Regierung Großbritanien's zu derselben Zeit die Ordre, neutrale Schiffe wegzunehmen, widerrufen hatte, wurden dennoch wenig Dänische freigegeben.

Im März 1795 erließ der Hof von St. James neuerdings die Verordnung, neutrale Schiffe zu kapern, und den Monat Oktober darauf waren im Ganzen 466 Dänische Fahrzeuge in die Häfen Großbritaniens aufgebracht.

Dänemark hat demnach nicht allein sehr viel zu unnützen Rüstungen verwendet, sondern sein Handel auch weit mehr Schiffe verloren, als es der Fall gewesen wäre, wenn diese Rüstungen nicht statt gefunden hätten.

In den gegenwärtigen Umständen sollte sich Dänemark auf die Lage eines kaufmännischen Staates beschränken, der seine Häfen aller Welt öffnet; und der sicherste einzuschlagende Weg wäre, daß es dem Beispiele Hamburg's und Lübeck's nachahmte, welche Städte den Handel benutzen, den England ihnen noch lassen will, und sich wie die Armen von dem, was von der Tafel der Reichen übrig bleibt, kümmerlich erhalten.

Anhang vom Jahre 1797.

Dänemark ist von seinem Systeme bewaffneter Neutralität nicht abgegangen, und verwendet noch einige Fregatten, um seine Handelsschiffe zu geleiten.

Muß man dem Feuer des Grafen von Bernstorff diese Seerüstungen zuschreiben, auf welche man, wie es scheint, verzichten wollte? Das künftige Verhalten wird dies lehren.

Alles was was Krieg betrifft, gehörte nicht in das Departement dieses Ministers; daher kann man ihm auch weder die bei der unglücklichen Unternehmung auf Gothenburg ergriffenen falschen Maßregeln, die im Jahre 1788 Dänemark wenigstens 42 Millionen Livres gekostet haben, noch die übermäßigen Militair-Etablissements im Frieden, und besonders der nach Deutschem Fuße eingerichteten, und unter seinem Ministerium sehr vermehrten Landmacht zur Last legen.

Der durch ihn mit Schweden zu Stande gebrachte Traktat bewaffneter Neutralität war ein großer Mißgriff, obgleich die Motive dazu herrlich waren. Es ist unnütz, auf diesen Gegenstand zurück zu kommen.

Graf Bernstorff hat das von Guldberg geschaffene Indigenat-Gesetz aufrecht erhalten. Er begünstigte vorzugsweise die deutschen Fremden, und gebrauchte sie sehr zu öffentlichen Aemtern. Man wird sich hierüber nicht wundern, da er selbst ein Ausländer war. In seiner Eigenschaft als Chef der Deutschen Kanzlei hatte er die Universität Kiel unter seinem Ressort, und behandelte sie mit besonderer Vorliebe.

Diese Universität gibt den ersten Deutschlands, wegen der Anzahl ihrer Professoren und der Kosten ihrer Unterhaltung, nichts nach.

Es ist zu bemerken, daß in dem Traktat von 1773, durch welchen Rußland an Dänemark Holstein abgetreten, die bei der Dänischen Regierung angestellten Deutschen die Beibehaltung der Universität Kiel stipuliren ließen; und gleichwohl könnte man, wenn das Ministerium nur je national würde, diese Universität mit Bewilligung des Petersburger Hofes aufheben, um an deren Stelle eine in Norwegen zu errichten. Die Einkünfte der Universitäten zu Kiel und Kopenhagen, so wie der Akademie zu Soroe betragen zusammen 600,000 Thaler, diese würden für zwei Universitäten, eine in Dänemark und die andere in Norwegen, hinreichen.

Wenn die Holsteiner, welche sich öffentlichen Aemtern widmen, die Dänische Sprache lernten, und ihre Studien in Kopenhagen betrieben, so könnte man vielleicht dadurch die Unterthanen des Königs enger mit einander vereinigen.

Wie groß auch die Mißgriffe, in welche der Graf von Bernstorff verfallen, immer seyn mögen, so muß man doch erkennen, daß Dänemark es ihm hauptsächlich verdankt, daß es nicht in die gegen Frankreich gebildete Koalition mit hineingezogen wurde. Er hatte um so mehr Verdienste in dieser Hinsicht, da er persönlich einen tiefen Haß gegen die Französischen Revolutionärs nährte.

Sein Briefwechsel mit dem Englischen Minister, um die Zumuthungen in Bezug auf diesen Gegenstand von sich zu weisen, zeichnet sich durch Vernunft und Würde aus.

Der Graf von Bernstorff hat die im Jahre 1770 durch Struensee eingeführte Preßfreiheit nicht behindert.

Auch trug er wirksam zu den Maßregeln bei, welche man zur stufenweisen Befreiung des Dänischen Landmanns vom Frohndienste ergriffen hatte.

Er verband mit rechtlichen Gesinnungen wissenschaftliche Bildung und ein sehr glückliches Gedächtniß.

Er besaß mehr Karakterfestigkeit als sein im Jahre 1772 verstorbener Onkel, Bernstorff der Erste, der aus dieser Familie zuerst ins Dänische Ministerium trat. Doch trugen sie vielleicht beide zur Anwachsung der Schulden und Lasten Dänemarks bei, indem sie diesen Staat die Rolle einer großen Macht spielen lassen wollten.

Struensee, welcher den ersten Bernstorff verdrängte, bereitete sich dadurch den Untergang, daß er zu viel, und zu schnell reformiren wollte; er sicherte sich nicht vor der Berauschung der Macht, welche von allen andern die gefährlichste ist. Allein er bewirkte, daß der herrschende Einfluß der Pagen auf die Regierung anfhörte, beschäftigte sich damit, die Preßfreiheit einzuführen, den Landmann frei zu machen, die Verwaltung der Armee zu nationalisiren, und die Zahl der Civil- und Militair-Stellen zu verringern.

Guldberg, welcher Struensee stürzte, schloß, wie bereits erwähnt, durch ein Gesetz Ausländer von diesen Aemtern aus.

Er machte die Landessprache zur herrschenden im Heere, begünstigte das Studium der todten Sprachen, das sich so sehr eignet, den Geist der Forschung und Analyse zu wecken. Doch war er gegen die Befreiung des Landmanns gestimmt; und obschon er die nachtheiligen Folgen eines übermäßigen Militair-Etats in Friedenszeiten kannte, und sie vor seinem Eintritte ins Ministerium in einem herausgegebenen Werke dargethan hatte; so gefiel es ihm doch, eher diesen Mißbrauch fortbestehen zu lassen, als den von Struensee begonnenen Reformen zu folgen.

Wir haben bereits eine Uebersicht der Fehler und Verdienste Bernstorff's gegeben, welcher Guldbergs Stelle erhielt.

Wie glücklich würde die Administration zu nennen seyn, welche Dänemark dahin brächte, seine Kräfte während des Friedens ohne Prunk dadurch zu vermehren, daß es die nicht unumgänglich nöthigen Ausgaben einschränkte, alles entfernte, was die nützlichen Industrien behindert, und die Bestrebungen wie den Wohlstand der Einzelnen begünstigte; das sind die Elemente jeder wahrhaft politischen Größe!

Anhang vom Jahre 1801.

Im Jahre 1799 wurde ein Schwedisches, durch eine Fregatte eskortirtes Kauffarteischiff von den Engländern genommen, und für gute Prise erklärt, weil es sich geweigert hatte, sich durchsuchen zu lassen.

Dieß war für Dänemark ein Wink, daß es keine Handelsschiffe weiter eskortiren lasse, und nicht darauf Anspruch mache, über die Befugniß zur Untersuchung zu entscheiden.

Man schrie über die Ungerechtigkeit der Engländer; allein vergaß man, daß sie die Stärkern sind und wenigstens 250,000 Matrosen haben, während Dänemark deren nicht einmal 19,000 besitzt?

Zu Anfange des Sommers 1800 nahm die Dänische Fregatte die Freya von 32 Kanonen unter ihre Eskorte sieben Handelsschiffe, und erhielt den bestimmten Befehl, Gewalt zu gebrauchen, um sich nicht visitiren zu lassen. Dieses Konvoi stieß im Monate Juli an der Höhe von Ostende auf eine Englische Fregatte, die ihm überlegen war, die Freya widersetzte sich der Visitation und es kam zum Gefechte; die Dänische Fregatte und sämmtliche Fahrzeuge des Geschwaders wurden genommen und nach Portsmouth aufgebracht.

Sogleich rüsteten sich die Dänen zu Lande und zu Wasser, doch unterhandelte man auch. Den 19. August kam man überein, daß über das Recht der Engländer, die unter Eskorte segelnden Schiffe zu untersuchen, diskutirt werden solle, und die Dänischen Handelsschiffe bis zur Entscheidung ohne Eskorte fahren mögen.

Im Monate September eroberten die Engländer die Insel Malta und weigerten sich, sie dem Czar Peter I. abzutreten, welcher solche als Großmeister des heiligen Johannitter-Ordens von Jerusalem reklamirte.

Den 7. November legte der dadurch aufgebrachte Czar Embargo auf alle in den Häfen seines Reichs befindliche Englische Fahrzeuge.

In Folge dieser Maßregel veranlaßte derselbe auch Schweden und Dänemark, sich gegen die Anmaßungen Englands mit ihm zu liguiren.

Der Hof von Kopenhagen unterzeichnete diesen Traktat den 16. Dezember.

Der König von Preußen trat den 12. Februar 1801 dieser nordischen Ligue bei, und besetzte den 30. März das Hanöversche ohne Hinderniß.

Bald gewahrte man, daß die Engländer große Anstalten träfen, um diese Ligue aufzulösen.

Seit dem 14. Januar hatte ihre Regierung Befehl erlassen, sich aller Dänischen, Schwedischen und Russischen Schiffe zu bemächtigen; zu gleicher Zeit ließ sie auch eine nach dem Baltischen Meere bestimmte Eskadre ausrüsten.

Die See-Streitkräfte Englands konnten den Russen keinen großen Abbruch thun, da diese nur ein Dutzend Kauffarteischiffe in See hatten.

Kronstadt ist einem Bombardement nur wenig ausgesetzt; und selbst wenn es den Engländern gelänge, daselbst einige Krieges-Fahrzeuge zu zerstören, würde dieser Verlust einer Macht, die kein See-Staat ist, wenig empfindlich seyn.

Einige Russische Kriegesschiffe im Baltischen Meere zerstören, ist so viel, als wenn man Geräthschaften zerschlüge, die zu keinem Gebrauche bestimmt sind.

Das Russische Gouvernement hat vielleicht 200 Linienschiffe bauen lassen, die alle unnützerweise in seinen Häfen verfault sind.

Um eine Seemacht zu bilden, ist es nicht genug, wenn man bloß Kriegsschiffe fabriziren läßt, dazu gehören auch Matrosen, und Rußland hat solche nicht; es gehören hiezu auch bequeme Häfen, und im Baltischen Meere giebt es keine.

Nur im schwarzen Meere können die Russen dereinst eine Marine bekommen; die Krimm bietet ihnen gute Häfen dar.

Auch in der Levante und in Indien könnten sie die Engländer erreichen; aber in den Umständen, worin sie sich jetzt befinden, können sie letztern nicht schaden, und ihnen keinen größern Nachtheil zufügen, als sie sich selbst dadurch zuziehen, daß sie ihre Märkte den Nationen verschließen, welche ihren Produkten den vortheilhaftesten Abfluß verschaffen.

Wenn Rußland in mancher Hinsicht von Seiten Englands unverletzbar ist, so ist dieß doch mit Dänemark nicht der Fall, welches sich vielmehr durch den Beitritt zur nördlichen Ligue gegen Großbitanien großen Uebeln aussetzt. Seine Kolonien, sein Handel, ungefähr 2000 seinen Kaufleuten gehörende Schiffe werden wahrscheinlich eine Beute seiner Feinde werden, seine Hauptstadt selbst dürfte bombardirt und zerstört werden.

Da die Dänen den Vortrab Rußland's bilden, so dürften die ersten Schläge, oder vielmehr alle auf sie fallen.

Mußten diese Betrachtungen den Hof von Kopenhagen nicht abhalten, sich dieser Ligue anzuschließen?

Er hatte Zweifels-ohne mächtige Motive, sich Rußlands Wohlwollen zu erwerben; allein konnte er nicht seine unterm 19. August mit England getroffene Uebereinkunst anführen? Hätte er nicht als Entschuldigung die Gefahren, welchen ihn ein Bruch mit dieser Macht aussetzte, vorschützen können? Zwar schwächten die vorher von ihm angeordneten Rüstungen, um England Trotz zu bieten, diese Entschuldigung sehr, die an und für sich so gewichtig war, doch hätte man so lange als möglich einer bestimmten Antwort answeichen sollen. War es endlich nicht nothwendiger, einen Bruch mit den Engländern zu vermeiden, selbst wenn der Czar sich dadurch etwas beleidigt fühlte, als daß man sich solchen Uebelständen bloß stellte, vor denen seine Hilfsleistungen Dänemark nicht bewahren konnten?

Es schien auch, daß der Kopenhagener Hof die Folgen dieses Engagements einsah, denn er wollte den 16. Dezember 1800 bei dessen Unterzeichnung Einschränkungen treffen; allein der Czar zeigte sich darüber sehr unzufrieden, entließ die Dänische Legation von St. Petersburg, und berief seinen Minister in Kopenhagen zurück.

Vielleicht hätte das Dänische Gouvernement sich diesen Umstand zu Nutze machen sollen, um sich aus dieser Ligue zu ziehen; der Schade, den der Czar ihm zufügen konnte, war noch entfernt, seine üble Stimmung konnte sich mit der Zeit legen, und man hat Ursache zu glauben, daß Dänemark mit einem diplomatischen Verweise davon gekommen wäre.

Wie glücklich würde ein Volk seyn, wenn die Zwistigkeiten seines Gouvernements mit dem Fremden sich immer um einen solchen Preis endigten!

Wahrscheinlich waren diese Reflexionen dem Kopenhagener Kabinet nicht entgangen, und würden vielleicht über sein Verhalten entschieden haben, wenn Frankreichs Einfluß nicht die Wage zu Gunsten der Ligue gegen England geneigt hätte.

Frankreich indessen, weit entfernt dadurch, daß es die Dänen mit den Engländern entzweite, zu gewinnen, setzte sich nur der Gefahr aus, sowohl das Asyl, welches die Französischen Schiffe in den Antillen fanden, als auch die See-Munitionen, welche

ihm die Dänen zuführten, zu verlieren; doch vielleicht waren es höhere Rücksichten, welche die Dänischen Unterhändler bei dieser Gelegenheit leiteten.

Wie dem auch sei, so schickte der Kopenhagener Hof den Maltheserritter, Grafen von Lowendahl, nach Petersburg, sich ohne Einschränkung in den Willen des Kaisers von Rußland zu fügen.

Von diesem Augenblick an mußte sich Dänemark gefaßt machen, einen Kampf gegen die Engländer zu bestehen; es war leicht voraus zu sehen, daß es ihnen nicht lange Widerstand leisten können werde.

Zu Lande kann eine Armee von 30,000 Kombattanten eine andere von 60,000 Mann schlagen; die Geschichte liefert davon manches Beispiel. Allein in einem Seekrieg zwischen zwei Nationen, die in der Manövre-Kunst gleich geschickt sind, braucht man nur die einander entgegen gestellten Schiffe und Kanonen zu zählen, um zu erkennen, auf welcher Seite sich der Sieg entscheiden werde.

Da nicht zu bezweifeln war, daß die Engländer mit einer zahlreichern Flotte erscheinen werden, so versuchte man es auch nicht, ihnen eine entgegen zu stellen.

Die Hoffnung, sie bei der Passage des Sundes aufzuhalten, war sehr schwach, obgleich die Festungswerke von Kronenburg seit einigen Jahren bedeutend vermehrt worden waren. Der Sund, diesem Schlosse gegenüber, mißt nach Wilsen 1995 Toisen, nach Catteau sogar nur 1331, und dieß ist der schmalste Ort des Passes. Demnach würden die 600 und selbst nur 400 Toisen weit von Kronenburg vorbeipassirenden Schiffe nur wenig vom Geschütze dieser Platzes belästigt werden: man lasse es sich nur nicht einfallen, von dieser Entfernung aus, auf einen Gegenstand zu schießen, der so wenig Fläche als ein Schiff auf der See darbietet; angenommen, daß eine Flotte durch den Wind oder die Strömung genöthigt worden wäre, sich Kronenburg zu nähern, so würden zwei oder drei Linienschiffe um so mehr hinreichend gewesen seyn, dessen Batterien zum Schweigen zu bringen, da man daselbst nicht die geringste Anordnung getroffen

hatte, mit glühenden Kugeln zu feuern, was gleichwohl die einzige Art ist, Landbatterien den Kriegsschiffen furchtbar zu machen. Uebrigens erstreckt sich der enge Theil des Sundes nicht weit; der Kanal ist sonst überall breit genug, dergestalt, daß die Gefahr, wenn wirklich eine vorhanden gewesen, bald beseitigt worden wäre.

Um indessen nichts zu vernachlässigen, den Feind bei dieser Straße aufzuhalten, begab sich der Kronprinz von Dänemark in Person zum Könige von Schweden, um ihn zu veranlassen, daß er seinerseits Batterien in Helsinborg etablire; doch der König von Schweden weigerte sich, dieser Maßregel beizutreten, wenn die Dänische Regierung sich nicht dazu verständige, von nun an den Sundzoll mit Schweden zu theilen.

Aus dieser Antwort kann man entnehmen, was von einem solchen Verbündeten zu hoffen stand.

Den 13. März 1801 segelte der Englische Admiral, Sir Hydeparker von Yarmouth aus mit zwei Schiffen von 98 Kanonen, 15 von 74 und 36 Fahrzeugen von geringerer Größe ab, unter welchen man 11 Bomben-Galionen zählte.

Dem Parker waren Lord Nelson und der Admiral Graves als Lieutnants beigegeben.

Am 28. schickte er einen Parlementair an den Kommandanten von Kronenburg, um bei ihm anzufragen, ob er auf die Englische Flotte, welche sich anschicke, den Sund zu passiren, schießen lassen werde. Der Kommandant antwortete, er habe Ordre zu feuern.

Den 30. stellten sich acht Englische Schiffe, obschon bei ungünstigem Winde, dem Schlosse von Kronenburg gegenüber auf, welches eine Kanonade auf dieselben begann, während der Ueberrest der Flotte hinter ihnen defilirte.

Diese Kanonade verursachte bloß einen vergeblichen Lärm, denn die Englischen Schiffe befanden sich in zu weiter Entfernung, als daß jene von Wirkung seyn konnte.

Gegen Mittag erschien die ganze Englische Flotte vor Kopenhagen.

Die Hauptstadt Dänemarks besteht aus zwei Theilen, der

eine gegen Abend liegt auf der Insel Seeland, der andere gegen Morgen auf der Insel Amak; der Handelshafen befindet sich gegen die westliche Seite zu und der Militair-Hafen gegen die Insel Amak. Diese beiden Stadttheile sind mittelst einer langen hölzernen Brücke mit einander verbunden. Der Eingang in den Hafen ist für große Schiffe nur gegen Norden praktikabel, und wird durch die auf der Insel Seeland befindliche Zitadelle, durch das in der Rhede selbst gelegene Fort der 3 Kronen, durch die Werke auf der Insel Amak, und vorzüglich durch die Untiefen vertheidigt, die es den Schiffen nicht möglich machen, nahe genug heranzukommen, um mit ihren Kanonen den Hafen oder die Stadt zu treffen.

Kopenhagen hat also nicht das Geringste von den Kanonen einer feindlichen Flotte zu befürchten; allein der Mörser der Bomben-Galioten kann sein Feuer in alle Punkte der Stadt und des Hafens schleudern, und reicht sogar noch weiter. Daher ist Kopenhagen auch gegen ein Bombardement von der Seeseite her nicht geschützt.

Das seit einigen Jahren erst bestehende Fort der 3 Kronen reicht nicht hin, die Gefahr zu entfernen.

In den kritischen Umständen, worin man sich befand, suchte man diesem Mangel dadurch abzuhelfen, daß man mehrere entmastete, und mit Kanonen versehene Schiffe zusammen befestigte, und sie vorwärts der den Eingang zum Hafen deckenden Untiefen aufstellte.

Vier von diesen Schiffen vertheidigten die Approschen des geringen Zwischenraumes, welcher durch die Zitadelle und das Fort der drei Kronen gebildet wird.

An zwanzig andere entmastete Schiffe oder schwimmende Batterien bildeten eine Vertheidigungslinie vorwärts des Zwischenraums, der sich vom Fort der drei Kronen, bis zur Insel Amak erstreckt, ein Intervall von mindestens 3,000 Toisen.

Die Besatzung dieser schwimmenden Batterien bestand aus Leuten, die man bei Annäherung des Feindes in der Stadt selbst zusammengebracht hatte, und zeigte guten Willen. Sie hatten sich zu dem Behufe Haufen-weise eingefunden; denn der

Eifer der Einwohner, zur Vertheidigung der Stadt beizutragen, war sehr groß; jeder eilte herbei, seine Dienste anzubieten.

Am 2. April griff Lord Nelson die 13 schwimmenden Batterien, welche die Rechte der Vertheidigungslinie der Dänen bildeten, an; zwei dieser Batterien waren von 74 Kanonen, die andern aber viel geringer.

Nelson attakirte mit dreißig Schiffen, dabei befanden sich 12 Linienschiffe und 8 Fregatten.

Wie ungleich der Kampf auch war, so dauerte er doch vier und eine halbe Stunde. Die Dänen unterlagen, aber mit Ehre. Gegen Ende der Aktion ließ das Feuer des Englischen Geschüzzes so sehr nach, daß mehrere darunter, das Admiralschiff mitgerechnet, nur noch aus einigen Stücken feuerten. Da schickte Nelson einen Parlementair, um Einstellung der Feindseligkeiten vorzuschlagen, was auch angenommen wurde.

Diese Demarsche schien gut gemeint, denn die 13 angegriffenen Dänischen Batterien waren verloren, die größte davon, der Danebrog, war in die Luft geflogen, und der Ueberrest so übel zugerichtet, daß die Engländer nur eine einzige mitnehmen konnten. Allein Nelson ließ bloß diesen Waffenstillstand vorschlagen, um drei von seinen auf einer Untiefe unter dem Feuer des Forts der drei Kronen engagirten Schiffe zu retten.

Die Einstellung der Feindseligkeiten wurde hierauf auf 14 Wochen verlängert, ohne jedoch Norwegen, Schleswig, Holstein, die außerhalb des Baltischen Meeres befindlichen Fahrzeuge, und die Dänischen Kolonien mit darunter zu begreifen.

Der Kopenhagener Hof sah sich endlich genöthigt, von der Koalition des Nordens abzugehen, und den Seehandel seines Landes der Willkühr der Engländer Preis zu geben.

Diese hatten das Ansehen, als wenn sie eines schwachen Feindes schonten, während sie die Früchte eines vollständigen Sieges über ihn davon trugen.

Parker zeigte während des Waffenstillstandes eine Art Großmuth; er bezahlte die für seine Flotte verlangten Lieferungen baar, und erlaubte die Absendung einiger mit Lebensmitteln versehenen Fahrzeuge, nach Norwegen.

Da er ohne Zweifel nicht wußte, daß die Dänen Hamburg und Lübeck besetzt hatten, so verlangte er die unmittelbare Räumung derselben auch nicht.

Der Verlust der Dänen in dem Kampfe vom 2. April betrug nach dem Berichte des Kommodors Fiske, welcher deren Vertheidigungslinie befehligte, sechszehn bis achtzehnhundert Getödtete oder Verwundete.

Die Nachricht von diesem Erfolge wurde vom Englischen Parlamente mit außerordentlicher Freude aufgenommen und solcher als eine der rühmlichsten Thaten betrachtet. Es votirte Monumente für die beiden, auf dem großen Schiffe in der Schlacht getödteten Kapitaine, ein gewöhnlicher Gebrauch bei ihm, wie man sagt, der zu zeigen scheint, daß der Seekrieg wenig mörderisch ist.

Die von den Dänen bei dieser Gelegenheit getroffenen Vertheidigungsanstalten, konnten nicht sehr wirksam seyn.

Die Linie der entmasteten Schiffe, oder schwimmenden Batterien, welche sie etablirt hatten, war von den benachbarten Wällen nicht genugsam geschützt und der von den Engländern angegriffene und umgangene rechte Flügel fast gar nicht unterstützt.

Die Pontonslinie, um den Hafen und die Stadt gegen eine Kanonade zu vertheidigen, war nicht nothwendig, da die Untiefen dazu hinreichten. Um sich vor einem Bombardement zu sichern, hätte diese Linie von Batterien mit glühenden Kugeln schießen sollen, da dieses Mittel, wie bereits erwähnt, das einzigste ist, sie furchtbar zu machen.

Sie konnte demnach keinen entscheidenden Dienst leisten, der den Verlust an Menschen und Schiffen, die man dazu gebrauchte, aufwog.

Ging es nicht an, mit glühenden Kugeln zu feuern, und wollte man gleichwohl den Kampf mit den Engländern bestehen, so mußte man die Flotte zu rechter Zeit in See gehen lassen, dieselbe durch Heranziehung der See-Streitkräfte der Alliirten zu verstärken suchen, eine vortheilhafte Stellung nehmen, und das Loos einer Schlacht versuchen.

Mißlang diese, so würde Karlskrona zum Zufluchtsorte gedient haben.

Wahrscheinlich ist es, daß man durch das gegen die Schweden gehegte Mißtrauen von diesem Schritte abgehalten wurde.

Statt daß man Vertheidigungs-Maßregeln zu ergreifen suchte, wäre es vorzüglicher gewesen, den Angriff der Engländer abzuwenden, wenn man nämlich vermieden hätte, sie zu reizen.

Wozu nahm man eine feindliche Stellung gegen eine Macht, welcher man gewiß war, nach einigen Stunden Widerstand weichen zu müssen?

Haben die Dänen bei dieser Gelegenheit sich Fehler zu Schulden kommen lassen, so war das von den Engländern beobachtete Verhalten auch nicht frei von Mißgriffen.

Ohne zu untersuchen, ob sie gegen die Dänen eine wenig nothwendige Expedition der Art zu unternehmen brauchten, während sie so wichtige Geschäfte in Egypten zu beendigen hatten, muß man doch bemerken, daß der Angriff vom 2. April auf die Vertheidigungslinie vor Kopenhagen überflüssig war; hätte Parker diesen Platz blokirt, indem er einige Fregatten zur Bewachung der Passagen der Belten abschickte, so würde Kopenhagen bald genöthigt gewesen seyn, aus Mangel an Lebensmitteln zu kapituliren.

Der Angriff selbst wurde schlecht geleitet. Die Schiffe, welche die Vertheidigungslinie der Dänen bildeten, waren nicht wie die Französischen bei Abukir verbundenen Schiffe geordnet: diese konnten die Anker lichten und die Mastbäume koupiren, um sich gegen den Feind in Bewegung zu setzen; ein Theil von ihnen konnte denen, welche mit dem Feinde engagirt seyn mogten, zu Hilfe kommen.

Allein die Dänischen entmasteten Fahrzeuge, die jeder Mittel, sich vor- oder rückwärts zu bewegen, beraubt waren, befanden sich in der Nothwendigkeit, unbeweglich stehen zu bleiben. Nelson konnte also hier leicht zum Zwecke gelangen, wenn er sie successive, eins nach dem andern, angriff, statt daß er dreizehn auf Einmal attakirte, eine Operation, bei welcher er mehr

einer Anwandlung von Kühnheit als der Klugheit folgte, und die ihm mehr als 1000 seiner Leute kostete.

In der Nacht vom 23. und 24. März 1801 widerfuhr dem Czar Paul I. dasselbe Schicksal, das seinem Vater beschieden war; er büßte in Folge einer gegen ihn geschmiedeten Konspiration sein Leben ein.

Den nämlichen Tag vor dieser Katastrophe hatte er seinen Minister in Kopenhagen zurückberufen.

Sein Tod machte sowohl diese Zurückberufung, als die feindlichen Anordnungen, welche er gegen Dänemark zu treffen schien, rückgängig, und die Aufregungen des Nordens wurden gestillt.

Bemerkenswerth ist es, daß während die Engländer so harte Schläge den Dänen versetzten, sie die unter Preußischer Flagge segelnden Schiffe mit so gewissenhaften Rücksichten behandelten. Der Könjg von Preußen war im Geheimen ihr Verbündeter, obgleich er dem Scheine nach sich der gegen sie gebildeten nordischen Ligue anschloß. In Uebereinstimmung mit ihnen besetzte er das Hannöversche, um es vor einer Französischen Invasion zu retten. Auch beschützte er das Eigenthum der Engländer zu Hamburg, und verhinderte die Dänen, sich desselben zu bemächtigen.

Seit dem 7. Mai verlangte er von Letztern, daß sie die Schiffahrt nach der Elbe eröffneten, und nöthigte sie, den 23. desselben Monats noch vor dem Friedensschlusse, und ohne die geringste Ausgleichung, Lübeck uud Hamburg zu räumen.

Den 1. Juni darauf gab England die in seinen Häfen zurückgehaltenen Dänischen, Schwedischen und Russischen Fahrzeuge frei, und später die Dänischen Kolonien, von welchen es Besitz genommen hatte, wieder heraus.

Seine Flotte blieb im Baltischen Meere bis die Negociationen mit den nordischen Mächten geschlossen waren, nämlich bis Ende Juli.

Die Lehre, welche die Dänische Regierung erhalten, kam ihr, wie man sagt, nahe an 50 Millionen Livres zu stehen, die Verluste nicht mitgerechnet, welche ihr Seehandel erlitten hatte.

Diese Lektion ist theuer, kann ihr aber in so fern von Nutzen werden, wenn sie dieses Gouvernement veranlaßt, sich für die Zukunft auf die einem schwachen Staate gebührende Rolle zu beschränken; die unnützen Ausgaben im Civil- wie im Militairstande abzuschaffen; an den Streitigkeiten, welche andere Mächte mit einander haben, keinen Theil zu nehmen; auf großen Glanz und große Unternehmungen zu verzichten, die es nur noch mehr erschöpfen würden; endlich daß es geräuschlos durch die Industrie und friedlichen Arbeiten derer, welche unter seiner Bothmäßigkeit stehen, sich zu stärken suche.

Verbesserungen.

I. Theil.

Seite IV Zeile 10 von unten statt ist lies sind. S. 6 Z. 14 v. u. st. ein öffentliches l. einem öffentlichen. S. 21. Z. 9 v. u. st. es er. S. 29 Z. 1 v. o. st. waren l. war. S. 32 Zeile 15 v. o. nach zu gleicher fehlt: Zeit. S. 35 Z. 16 v. o. st. danoch l. danach. S. 44 Z. 17 v. o. nach 38000 fehlt: Thaler. S. 88 Z. 7 v. u. st. die Kommission l. der Kommission. S. 96 Z. 18 v. o. st. entzweite l. entzweiten.

II. Theil.

Seite 4 Z. 13 v. o. statt vormals Bauern genannt, l. mit andern Worten, die Bauern. S. 7 Z. 12 v. u. st. die Russischen l. Mehrere Russische, und Z. 2 v. u. st. 21 l. 41. S. 18 Z. 14 v. o. st. Krone l. Armee. S. 19 Z. 5 v. o. st. kommen l. kamen. S. 25 Z. 10 v. o. st. würden l. würde. S. 91 Z. 2 v. u. st. den Bedürfnissen l. den Ertrag des Bodens und die Bedürfnisse. S. 121 Z. 13 v. u. st. wie wirklichen l. die wirklichen. S. 138 Z. 8 v. u. st. die zählt l. die Stadt zählt. S. 141 Z. 12 v. u. st. Feindes l. Friedens.

